This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

T. Speeleveldt's

Mitglieds der Zeeländischen Gesellschaft der Wissenschaften,

Briefe

über die

Insel Walcheren.

Luctor et emergo!

Aus dem Holländischen

übersetzt und mit einigen Anmerkungen begleitet.

Weimar,

im Verlage des F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs.

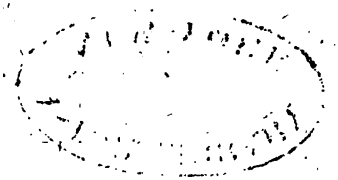
1810.

Bibliothek
der
neuesten und wichtigsten
Reisebeschreibungen
zur
Erweiterung der Erdkunde
nach einem
systematischen Plane bearbeitet,
und in Verbindung
mit einigen anderen Gelehrten gesammelt
und
herausgegeben
von
M. C. Sprengel,
fortgesetzt
von
T. F. Ehrmann.

Ein und vierzigster Band.

Weimar,
im Verlage des F. S. privil. Landes-Industrie-Comptoirs.
1810.

ASTOR LIBRARY
NEW-YORK



Vorbericht.

Die Insel Walcheren ist in unsern Zeiten aufs Neue durch die Wegnahme von Vlissingen durch die Britten und die übrigen Vorfälle daselbst, jedem aufmerksamen Zuschauer im großen Weltheater — und welcher denkende Mensch sollte dies jezt nicht seyn? — gewiß so merkwürdig und interessant geworden, daß jeder Beitrag zur näheren Kunde dieses bisher im Auslande nicht hinreichend bekannten Fleckchens der Erde, dem wißbegierigen Lesefreunde willkommen seyn muß; besonders wenn derselbe auch einigen Aufschluß über die erst jezt durch das

schnelle Hinsterben so vieler Engländer auffallend gewordene Ungesundheit der Luft dieser Insel mittheilt.

Diesen, so wie mehrere sehr schäzbare, interessante, unterhaltende Nachrichten über die Insel Walcheren und über die feste Seestadt Vlissingen, giebt uns das Werkchen, das hier dem teutschen Lesepublikum in teutschem Gewande vorgelegt wird, und das im J. 1808 im Haage in der Urschrift unter dem Titel:

Brieven over het Eiland *Walcheren*, van T. Spreleveld, Lid van het Zeeuwsch Genootschap der Wetenschappen. Met Platen. —

erschienen ist.

Der Verfasser sagt sogleich in seinem Vorberichte, daß man in diesem Werkchen keine vollständige systematische Beschreibung der Insel Walcheren erwarten solle, indem er während seines Aufenthalts auf dieser Insel, seiner vielen Geschäfte wegen, weder Zeit noch Gelegenheit gehabt habe,

eine solche gehörig auszuarbeiten; er wolle hier bloß Bruchstücke, nämlich seine einzelnen Bemerkungen über das, was er auf Walcheren gesehen, gehört und erfahren hat, ohne bestimmte Ordnung in Briefen mittheilen; und sich der Briefform bedienen, um seinen Gedanken über mancherlei Gegenstände desto freiern Lauf lassen zu können.

Er hat Wort gehalten. Er hat sehr interessante Schilderungen, mancherlei Nachrichten, kurze Notizen, Anekdoten und andere meist sehr schätzbare Beiträge zur Kunde der Insel Walcheren und insbesondere auch über die Beschaffenheit ihres Klimas mitgetheilt, die sicher von jedem Liebhaber mit Vergnügen und Nutzen werden gelesen werden. Um von der Reichhaltigkeit dieses Werkchens überzeugt zu werden, darf man nur die Inhaltsanzeige überblicken.

Auf der andern Seite hat der Verfasser auch Wort gehalten, und seinen Gedanken oft nur einen allzufreien Lauf gelassen, so daß er beinahe zum Schwätzer geworden ist; diesem Uebel hat der teutsche

Uebersetzer dadurch abzuhelfen gesucht, daß er solche Abschweifungen, da wo sie den teutschen Lesern mißfallen konnten, abkürzte, zum Theile auch, wie es angemerkt ist, ganz wegschnitt. Von dem Uebrigen ist nichts verstümmelt worden.

Aber auch die Kupfer sind bei dieser Uebersezzung weggelassen worden, um dieselbe nicht zu vertheuern, besonders da sie ziemlich entbehrlich waren.

Der Herausgeber

T. F. Ehrmann.

Inhalt.

Erster Brief.

Name, Ursprung und Aufblühen von Vlissingen. — Karl V. . . . . S. 3

Zweiter Brief.

Die Schiffsbocke zu Vlissingen. 8

Dritter Brief.

Gebäude zu Vlissingen. — Stadthaus. — Wilhelm I. — Geschichte eines Löwen. . . . 14

Vierter Brief.

Aufschrift auf dem Middelburger Thore, und Don Paricco. 17

Fünfter Brief.

Die Trille oder der Drehkäfig. — Der Admiral Ruiter. 23

Sechster Brief.

Wissenschaften. — Madame Wolf. — Bellamy. 25

Siebenter Brief.

Katholische Kirche. — Seedämme. 30

Achter Brief.

Der Pfahlwurm. 38

Neunter Brief.

Abnahme der Dünen. 43

Zehnter Brief.

Das Bauernturnier oder Ringelrennen. . . . 48

Eilfter Brief.

Middelburg. 51

Zwölfter Brief.

Sklavenhandel. 55

Dreizehnter Brief.

Die Grabschrift. — Die beiden Liebenden. . . 59

Vierzehnter Brief.

Westkapelle. — Domburg. 63

Fünfzehnter Brief.

Domburg und seine Alterthümer. 68

Sechszehnter Brief.

Veere. 83

Siebenzehnter Brief.

Rammekens und seine Rhede. 86

Achtzehnter Brief.

Arnemuiden. — Geschichte und Einwohner. . . 91

Neunzehnter Brief.

Kleidung der Einwohner von Arnemuiden. — St. Joosland. 100

Zwanzigster Brief.

Terpen und Wieren. 102

Ein und zwanzigster Brief.

Luftbeschaffenheit. — Lebensweise. — Bäume. . 113

Zwei und zwanzigster Brief.

Boden. — Erdfälle. — Produkte dieser Insel. . 124

Drei und zwanzigster Brief.

Einwohner. — Sitten. 131

Vier und zwanzigster Brief.

Allgemeine Bemerkungen über das Abnehmen der Dünen auf der Insel Walcheren. 133

L. Speeleveldt's

Mitglieds der Zeeländischen Gesellschaft der Wissenschaften

Briefe

über

die Insel Walcheren.

Aus dem Holländischen

X. Speeleveldt's

Briefe

über

die Insel Walcheren.

Erster Brief.

Name, Ursprung und Aufblühen von Vlissingen. — Karl V.

Mein Freund!

Ohne Sie mit einer langweiligen Untersuchung über den Ursprung des Namens Vlissingen zu ermüden, will ich bloß von den Flaschen sprechen, welche der heilige Willebrord hier zurücklassen mußte, als er gezwungen ward, das Land zu räumen. Von diesen merkwürdigen Flaschen, (holl. Flessen) die man als Heiligthümer verwahrte, möchte wohl die Stadt ihren Namen erhalten haben, um so mehr, da dieselbe auch eine Flasche in ihrem Wappen führt. Bei den

übrigen Ableitungen dieses Namens will ich mich nicht weiter aufhalten.

Als die Römer die Insel Walcheren beschifften, schienen sie bloß allein Domburg und Westkapelle besucht zu haben, welche damals die einzigen zum Handel tauglichen Orte waren, von wo man aus, besonders von Domburg, starken Handel nach England trieb. Damals hieng Flandern noch mit Walcheren zusammen und nach der Meinung mehrerer Schriftsteller ergoß sich damals die Schelde, mit der Maas vereinigt, in mehreren Kanälen in den Roompot und in das Meer. Die größte Tiefe dieser Flüsse muß dann auf der Nord- und Ost-Seite von Walcheren gewesen seyn, um so mehr, da ihre Gewässer sich hinreichend über die niedrigen Felder verbreiten konnten, und nicht in enge Betten beschränkt waren, weßwegen dann die Kanäle auf der Westseite keine tiefe Betten haben konnten. Middelburg muß damals bloß eine einfache Festung gewesen seyn, um die Einwohner der verschiedenen Inseln im Zaume zu halten, und Vlissingen, ein armes Dorf, lag nicht an der Mündung des Flusses, sondern unmittelbar am Meere.

Als aber endlich die zunehmende Bevölkerung die Vergrößerung des Landes beförderte, und die nachmalige Eindämmung des Flusses denselben allzusehr einengte, so suchte er sich mit Gewalt andere Oeffnungen zu seinem Durchgange, und wahrscheinlich auf diese Weise

nemlich Walcheren von Flandern und ergoß sich in die Westerscheldе. Dadurch entstand die berühmte Bai, von welcher man noch jetzt die Spuren in den Buchten von Arnemuiden und Welzingen sieht, und nun lag Middelburg, sowohl für die innere, als auswärtige Schiffahrt bequem, und durch die Abnahme des Ufers mußten Domburg und Westkapelle zu Grunde gehen, und ihr Untergang das Aufblühen jener Stadt begünstigen.

Durch das Durchbrechen zwischen Nordbeveland und Walcheren veränderte sich die Gestalt von Allem wieder, und durch ein Zusammentreffen von verschiedenen Umständen wurde die vom Wasser ausgegrabene Bai in ein fruchtbares Inselchen verwandelt, und Vlissingen begonn nun eine, für den Seehandel günstige Lage zu gewinnen, welchen Vortheil jetzt Middelburg zu entbehren anfieng. Eine ausnehmend schöne Rhede hinter dem Schoonevelд, auf welcher die größten Kriegsschiffe ankern konnten, eine freie Verbindung mit Flandern und zugleich mit der Nordsee, die unmittelbar mit den Gewässern zusammenhängt, welche die Mauern von Vlissingen bespülen, mußten diese Stadt, so hoch auch Middelburg aufgeblüht war, zu einem Wohlstande erheben, der mit dem dieser letztern um den Rang stritt.

Die Häringsfischerei war das erste Gewerbe, durch welches Vlissingen anfieng aufzublühen; doch er-

ward es seinen meisten Reichthum in den kummervollen, doch rühmlichen Zeiten, in welchen unser Vaterland mit einem der mächtigsten Monarchen im Kriege begriffen war. Nicht unrichtig sagt das Sprüchwort: „Es müsse ein unglückliches Land seyn, in welchem es nicht wenigstens Jemanden wohlgienge!"

Die erste unserer Städte, welche Muth genug hatte, sich von Alva's Tyrannei loszureißen, war auch die erste, welche die Früchte ihres vaterländischen Freiheitseifers genoß. — Dieselbe Unwissenheit, welche den Pacieco ins Verderben brachte, da es ihm unbekannt war, daß die Stadt sich mit den Staaten von Holland vereinigt hatte; lieferte auch zwanzig reich beladene Schiffe, die aus Portugal nach Antwerpen bestimmt waren, in ihre Hände. In demselben Jahre machten die Vlissinger durch ihren Muth noch einen größeren Gewinn, indem sie eine starke Flotte besiegten, welche der Herzog von Medina-Coeli, Alva's Nachfolger, selbst aus Portugal nach Antwerpen geleitete; sie bemächtigten sich aller Kauffahrteischiffe, welche unter dem Schutze dieser Flotte segelten, machten eine Beute von 6 bis 700,000 Kronen, und richteten ein schröckliches Blutbad unter den 2000 Spanischen Soldaten an, welche sich auf dieser Flotte befanden, so daß der Herzog selbst nur mit Mühe noch entrinnen konnte.

In diesem Kriege vermehrten die Vlissinger ihre Seemacht so sehr, daß sie eine Zahl von 150 Schif-

sen auf dem Meere hatten, mit welchen sie unwiderstehlich den Feinden des Vaterlandes den größten Abbruch thaten. Das Gelingen ihrer Anschläge machte sie so kühn und übermüthig, daß sie sich sogar bis in die Stadt Antwerpen wagten, um daselbst Einwohner aufzuheben.

Vermuthlich ist auch dies die Ursache, warum die Einwohner von Vlissingen noch lange nachher diesen kriegerischen Geist beibehalten, und sich durch Kapereien berüchtigt gemacht haben, in welchen sie oft mit den Dünkirchern um den Preis des Uebermuthes und der Verwegenheit wetteiferten.

Die Dienste, welche sie, außer den für sich erworbenen Vortheilen, durch ihre Seezüge dem Vaterlande erwiesen, wurden ihnen auch noch durch Wilhelm I. mit der Ertheilung mehrerer Vorrechte belohnt. Außerdem gewann diese Stadt, besonders im vorigen Jahrhunderte, auch ungeheuer viel durch ihren lebhaften Handel mit England.

Kaiser Karl V. erkannte so gut die damalige Wichtigkeit dieses Ortes, daß er ihn den Schlüssel der Niederlande nannte; der Verlust dieses Schlüssels kam seinem bethörten, unvorsichtigen Sohne sehr theuer zu stehen. Es ist bekannt, daß noch bei Lebzeiten dieser beiden Fürsten, Vlissingen ein Schauspiel darbot, welches ganz Europa in Erstaunen setzte; nämlich ein Vater entsagte freiwillig seinem großen Reiche, um es seinem Sohne abzutreten. Der Größe der

Welt müde, nach einem thatenvollen Leben sich nach Ruhe sehnend, niedergedrückt von körperlichen Gebrechen, schiffte sich Karl V. zu Vlissingen ein, um sich auf immer in die Einsamkeit zu begraben, und noch bei seinem Leben sein Leichenfest zu begehen. Die aufrichtigen Thränen der Niederländer begleiteten ihn, als ob sie schon zum Voraus die Leiden geahnet hätten, die ihnen sein Sohn verursachen würde; diese Leiden aber waren die Grundlage zu ihrer nachmaligen Größe; denn sie führten ihre Unabhängigkeit herbei.

Zweiter Brief.

Die Schiffsdocke zu Vlissingen.

Die größte Merkwürdigkeit von Vlissingen ist die Schiffsdocke, welche sowohl in Betracht ihrer Lage, als ihrer Größe eine der schönsten in den Niederlanden ist.

Diese Docke ist in dem Jahre 1688 angelegt worden, und kann eine Flotte von 80 Kriegsschiffen fassen. Sie verdient gewiß eine kurze Beschreibung, die ich Ihnen hier davon mittheilen will.

Der neue Seehaven auf der Ostseite der Stadt erstreckt sich durch zwei große, mit Pfahlwerk und Steindämmen eingefaßte, Kanäle in das Meer hinaus; weiter läuft derselbe innerhalb der Stadt in einer Länge

von ungefähr 80 Ruthen, parallel mit den Wällen gegen Norden hin, bis zu der Seeschleuse, welche ihn von der Schiffsdocke trennt. Diese Schleuse ist sehr gut gemacht; besonders ist der Bau der Schleusenthüren wegen ihrer Festigkeit merkwürdig; auf der Seeseite sind zwei Thüren, bestimmt den Andrang des Wassers gegen die Schleuse minder gefährlich zu machen, und die Docke bei allen nöthigen Ausbesserungen sicher zu stellen. Ueberdies sind an jeder Seite der Schleuse Oeffnungen, welche sowohl, als die ganze Schleuse selbst, dazu geeignet sind, einen anhaltenden Wassererguß in dem Haven zu unterhalten, um denselben vor der Verschlämmung zu verwahren. Hinter dieser Schleuse liegt die Docke, deren größte Länge wenigstens 195 Ruthen beträgt, und gegen Nordwesten der Richtung der Wälle folgt; die größte Breite ist von 21 bis 22 Ruthen. Am Ende derselben lag ein hübsches Wäldchen, das aber seither in einen Waffenplatz verwandelt worden ist; doch ist noch der ganze Rand um die Docke her mit schönen schattigen Bäumen besetzt, welche den herrlichen Anblick, den dieselbe gewähret, noch um Vieles verschönern, da auch sehr schöne Gebäude darum her stehen. Noch prächtiger ist dieser Anblick, wenn die Docke voll großer Schiffe liegt.

In der Mitte von dieser Docke ist die sogenannte trockene Docke angebracht, wo die größten Schiffe ohne viele Mühe beschlagen und gekalfatert werden können. Diese Docke ist gänzlich verfallen, so daß man nichts mehr davon sieht, als ihre Stelle und die Schleuse

an dem südlichen Ende derselben. Die Ursache dieses Verfalles ist mir unbekannt, und ich begreife nicht, wie man einen so vortheilhaften Bau eingehen lassen konnte, da doch die Kosten seiner Unterhaltung nicht sehr beträchtlich waren. Wir wissen aus gleichzeitigen Geschichtsbüchern, wie einfach die Art war, auf welche man die Schiffe aufs Trockene brachte. Die noch vorhandene Schleuse dieser trockenen Docke dient zur Verbindung mit dem alten Haven, welcher auf der Westseite des neuen liegt, welcher sich wieder nach dem nordwestlichen Theile der Stadt wendet, und mit einem anderen Arme vier Wasserbecken bildet, in welchen Privatschiffe und kleinere Fahrzeuge ganz bequem liegen können.

Hinter dem letzten Wasserbecken des alten Havens, doch außerhalb der Stadt, liegt das sogenannte Mühlenwasser. Dies ist ein großes Becken an dem Ende des Grabens, von welchem es durch einen steinernen Damm getrennt ist. Ehemals konnte man so viel Wasser, als die Flut zuließ, in dieses Becken lassen, und dasselbe darin behalten, um zur Zeit der Ebbe in dem hinteren Ende der westlichen Docke, vermittelst einer kleinen Schleuse, die mit beiden Gemeinschaft hatte, einige Strömung zu bewirken. Seit aber die Scheidewand zwischen dem Mühlenwasser und dem Graben, nämlich der steinerne Damm vor Alter zerfallen ist, so ist dieser Wasserbehälter größtentheils, oder wohl ganz unbrauchbar geworden.

Sie ersehen aus dieser kurzen Schilderung, daß man alles gethan hat, um auf die einfachste und vernünftigste Weise, die Verschlämmung des Hafens und der Docken möglichst zu verhindern; darum verschloß man die große Docke gänzlich vor dem Flutwasser, welches den Unrath herbeiführt, durch Schleusen, und diese Schleusen dienten zugleich dazu, nach Willkür Wasser in die große Docke zu lassen, und den neuen und alten Haven auszuspülen, wozu denn noch bei dem letzteren auch die vorgedachte kleine Schleuse und das Mühlenwasser dienten.

So sehr man auch dem Anscheine nach Alles gethan hatte, um eine Flotte sicher aufnehmen und ausbessern zu können, so hatte doch der ganze Bau mehrere Fehler, welchen man hätte abhelfen können.

Denn erstens ist die Entfernung der Schleuse, durch welche die große Docke mit dem alten Haven zusammenhängt, allzuweit von der Mündung desselben entfernt, als daß dadurch eine genugsame Strömung hervorgebracht werden könnte, und dieses Gebrechen nimmt noch durch den sich verschlämmenden Zustand dieser Schleuse, zu. Es ist derselbe Fall mit der vorgedachten kleinen Schleuse an dem Mühlenwasser; denn dieses Schleuschen ist zu klein, und noch weiter von der Mündung des Havens entfernt. Man ward dadurch veranlaßt, zu mehrmaligen Ausräumungen dieses letzteren seine Zuflucht zu nehmen. Dieser Mangel an hinreichender Strömung ist auch Ursache, daß

der Eingang in diesen alten Haven für grosse Schiffe zu untief und überhaupt untauglich ist, ausser bei sehr hohem Wasser.

Zweitens hat selbst der neue Haven einiger Maßen diesen Fehler; denn er läuft krumm, und zieht sich eben so weit ausser, als innerhalb der Stadt hin, und darum ist ebenfalls die grosse Schleuse zu weit von der Mündung desselben entfernt; auch bricht sich der Strom des Ausflußwassers zu sehr an den Beugungen und an den Wallspitzen, an welche er stößt. Dieses verursacht, daß der Eingang des neuen Havens auch nicht so gut ist, als er seyn könnte. Doch hilft man diesem Übel durch ein einfaches Werkzeug ab, welches seinen Zweck ganz erfüllt; dieses besteht in einer rechtwinklichten länglichten Fähre, an welcher zwei Stöcke befestigt sind, an die eine mit eisernen Zacken beschlagene Walze angehängt ist, die vermittelst eines Taues, welches um einen Zugbalken mitten auf der Fähre läuft, ganz leicht auf den Boden des Wassers hinabgelassen werden kann. Zu beiden Seiten der Fähre ist ein Flügel oder Ruder, das sich an Handhaben bewegt; diese Flügel fangen das Wasser auf, wann die Strömung aus der Schleuse kömmt, treiben das Werkzeug mit Gewalt auf den verschlämmten Boden des Havens hin, und jagen den Sand, indem sie ihn aufrühren, in das Meer hinaus.

Drittens ist als ein Fehler anzumerken, daß das Schiffswerft, welches quer oberhalb des Havens liegt,

wegen des Raums keine genugsame Breite hat, weswegen es auch dem Ablaufen großer Schiffe an hinreichendem Platze fehlt. Man ist darum genöthigt gewesen, dem Abhange eine allzu große Schiefe zu geben. Das Werft selbst ist für Schiffe von erstem Range nicht geräumig genug.

Endlich ist auch die große Docke selbst, wegen ihrer krummen Beugung in die Stadt hinein, so wie die Schleuse zwar gar wohl vor feindlichen Flotten gedeckt; dagegen sind aber das Magazin und die übrigen Gebäude an dem Ufer hin den feindlichen Anfällen desto mehr bloß gestellt. In eben diesem Falle sind dann auch die am Strande liegenden Schiffe. Die Sicherheit des Schiffsbaues hätte es jedoch erfordert, daß man das Schiffswerft in dem hintersten Theile der Docke angebracht hätte, wo man auch den Schiffen einen bequemen Ablauf hätte verschaffen können.

Allen diesen Fehlern könnte man noch jetzt sehr leicht abhelfen; doch ist die Frage, ob daraus auch auf die Dauer, bei der Beschaffenheit der Rhede von Vliffingen, ein wirklicher Vortheil zu erwarten wäre.

übrigen Ableitungen dieses Namens will ich mich nicht weiter aufhalten.

Als die Römer die Insel Walcheren beschifften, schienen sie bloß allein Domburg und Westkapelle besucht zu haben, welche damals die einzigen zum Handel taugtichen Orte waren, von wo man aus, besonders von Domburg, starken Handel nach England trieb. Damals hieng Flandern noch mit Walcheren zusammen und nach der Meinung mehrerer Schriftsteller ergoß sich damals die Schelde, mit der Maas vereinigt, in mehreren Kanälen in den Roompot und in das Meer. Die größte Tiefe dieser Flüsse muß dann auf der Nord- und Ost-Seite von Walcheren gewesen seyn, um so mehr, da ihre Gewässer sich hinreichend über die niedrigen Felder verbreiten konnten, und nicht in enge Betten beschränkt waren, weßwegen dann die Kanäle auf der Westseite keine tiefe Betten haben konnten. Middelburg muß damals bloß eine einfache Festung gewesen seyn, um die Einwohner der verschiedenen Inseln im Zaume zu halten, und Vlissingen, ein armes Dorf, lag nicht an der Mündung des Flusses, sondern unmittelbar am Meere.

Als aber endlich die zunehmende Bevölkerung die Vergrößerung des Landes beförderte, und die nachmalige Eindämmung des Flusses denselben allzusehr einengte, so suchte er sich mit Gewalt andere Oeffnungen zu seinem Durchgange, und wahrscheinlich auf diese Weise

drücktes Volk allein durch seine Klugheit zu unterstüzzen, und seinen Feinden gefährlicher wurde, als wenn er an der Spitze eines Kriegsheeres gestanden hätte. Man erinnert sich bei dem Anblicke seines Bildes sowohl seiner eigenen traurigen Schicksale, als auch der rühmlichen Begebenheiten eines Volkes, an welches er eben so sehr durch seine eigenen Leiden, als durch sein Herz gefesselt war. Seine Standhaftigkeit, seine anhaltende Geduld, sein kluges Betragen, womit er, ohne selbst Militär zu seyn, den größten Kriegshelden seines Zeitalters zu ermüden und in den verzweifeltsten Augenblicken den niedergeschlagenen Geist des Volkes aufzurichten wußte, scheinen zu beweisen, daß er für die traurigen Umstände geboren war, in welchen sich damals sein angenommenes Vaterland befand. Gewiß hatte er damals keinen anderen Zufluchtsort, außer den Niederlanden; gewiß bezweckte es sein Ehrgeiz, mit der Größe des Volkes auch seine eigene Größe zu befestigen; aber diese Größe suchte er bloß in dem Glücke des Volkes, das alle seine Hoffnungen auf ihn setzte. Er bedachte sich nicht, sich selbst zu vergessen, um sich zur Erhaltung des gemeinen Besten fremdem Ansehen zu unterwerfen. Wer erinnert sich nicht mit Dankbarkeit des Rathes, welchen er gab, als Frankreich und England uns ihren Beistand entzogen: in einem anderen Erdtheile einen Zufluchtsort zu suchen? Ein Mann, der so dachte und handelte, war seiner Größe würdig, und sein Bild verdient neben dem des Themistokles aufgestellt zu werden.

Wenden wir unsere Blicke von dem Bilde seines Nachfolgers weg. Sein Gesicht entdeckt uns den erfahrenen Helden, der auch abwesend Festungen vertheidigte; aber sein Bild scheint auf Barneveld's blutigem Kopfe zu ruhen, welchem er allein seine Größe zu danken hatte.

Auf dem Stadthause befindet sich noch ein anderes Gemälde, dessen einziger Werth in der Geschichte besteht, durch die es veranlaßt worden ist.

Diese Geschichte ist merkwürdig genug, daß sie Ihnen hier erzählt zu werden verdient. Man hatte nämlich einen jungen Löwen nach Vlissingen gebracht, den man zahm zu machen hoffte. Man schloß ihn zu dem Ende in ein starkes hölzernes Gittergefängniß ein, das man aufs beste verwahret hatte, und zog ihn auf. Es gelang aber nicht, ihn zahm zu machen; denn als er erwachsen war, und sich stark genug fühlte, wändte er alle seine Löwenkraft an, um sich in Freiheit zu setzen; er zerbrach die eiserne Kette, an welcher er in seinem Stalle befestigt war, und begann schon das hölzerne Gitter zu durchbrechen, das ihn einschloß. Hier war nun guter Rath theuer. Niemand durfte sich an das wütende Thier wagen. Man kam daher auf den Einfall, einen jungen Hund mit starkem Gifte zu tödten, und denselben dem Löwen vorzuwerfen, welcher über dieser unerwarteten Beute, seine Bemühung, sich in Freiheit zu setzen vergaß, den

Hund aufzehrte, und bald hernach starb. So opfert man den Kleinen auf, um den Großen zu bestrafen.

Außer dem Stadthause giebt es in dieser Stadt noch verschiedene hübsche Privathäuser zu bemerken, unter welchen das des Herrn van Doorn sich besonders auszeichnet. Noch muß ich anmerken, daß man an vielen Häusern alte Steine eingemauert sieht, in welche Figuren, Verse und Sprüche ausgehauen sind; ein Beweis von dem sonderbaren Geschmacke unserer Vorfahren. Ich will Ihnen einen von diesen Versen, der mir besonders auffiel, hier beischreiben:

Het doet veele menschen groote pine
Als zij de zon in't water zien schine.

Das heißt:

Es macht vielen Menschen große Pein
Zu sehen im Wasser den Sonnenschein.

Ein Beweis, daß auch damals schon Mißgunst und Neid auf der Erde herrschte! —

Vierter Brief.

Aufschrift auf dem Middelburgischen Thore, und Don Paciico.

Ueber dem Middelburger Thore, das jedoch diesen Namen mit Unrecht führt, weil die Hauptstraße,

die nach Middelburg geht, sich durch Rammekens-Thor hinzieht, sieht man einige beinahe ausgelöschte goldene Buchstaben, welche eine Inschrift bildeten, die hier erwähnt zu werden verdient, weil sie den alten Einwohnern von Vlissingen zur Ehre gereichte.

Nach dem Verluste, welchen der Herzog von Alva in dem Briel erlitten hatte, dachte er darauf, sich vor einem ähnlichen Zufalle in Vlissingen zu verwahren. Zu dem Ende ließ er das Kastell eiligst zu Stande bringen, welches ebensowohl die Bürger im Zaume halten, als einen äußeren Feind zurückzutreiben im Stande seyn sollte, und wozu er schon vorher den Grund gelegt hatte, auf dem Platze, wo jetzt das Schiffswerft ist. Schon längst hatten die Bürger die Anlegung dieses Kastells mit Mißvergnügen gesehen; aber ihre Unzufriedenheit darüber vermehrte sich noch, als sie hörten, daß eine starke Spanische Besatzung hineingelegt werden sollte.

Gerade in dem günstigsten Augenblicke war Herr Jan van Cuik als Abgesandter des Prinzen von Oranien in der Stadt angekommen, und dieser unterließ nun nicht, das glimmende Feuer des Mißvergnügens zur hellen Flamme anzufachen. Er schilderte mit lebhaften Farben die Gewaltthätigkeiten des Herzogs von Alva, und seinen Zweck, die Niederländer aufs Tiefste herab zu würdigen, indem er ihnen alle Mittel entriß, sich ihm ferner zu widersetzen. Er rief die Vlissinger deswegen auf, die Spanier

nicht einzulassen, die man zur Verstärkung der Besatzung erwartete, und machte ihnen Hoffnung auf den Beistand des Prinzen von Oranien.

Dadurch aufgemuntert und angereizt machten die Einwohner von Vlissingen den Anfang damit, daß sie die schwache Spanische Besatzung in dem Kastelle, welche aus Wallonen bestand, verjagten. Dieses geschah den zweiten April 1572, und an demselben Tage erschienen auch die neu ankommenden Spanier vor der Mündung des Havens. Das Schrecken und die Furcht vor der Strafe befiel nun die Einwohner. Der Herr van Cuik bestach nun einen Kerl, der eine Kanone von dem Walle auf die Spanier abfeuerte. Die Schiffe entfernten sich hierauf sogleich, ohne weiter etwas gegen die Stadt zu unternehmen, und fuhren nach Middelburg.

So bald der Gouverneur von Zeeland von dem Abfalle der Vlissinger benachrichtiget wurde, eilte er selbst zu ihnen hin, und wandte vergebens zuerst Ermahnungen und dann Drohungen an, um sie wieder unter die Herrschaft seines Königs zurück zu bringen; aber er selbst entkam nicht ohne Gefahr der Wut des aufgebrachten Volkes. Die Vlissinger blieben jedoch nicht hiebei stehen. Sie ließen sogleich mit dem Bau des Kastells einhalten, und gebrauchten die Arbeitsleute und Baumaterialien zur mehreren Befestigung der Stadtthore. Mit unbeschreiblicher Geschwindigkeit wurde nun der Erdwall des Kastells geschleift.

In diesem unglücklichen Augenblicke, wo die, durch lange Leiden niedergedrückten Gemüther plötzlich alle ihre Strebekraft wieder erhalten hatten, und nun aufs Aeußerste gebracht waren, erschien der Kriegsbaumeister Don Pedro Pacheco vor dem Haven, indem er den Auftrag hatte, die Aufsicht über die Vollendung des Festungsbaues des Kastells zu führen; da er nicht anders glaubte, als eine Spanische Besatzung hier zu finden, so nahm er weiter keine Maßregeln zu seiner Sicherheit. Die Vlissinger störten ihn auch nicht in diesem Wahne; sie ließen ihn mit einigen Leuten seines Gefolges ruhig ans Land treten; aber sogleich fielen sie über ihn her, und nahmen ihn gefangen. Er wußte nicht, was dies bedeuten sollte, denn er war noch immer der Meinung, die Spanier seyen Herren der Stadt, und stellte sich sehr ungebärdig. Das Volk beantwortete alle seine Reden und Fragen nur mit Beschimpfungen. Niemand verstand seine Sprache, weil er Spanisch redete, und der allgemeine Ruf ertönte: „Hängt den Kameraden auf, was läßt ihr ihn denn noch lange schwatzen!“ —

Man warf ihn hierauf in einen engen Kerker, in einen stinkenden Keller unter dem alten Stadthause, und in Eile machte man seine Anklage, und sprach sein Urtheil. Man warf ihm vor, er habe bei seiner Gefangennehmung ein Verzeichniß von Bürgern der Stadt, welche der Grausamkeit des Herzogs von Alva aufgeopfert werden sollten, bei sich gehabt und zerrissen; man beschuldigte ihn, er habe, als er das Kom-

mando zu Döventer führte, der Töchter rechtschaffener Bürger entehrt, und mehrere bürgerliche Hauptleute derselben Stadt vor dem Stadthause aufhängen lassen, und zum Hauptvorwurfe machte man es ihm, daß er ein Sohn des Herzogs von Alva sey.

Als Pacieco bemerkte, in welcher Gefahr er schwebe, bot er eine beträchtliche Summe als sein Lösegeld an; aber man achtete nicht darauf. Wilhelm van Treslong, welcher erst kürzlich mit Verstärkungstruppen in die Stadt gekommen war, wollte durchaus an ihm den Tod des Johann van Treslong rächen, welchen Alva hatte umbringen lassen. — Man führte hierauf den Verbrecher auf den Richtplatz, wo er, nebst zwei jungen Edelleuten, die in seinem Gefolge waren, aufgehängt wurde.

Er gebärdete sich sehr übel, als er zum Richtplatze geführt wurde, und tobte gewaltig, daß er eines so schmählichen Todes sterben sollte, indem er schrie, man solle ihn als Edelmann mit dem Schwerte hinrichten. Einer aus dem Haufen, der seinen Degen trug, glaubte, er spreche von diesem, und rief ihm zu: „Steigt nur ruhig die Leiter hinauf, Signor, ich will Euren Degen gut aufheben.“ —

Nachdem es nun so weit auf das Aeußerste gekommen war, blieb den Vlissingern keine Gnade zu hoffen mehr übrig; sie boten daher alle ihre Kräfte auf, um den Spaniern allen möglichen Abbruch zu thun, und schlugen sich sowohl zu Wasser als zu Lande

verzweifelt mit ihnen herum, so daß sie ihnen den empfindlichsten Schaden beifügten. Man muß gestehen, daß dieser Krieg mit wilder Wut und Grausamkeit geführt wurde; aber Alba hatte durch seine früheren Gräuelthaten zuerst den Ton dazu angegeben. Er betrachtete die Holländer nur als ruchlose Rebellen und Heiligenschänder, welchen keine andere Wahl mehr übrig blieb, als die, zwischen dem Tode und der Sklaverei. Darum wurde auch dieser Krieg von beiden Seiten mit der wütendsten Erbitterung geführt.

Zum ewigen Andenken dieser Vorfälle, wobei sich Vlissingen, als die erste Stadt, welche das drükkende Joch abgeschüttelt, ausgezeichnet hatte, ließen die Einwohner über das Thor, durch welches die Wallonen verjagt worden waren, folgende lateinische Aufschrift setzen:

S. P. Q. F. Hanc portam, quae prima portarum omnium Belgicarum servituti aditum clausit, libertati aperuit, instaur. Coss. Apollon. Ingelsen. et Johan. Cardon. 1669.

Diese Aufschrift würde jedoch nicht mehr bekannt seyn, weil sie bereits ganz unleserlich geworden ist, wenn nicht frühere Schriftsteller sie uns aufbewahret hätten.

Fünfter Brief.

Die Trille oder der Drehkäfig. — Der Admiral Ruiter.

So eben bin ich Zeuge von einer sonderbaren Bestrafung gewesen, welche mir sehr widersinnig zu seyn schien.

An einer von den Ecken des Rathhauses unter dem Giebel erblickt man einen großen eisernen vergitterten Bauer oder Käfig, welcher auf einer Spindel ruhet, und durch ein Räderwerk im Innern des Gebäudes umgedreht wird. Ich wußte nicht, wozu diese Maschine dienen sollte.

Als ich gestern Mittag über den Markt gieng, sah ich hier einen Zusammenlauf von Menschen, den ich mir nicht erklären konnte. Ich dachte, es würde hier ein fröhliches Fest gefeiert; denn es herrschte hier allgemeine Lustigkeit, und alle Fenster der Häuser umher waren mit neugierigen Herren und Damen besetzt. Ich fragte nach der Ursache. Man sagte mir, es sollten hier Weiber gedreht oder getrillt werden. Ich begriff nicht, was dies seyn sollte; als ich ein frisches munteres junges Weib mit niedergeschlagenen Augen, von einem Gerichtsdiener geführt, das Treppchen an der Trille hinaufsteigen, und in die Trille hinein gehen sah, wo sie auf einen eisernen Stuhl gesetzt, auf demselben angeschlossen, und sodann auf das allerschönste herumgedreht wurde.

Nachdem sie mehrere Male herumgetrillt worden war, kam ein anderes älteres Weib an ihre Stelle, die noch weit stärker getrillt, und dadurch zu einem heftigen Erbrechen genöthigt wurde. Eine dritte wurde als die strafbarste noch weit heftiger gemißhandelt, so daß sie am Ende hinstürzte, und einen Arm zerbrach. Diese Verbrecherinnen waren, wie man mir sagte, Oekenweiber, welche im Maaße betrogen hatten. Ich wandte meine Blicke von dieser gräßlichen Szene weg, und gieng fort, indem ich mancherlei Gedanken über diesen Vorfall anstellte. *) — —

In der Geschäftskammer des Seewesens sah ich das Bild unsers größten Seehelden Ruiters. Mit stiller Andacht betrachtete ich das erhabene Angesicht des großen Mannes, aus welchem sein männlicher edler Geist und seine reine Seele hervorleuchtet. Mit eben derselben Ehrerbietung stand ich da, als ob er persönlich gegenwärtig gewesen wäre. Seine Augen schienen mir jedoch etwas düster zu seyn. Vermuthlich dachte er damals an die Feinde seines Vaterlandes, oder an die Mörder der de Witten. **) —

*) Die sehr weitläuftigen, sechs Seiten des Originals einnehmenden Herzensergießungen unsers Verf. über diese barbarische Strafe, sind hier, in der Hoffnung, daß unsere Leser nicht darüber zürnen werden, absichtlich weggelassen worden. Solche Trillen und ähnliche barbarische Strafen waren auch anderswo üblich, sind aber meist abgeschafft.

D. Uebers.

**) Der Verf. theilt hiebei eine kurze Biographie dieses

Dieses Bild soll auch das beste seyn, das man von diesem Helden hat.

Sechster Brief.

Wissenschaften. — Madame Wolf. — Bellamy.

Ohne Zweifel haben Sie, mein Herr, schon mehrere Bände der Schriften der Zeeländischen Gesellschaft der Wissenschaften in Händen gehabt, und haben auf ihrem Titel gelesen: Zeeländische Gesellschaft der Wissenschaften zu Vlissingen. Sie müssen aber deshalb nicht glauben, daß diese Gesellschaft zu Vlissingen wirklich ihren Sitz habe; denn schon seit geraumer Zeit hat sich dieselbe nach Middelburg verpflanzt, welcher Ort dazu auch tauglicher ist. Die Wissenschaften blühen hier nicht; doch ist die Loge der Freimaurer sehr glänzend.

Unter den Merkwürdigkeiten des Kabinets der Zeeländischen Gesellschaft befindet sich auch eine sehr wohl erhaltene Aegyptische Mumie, welche mit der ganzen Sammlung nach Middelburg gewandert ist. — Doch, was gehen Aegyptische Mumien und merkwürdige Naturseltenheiten Handelsleute, wie die Vlissin-

Helden im Posaunentone mit; sie ist in dieser Uebersetzung, als nicht hieher gehörig, weggelassen worden.

D. Ueb.

ger, an, welche nur auf ihr Verkehr und ihren Gelderwerb zu denken haben? — Die Wissenschaften lieben Stille und Ruhe; ein See- und Handelsplatz ist kein tauglicher Sitz für dieselben. — Die Stadt Vlissingen bedarf der Wissenschaften nicht, um sich einen Ruhm zu erwerben, den sie sich durch die erwähnten Thaten sich gesichert hat. Wenn diese Stadt schon nicht der Geburtsort großer Gelehrten ist, so ist sie doch der mehrerer unserer berühmten Seehelden.

Dennoch haben die Wissenschaften auch in Vlissingen nicht geschlummert, und auch hier sind gute Köpfe erzeugt worden. Hieher gehöret vorzüglich eine der ausgezeichnetsten Frauen unserer Zeit, und ein vielbelobter Musensohn. Von diesen beiden will ich hier noch Einiges sprechen.

Zuerst muß ich der Madame Wolf gedenken, welche den Satz Lügen strafte, daß zwei gelehrte Frauenzimmer nicht Freundinnen seyn können; denn sie hatte ihr Leben hindurch und bis zu ihrem Tode eine Frauensperson zur Freundin und Gehülfin in ihren schriftstellerischen Arbeiten.

Sie hatte, was wohl selten ist, Alles ihrem eigenen Nachdenken zu danken. Wie unnachahmlich schön und wahrhaft schilderte sie mit ihrer Freundin, sowohl die häuslichen Sitten der Weiber überhaupt, als die Sitten ihrer Vaterlandsgenossen insbesondere. Wie naif wußten sie nicht Kleinigkeiten geltend zu machen,

deren Darstellung in der Feder eines anderen Schriftstellers unerträglich gewesen wäre. — Ihre Charakterschilderungen sind, wenn Sie wollen, eintönig; ich gebe es zu; aber in Abraham Blankaart haben sie uns das Porträt eines ächten alten Holländers ungemein treffend dargestellt; so wie auch in Bettchen Kpulin sich einem Richardson genähert, ohne in dessen Fehler zu verfallen. Besonders haben sich diese beide Schriftstellerinnen durch die treffenden Schilderungen von listigen Betrügern und Häuchlern unvergängliche Ehrensäulen errichtet.

Was etwa den Ruf der Madame Wolf verdunkeln könnte, ist das Bestreben, das sie zuweilen äusserte, eine Rolle zu spielen, die nicht die ihrige war. Nämlich, sie wollte nach dem Beispiele einer Frau, die sie jedoch weit übertraf, die Philosophin machen. —

Wir wollen nun von dem gedachten Musensohne sprechen; nämlich von Bellamy, der mit einer lebhaften feurigen Einbildungskraft, einem Herzen voll der edelsten Gefühle, und einem Geiste, der alles Erhabene zu fassen fähig war, geboren wurde. So entstand selbst in dieser kalten, feuchten, nebligen Gegend ein wahres Feuergenie.

Hätte ihn das Schicksal an der Quelle der Vaucluse geboren werden lassen, und wäre er melancholisch genug gewesen, den Tod einer Geliebten trostlos zu betrauern, so würde gewiß der Zeländische Petrarcha den Italienischen übertroffen haben.

an dem südlichen Ende derselben. Die Ursache dieses Verfalles ist mir unbekannt, und ich begreife nicht, wie man einen so vortheilhaften Bau eingehen lassen konnte, da doch die Kosten seiner Unterhaltung nicht sehr beträchtlich waren. Wir wissen aus gleichzeitigen Geschichtsbüchern, wie einfach die Art war, auf welche man die Schiffe aufs Trockene brachte. Die noch vorhandene Schleuse dieser trockenen Docke dient zur Verbindung mit dem alten Haven, welcher auf der Westseite des neuen liegt, welcher sich wieder nach dem nordwestlichen Theile der Stadt wendet, und mit einem anderen Arme vier Wasserbecken bildet, in welchen Privatschiffe und kleinere Fahrzeuge ganz bequem liegen können.

Hinter dem letzten Wasserbecken des alten Havens, doch außerhalb der Stadt, liegt das sogenannte Mühlenwasser. Dies ist ein großes Becken an dem Ende des Grabens, von welchem es durch einen steinernen Damm getrennt ist. Ehemals konnte man so viel Wasser, als die Flut zuließ, in dieses Becken lassen, und dasselbe darin behalten, um zur Zeit der Ebbe in dem hinteren Ende der westlichen Docke, vermittelst einer kleinen Schleuse, die mit beiden Gemeinschaft hatte, einige Strömung zu bewirken. Seit aber die Scheidewand zwischen dem Mühlenwasser und dem Graben, nämlich der steinerne Damm vor Alter zerfallen ist, so ist dieser Wasserbehälter größtentheils, oder wohl ganz unbrauchbar geworden.

dürfen. Wie einfach schön drückt er die Traurigkeit in seiner gefühlvollen Romanze Dorinde aus:

Doch 'k zal niet lang alleen meer zijn!
Mijn leed is haast gedaan!
Dan zal ik naast mijn Jongeling,
Voor God en de Englen staan!
Mijn Moeder zucht, en treurt, en schreit,
Als zij mijn droefheid ziet,
Dit grieft mij! — Maar! mijn lieve God!
Mis ik mijn *Damon* niet?

Das heißt:

Doch werd' ich nicht lang allein mehr seyn;
Meine Trauer ist bald vorbei.
Dann werd' ich zunächst bei meinem Jüngling
Vor Gott und den Engeln stehen!
Meine Mutter seufzt und trauert und weint
Wann sie meine Trauer sieht;
Dies schmerzt mich, doch mein lieber Gott,
Miß ich meinen Damon nicht? *)

Wie schön und kräftig schildert er nicht Julien's Verirrung, und sucht sie wieder auf den Pfad der Tugend zurück zu führen. Wenn auch seine Leier einen leichteren Ton annimmt, wie nahe kommt er da nicht dem Anakreon! —

*) Unsere Leser belieben nun selbst hierüber zu urtheilen.
D. Uebers.

Er war einer von den wenigen Dichtern, welche zärtliche Gefühle ausdrücken, ohne dabei in Uebertreibung zu fallen, und welcher nicht mit vielen Worten wenig sagte. Sein Ton war eben so sehr zum Kraftvollen, als zum Zärtlichen gestimmt; oft ist er auch wirklich tiefsinnig und erhaben. Zwar besitzen seine vaterländischen Gesänge wenig anderes Verdienst, als das, welches sie von den ungestümen Zeiten erhielten, in welchen sie gedichtet wurden; doch sind auch mehrere darunter, welche immer einen poetischen Werth behalten werden. Es ist nur Schade, daß er zu frühe starb, um seinen Ruhm vollenden zu können.

Laßt uns einen Schleier über seine Verirrungen werfen! Sein Herz war gut; aber er war unglücklich in seinem Leben.

Siebenter Brief.

Katholische Kirche. — Seedämme.

Auch hier sieht man die schönen Früchte der Religionsduldung, nicht einer erniedrigenden Toleranz, sondern einer billigen Gleichheit in gottesdienstlichen Vorrechten. Die Katholiken haben sich eine Kirche erbaut, welche im Beiseyn der öffentlichen Beamten von allen Religionen feierlich eingeweiht worden ist.

Das Merkwürdigste an dem Baue dieser Kirche ist die in Stein ausgehauene Ueberschrift über der Hauptthüre:

Soli Deo consecratum.

Wo findet man in ganz Frankreich eine ähnliche Aufschrift über einer Kirche? *) — —

Es ist bekannt, daß die Insel Walcheren durch ihr Vorspringen einen kleinen Winkel mit den Küsten von Frankreich bildet, und deswegen einem heftigen Andrange der Nordsee zu widerstehen hat. Dieser Andrang ist um so gefährlicher, da das Land im Ganzen kaum acht Fuß über den Spiegel des Meeres, wann dieses niedrig steht, erhaben liegt, und wann dann dasselbe bei den gewöhnlichen Fluten 12 bis 14 Fuß hoch steigt, so liegt die Oberfläche der Insel beinahe sechs Fuß, ja an einigen Stellen noch tiefer unter dem Wasser.

Die menschliche Habsucht hat hier wieder der Weisheit vorgegriffen, indem man, statt die Zeit abzuwarten, welche die Natur dazu bestimmt hatte, die Seeländischen Inseln durch Anschwemmung vollends

*) Voltaire ließ über die Kirche, die er in seinem Ferney erbaute, die Aufschrift setzen: *Deo erexit Voltaire.* — Was nun unser Verf. weiter auf 2½ Seiten über die Gottesverehrung schwazt, ist meist zu trivial, um hier eine Stelle zu verdienen.

D. Ueb.

auszubilden, ihnen die erforderliche Höhe und einen nicht minder fruchtbaren Boden, als den gegenwärtigen, zu geben, ist man ihr durch Eindämmungen zuvor gekommen. Es hat mit den Zeeländischen Inseln ungefähr dieselbe Bewandniß, wie mit dem Delta in Aegypten, welches ebenfalls durch Anschwemmung entstanden ist; doch dort erhöhet sich die allerfruchtbarste Gegend noch immer mehr, da man der Natur nicht vorgegriffen, noch den Nil allzu sehr eingeengt hat.

Was hingegen die Zeeländischen Inseln betrifft, so hinderte man durch voreilige Eindämmungen die wohlthätigen Ueberschwemmungen der Schelde, welche bei ihrem Einflusse in das Meer, von dessen Fluten gehemmt, all ihren Schlamm auf dem versunkenen Lande absetzen mußte, und der tiefer als das Meer liegende fette Grund, wurde von einer fressenden Salzigkeit durchdrungen, welche die Ursache ist, daß hier die meisten Früchte geschmacklos, das Wasser untrinkbar, und die inländischen Gewässer ohne Fische sind.

Nur allein der feste, fette, thonartige Grund, aus welchem diese Insel besteht, ist es, welchem man die Fruchtbarkeit derselben zu danken hat, und welcher verhindert, daß sie nicht zu einem Salzsumpfe wird. Die Gränzen, welche sich das Meer selbst bei seiner Anschwellung zur Flutzeit gesetzt hat, um das gewonnene Land nicht wieder zu überströmen, sind so gering, daß dieselben kaum die Hälfte von dem Umfange der Insel Wal-

Heren befassen; es sind einige, an verschiedenen Stellen zerstreute, von einander getrennte Sanddünen, längs den Küsten von Vlissingen, Westkapelle und Dymburg. Die größten Beschränkungen des Ozeans sind durch Menschenhände hervorgebracht worden; es sind die Bewohner einer kleinen Republik, welche seit mehr als tausend Jahren die Vermessenheit gehabt haben, dem Meere seine Beute streitig zu machen, und unaufhörlich gegen dasselbe zu kämpfen, um seine größte Gewalt zu besiegen. Ihre unermüdeten Anstrengungen haben ihnen diesen Sieg zugesichert, und hier gilt das Sprüchwort mit Recht: Luctor et emergo! —

Bloß allein durch die Dämme hat man dem Meere eine Gränze gesetzt. Der menschliche Geist hat seine Kräfte erschöpft, um die Dämme selbst zu befestigen, und die Insel durch dieselben zu sichern.

Wirklich fassen diese Dämme den ganzen Umfang der Insel ein, und schließen sich überall an die Dünen an; da aber dieselben sehr bald von dem Meere wieder weggespült seyn würden, so hat man dieselben rings um die Insel her auf ihrer Außenseite bis über die Höhe der höchsten Flut mit Steinen überkleidet, um sie haltbar zu machen.

Die Höhe der Dämme ist überhaupt rund um Vlissingen her 14 bis 15 Fuß über das gewöhnliche Wasser erhaben; ihr Abhang ist auf der Seeseite ganz sanft, und verflächt sich endlich allmälich in dem Strande. Auf der innern, oder Landseite ist der Abhang viel

steiler. Alle diese Dämme sind aus der besten und festesten Thonerde aufgeworfen.

Nicht weniger als ungefähr drei Fuß hoch über dem höchsten Seewasser beginnt, längs der ganzen Strecke des Dammes hin, das in Fächer abgetheilte Pfahlwerk, welches aus fünf, sechs bis sieben Reihen eichener Pfähle besteht, die in gleich weiter Entfernung von einander in den Abhang des Dammes eingerammt sind. Die Pfähle jeder Reihe stehen dicht an einander, sind sieben bis neun Fuß lang, und eben so viel Zoll dick; die der untersten Reihe sind die längsten. Alle diese Reihen sind durch Zangen oder Klammern mit einander verbunden, welche eben so weit von einander stehen, als die Reihen des Pfahlwerkes selbst, wodurch diese letzteren in eine unzählige Menge von Fächern vertheilt werden, die man Kästen nennt. Diese Zangen ruhen auf Stangen, welche längs dem ganzen Pfahlwerke hinlaufen, und ebenfalls wieder durch drei, vier bis fünf Pfähle unterstützt sind. Einige derselben sind mit eisernen Nägeln, andere mit hölzernen Pflöcken an die Zangen befestiget.

Alles dieses Pfahlwerk wird bloß durch eine leichte Handramme, die gewöhnlich nur von drei bis vier Männern in Bewegung gesetzt wird, eingerammt.

Wenn nun dieses Pfahlwerk in der ganzen Strecke des Dammes fertig gemacht ist, so deckt man den Grund zwischen allen Fächern mit Reißholz, das geflochten und mit Pfählen befestigt wird, damit das

Seewasser den Grund unterhalb diesem Faschinenwerke nicht wegspülen kann. Darauf werden alle Fächer in der Höhe von etwas mehr als zwei Fuß mit Steinen angefüllt, welche von Vilvoorden oder Doornik gebracht werden.

Diese Steinlagen erstrecken sich noch einige Ruthen weiter, als das Pfahlwerk auf den Strand hinaus, so daß die Kraft der Wellen durch dieses Mauerwerk schon geschwächt ist, ehe sie an das Pfahlwerk gelangen, und daß das Untertheil des Dammes nicht von demselben unterwühlt werden kann. Zu diesem Mauerwerke außerhalb der Verpfählung werden die größten Steine gebraucht.

Da aber die Wellen oft bis auf den Kamm des Dammes, und noch darüber schlagen, so ist der ganze Theil des Dammes oberhalb des Pfahlwerkes bis auf den Kamm desselben mit kleinen Strohbüscheln dicht an einander bedeckt, die auf dem Grunde befestigt sind. Da, wo aber der Wellenschlag allzu heftig ist, wird das Pfahlwerk bis auf den Rücken des Dammes hinauf geführt.

Bedenken Sie nun, welcher ungeheuere Aufwand von Kosten und Arbeit dazu erfordert wurde, um einen solchen Damm um den größten Theil der Insel herum zu ziehen; da die Dünen nur einen geringen Theil des Umfanges derselben einnehmen; doch ist noch ein kostspieligeres und mühsameres Werk nöthig, um die Insel für ihrem Untergange zu bewahren.

Man hat schon seit langer Zeit bemerkt, daß der Seestrand und die Dünen immer mehr abnehmen, wodurch dann auch natürlicher Weise der Damm mit der Vernichtung bedroht wird. Um diesem Unglücke zuvor zu kommen, war man genöthigt, an allen den Stellen, welche am meisten von dem Meere bestürmt werden, eine Art von Vorgebirgen oder vorspringenden Dämmen anzulegen, durch welche die Gewalt des Wogendranges gebrochen oder abgeleitet wird; die meisten dieser Vorgebirgs-Dämme strecken sich einige hundert Fuß weit in das Meer hinaus. Sie bestehen ganz aus einem dicht in einander geschlagenen Pfahlwerke, das durch Klammern unter sich verbunden, und auf dem Boden der See mit Faschinen und schweren Steinen angefüllt ist.

Die gewöhnliche Länge dieser Pfähle ist von 12 bis 20 oder 30 Fuß; sie richtet sich nach der mehr oder minder flachen oder steilen Beschaffenheit des ablaufenden Strandes. Die Stadtmauern von Vlissingen sind unmittelbar auf den Grund des Meeres gebaut, und doch sind solche vorspringende Dämme vor ihrem Haven angelegt; deren Pfähle, wie man mich versichert hat, wenigstens 60 Fuß Länge haben, und doch hat dieses nicht verhindern können, daß nicht ein Theil eines derselben plötzlich in den Abgrund gestürzt ist. Nur durch schwere Ladungen von Kalksteinen, die man immerfort zwischen das Pfahlwerk dieser Dämme versenkt, kann man dieselben noch aufrecht erhalten.

Die Zahl dieser kostbaren Vorgebirgsdämme oder künstlichen Vorgebirge rings um die Insel her ist sehr beträchtlich; und wenn man dabei bedenkt, daß die vorzüglichsten der hier genannten Baumaterialien aus fremden Landschaften herbei geschafft werden müssen, z. B. das Reißholz muß aus Holländisch-Brabant oder aus Geldern herbei gebracht werden, so kann man sich einigermaßen vorstellen, wie ungeheuer hoch die Kosten der Anlegung und Erhaltung solcher Werke sich belaufen müssen. Man hat mich versichert, daß die Unterhaltungskosten jährlich 140 bis 150,000 Gulden betragen; die Besoldungen der Aufseher, Kommissarien u. s. w. nicht mit gerechnet. Diese Ausgabe wird aber noch erstaunlich vermehrt, wenn unvorhergesehene Zufälle eintreten, und außerordentliche Beschädigungen vorfallen.

Man höret auf sich über solche große Kosten zu wundern, wenn man weiß daß das Klammerwerk durchgehends alle Jahre erneuert werden muß; jedoch nur alle zwei Jahre die Faschinen frisch gelegt werden müssen, wenn anders kein Unglück sich zuträgt. Zwar halten die Pfähle eine ziemliche Anzahl von Jahren aus, doch machen die häufigen Stürme des Meeres auch oft Ausbesserungen, Erneuerungen und Verstärkungen nothwendig.

Dazu kommt noch das unvermeidliche Unheil, das der Pfahlwurm, ein kleines verächtliches Thier, das aus fremden Ländern hieher gebracht worden ist, im-

merfort anrichtet. Davon will ich in dem folgenden Briefe insbesondere sprechen.

Achter Brief.

Der Pfahlwurm.

Ohne Zweifel kennen Sie schon den Pfahlwurm, dieses elende, mit zwei Hörnern, in Gestalt von Bohrern an dem Kopfe bewaffnete Insekt, das in sehr kurzer Zeit das härteste Holz durchfrißt, und zu einem Schwamme macht. Sie wissen, daß dieses armselige Thierchen, dessen ganzer Bau nur aus einer Art von Schleim besteht, die stärksten Werke der Menschen vernichtet, und daß, als man zum erstenmale seine schröcklichen Verwüstungen entdeckte, ein großer Theil unseres Vaterlandes mit dem Untergange bedroht war. Die Kosten der Wiederausbesserung des von diesem Insekte verursachten Schadens beliefen sich wenigstens auf 1½ Millionen.

Doch nicht zuerst in den Niederlanden äußerten sich die schröcklichen Verwüstungen dieses Pfahlwurmes; sondern schon früher, nämlich im J. 1670 hatte man denselben in einigen Französischen Seehäven wahrgenommen, wo er sich außerordentlich vermehrte, und in ungeheurer Zahl in den Pfahlwerken festgesetzt hatte. — Der berühmte Seefahrer Dampier bemerkte im

Jahre 1686 diesen Pfahlwurm auch an den Schiffen bei der Insel Mindanao. Es sey nun, daß dieses schädliche Thierchen längs der Französischen und Flamändischen Küste zu uns gekommen, oder von unseren eigenen Schiffen zu uns gebracht worden ist; so bemerkte man es doch bei uns erst im J. 1714 an einem Schiffe, und im J. 1730 hatte es sich schon so stark vermehrt, daß es die Seedämme von Westfriesland so sehr durchnagen konnte, daß ein großer Theil des Landes in die dringendste Gefahr gerieth, von dem Meere überschwemmt zu werden.

Auch auf der Insel Walcheren entdeckte man zu der nämlichen Zeit diesen schädlichen Wurm, doch früher noch, als er so ungeheuern Schaden verursacht hatte, wie in vorgedachtem Lande.

L'Epie, welcher diesen Pfahlwurm genau untersucht und beschrieben hat, theilt uns eine ausführliche Nachricht von allen den Mitteln mit, welche man angewendet hat, um dieses Ungeziefer auszurotten. Seine Beschreibung ist zwar äußerst langweilig und verworren; sie verdient aber dennoch nachgelesen zu werden.

Man bemerkte, daß der Wurm niemals die Rinde des Holzes angriff. Diese Entdeckung nutzte aber nicht viel, da man keine Baumstämme mit der Rinde zu den Pfählen gebrauchen konnte. Endlich fand man, daß er sich nicht an weiß angestrichene Tonnen wagte, und man schloß daraus, daß man durch einen Ueberzug von Bleiweiß, mit beißenden oder giftigen Salben ver-

wodurch in die Länge ihre Fortpflanzung gehindert wird. Da sie, wie man weiß, bloß aus warmen Gegenden zu uns gekommen sind, so ist es ein ganz natürlicher Schluß, den auch, wie man mich versichert hat, die Erfahrung bestätigt, daß die Pfahlwürmer die Kälte nicht ertragen können. Zwar ist es gewiß, daß die Zahl dieser Würmer in unseren Gegenden sehr vermindert ist, aber ganz ausgerottet sind sie nicht. Ich habe sie, wie gedacht, in der Gegend um Vlissingen nicht finden können; aber man hat mir gesagt, daß sie auf der Seite von Veere noch immer heftig wüten, und in den vorspringenden Vorgebirgsdämmen bei Westkapelle habe ich sie selbst in großer Menge gefunden. Pfähle, die zwanzig und mehrere Jahre dauern können, wurden innerhalb zwei Jahren von diesen Würmern durchgefressen und zu Grunde gerichtet, und selbst das Reißholz wurde sehr von ihnen mitgenommen. Diese ganze Stelle mußte immerfort wieder erneuert werden.

Aus diesem Allem scheint es zu erhellen, daß die Natur alle ihre Kräfte aufgeboten habe, um die Erfindungskraft, die unermüdete Arbeitsamkeit, und die Geduld der Bewohner von Zeeland auf die Probe zu stellen.

Hier ist aber der Mensch Ueberwinder geblieben; er genießt noch jetzt die Früchte der Kraftanstrengung seiner Vorältern; vier bis fünf Fuß niedriger als der Meeresspiegel liegen hier in dem engen Umfange von

vier Quadratmeilen zwei bis drei blühende Städte; der Einwohner genießt alle Erzeugnisse seines fetten Bodens, und schläft sanft und ruhig, während ein weiter und oft stürmischer Ozean über seinem Haupte brüllt. Von welchem anderen Volke auf der Erde kann man dasselbe sagen?

Neunter Brief.

Abnahme der Dünen.

Alle zur Abhaltung der Meereswellen angewandte Mittel haben jedoch nicht verhindern können, daß nicht der Strand, und sogar die Dünen abnehmen. An einigen Stellen, besonders in der Gegend zwischen Domburg und Vlissingen, ist diese Abspülung besonders merklich. Da, wo ehemals Wohnungen der Menschen standen, findet man jetzt die alten Tempel und Gräber in den Fluten des Meeres versunken. Diese Erscheinung ist der Gesellschaft der Wissenschaften nicht entgangen; sie hat Gefahren eingesehen, welche von dieser Seite der Insel drohen, und hat daher einen Preis auf die Beantwortung der Frage gesetzt: Welches wohl die Ursache dieses Uebels sey, und auf welche Weise demselben abzuhelfen wäre? — Aber bis auf den heutigen Tag ist noch keine Beantwortung auf diese Preisfrage eingelaufen.

Es scheint nichts gewisser zu seyn, als daß die Seeländischen Inseln von dem Wasser erzeugt worden sind. Ehe die Kunst durch Dämme den Strömungen desselben den Weg verschloß, floß wahrscheinlicherweise die Schelde über dieselben hin, und erhöhete den Boden durch den Schlamm, den sie darauf absetzte; so wurde das Land bewohnbar; das Meer trat langsam zurück, und gestattete sogar den Menschen, sich außerhalb den Dünen am Ufer anzusiedeln; doch am Ende fieng das Meer wieder an, das Land, das es den Menschen eingeräumt hatte, allmälich zu untergraben. Woher kam wol dieses Widerspiel? Was waren wol die Ursachen davon? Welches mögen wol die besten Mittel seyn, um dem Meere seine Beute wieder abzunehmen? —

Bei dieser letzten Untersuchung sollte man auch besonders darauf sehen, ob nicht die künstlichen Vorgebirge, und die übrigen Werke, die man angelegt hat, um die Abnahme des Strandes zu verhindern, in anderen Richtungen hätten angelegt werden sollen, und ob nicht noch andere Mittel vorhanden wären, außer denen, die man schon angewendet hat, um diesem Uebel zu steuern. — Wenn es auch oft nicht schwer ist die Ursachen der Fehler unserer Anstalten zu entdecken, so ist doch zuweilen die Verbesserung derselben unausführbar. Ich befürchte sehr, daß dies auch hier der Fall seyn möchte.

Inzwischen ist die Gefahr wirklich größer, als man

sich gewöhnlich vorstellt. Ich selbst war Zeuge, als in dem Winter von den Jahren 1805 und 1806 bei einem heftigen Sturme, der auf der Küste von Walcheren wütete, zwischen Vlissingen und Westkapelle verschiedene Dünen bis auf sechs Fuß von dem Meere weggespült wurden, und sogar eine derselben, die 40 bis 50 Fuß hoch gewesen war, wurde bis auf die Höhe von einer Ruthe herabgesetzt.

Die Dünen sind auch hier, so wie überall anderwärts, den Verwehungen ausgesetzt. Was das Mittel betrifft, um diesem Uebel abzuhelfen, so ist mir kein anderes bekannt, das hier angewendet würde, als das Bepflanzen der Dünen mit Sandhalm, welches aber bei der großen Magerkeit derselben und der heftigen Winde nicht hinreichend ist. Es fehlt überhaupt diesen Dünen an der moosartigen Rinde, besonders an der Meerseite, welche sonst den Anhöhen am Wasser eigen ist, und sie können daher auch keine gut verbundene Oberfläche haben, selbst da, wo der Sandhalm am schönsten wächst, dessen lange und binsenartige Blätter sonst sehr geschickt sind, die Verwehungen des Sandes zu verhindern; doch hier findet man ihn nur hie und da in einzelnen Büschgen auf den Dünen zerstreut.

Von eben so wenig Nutzen scheint hier das Beflechten mit Stroh zu seyn, und vor allem die Bedekkung mit Faschinen; denn der Sand ist zu leicht und flüchtig, als daß er solchen Anlagen die hinreichende Festigkeit geben könnte, und bei den Wegspülungen

Zehnter Brief.

Das Bauernturnier oder Ringelrennen.

Auf dem Platze der Flottille zu Vlissingen am Ende der Schiffsdocke ist ein langer Raum zwischen zwei Reihen von Bäumen durch Taue von dem übrigen Platze abgeschieden, und dieser ist eine oben und unten offene Rennbahn, in deren Mitte zu beiden Seiten hölzerne Pfeiler stehen, von welchen quer über ein Seil gespannt ist, an welchem ein Ring oder vielmehr ein Köcher hängt, der hin und her geschoben werden kann; in demselben steckt ein Ring mit einer Feder, welcher so eingerichtet ist, daß er hervorschießt, so wie man ihn trifft. Dieser Ring ist ungefähr so weit, wie ein kleiner Fingerring.

Bei den hier gehaltenen Ringelrennen versammelt sich eine außerordentliche Menge Menschen von allen Ständen und Alter, um die Rennbahn her. Sodann erscheinen die Bauern aus dem Gebiete der Stadt in völliger Waffenrüstung. Jeder hat einen dreifarbigen Speer in der Hand, und sitzt stolz auf seinem schweren Pferde, das in der Mähne und am Schweife mit Bändern geziert, sich schon zum Voraus der Siege seines Reuters zu freuen scheint. Dieser hat seinen Rock ausgezogen, und das Pferd ist ungesattelt. Er stellt sich sodann, wann die Reihe ihn trifft, um den Preis zu rennen, vor die Rennbahn, und zeigt dem Aufseher

die Stelle an, auf welche er mit dem Haken, den er in der Hand hat, den Köcher rücken soll, es sey in die Mitte oder zur Rechten; er faßt die Richtung desselben einige Augenblicke scharf in die Augen. Dann schwenkt er seine Waffen, reutet zwei oder drei Mal mit seinem Pferde im Kreise herum, setzt endlich demselben die Ferse in die Ribben, und jagt mit ihm, den Speer nach dem Ziele gerichtet, bis ans Ende der Rennbahn. Die Erreichung dieses Zieles ist allerdings seiner eifrigsten Bemühungen werth; denn der darauf gesetzte Preis ist eine silberne Rauchtabaksdose, eine Schnupftabaksdose, ein goldener Ring, ein silbernes Nadelbüchschen, und ein hölzerner Kochlöffel.

Le Vaillant meldet von den tapferen Huswonaers, daß sie, wenn sie nach dem Ziele schießen, sich demselben bald nähern, bald wieder davon entfernen, bald auf die Kniee niederfallen, bald wieder sich aufrichten, den Pfeil abzudrücken sich bereit machen, und dann wieder den Bogen abspannen, ehe sie es wagen dürfen, wirklich den Schuß zu thun.

Auf eine ähnliche Art betragen sich unsere Bauernritter; indem sie bald auf der einen, bald auf der anderen Seite der Rennbahn hinreuten; sich bald dem Ringe nähern, und dann wieder umkehren, bis sie endlich ihren Schluß fassen, sich fest an das Pferd anschließen, den Speer richten, und dann muthig dem Ziele entgegen reuten.

Doch fällt es ihnen sehr schwer, die angenommene Richtung zu behalten; denn die Rennbahn ist zu kurz, als daß das Pferd in einem gleichen Galoppé fortlaufen könnte, und traben mag es nicht; es galoppirt demnach mit einem ungleichen Schritte, so daß der Reuter, wegen des Hin- und Herschüttelns, keine feste Stellung halten kann, und daher oft das Ziel verfehlet.

Glückt es ihm endlich, den engen Ring mit seinem Speere wegzuheben; dann schwingt er denselben in die Höhe, und weiset ihn den Zuschauern; er schreit, alle seine Glieder zittern; seine steif ausgestreckten Beine zucken; er wirft sich vom Pferde herab, und wälzt sich im Sande. Cäsar, als er die Ebene von Pharsalus mit Leichen bedeckt fand, konnte unmöglich sich auf eine solche Art freuen!

Ein Band, gleich einem Wehrgehänge über die Schultern geworfen, ist das Zeichen von einem, oder mehreren erhaltenen Preisen; derjenige, welcher den letzten Preis gewinnt, erhält den hölzernen Kochlöffel, und wird in der Zeche frei gehalten.

Dies ist noch ein Ueberbleibsel von den Ritterspielen des Mittelalters; nur ist hier der Unterschied, daß der kostbare Ring einer schönen Dame in einen eisernen verwandelt ist, und daß, statt dieselbe mit ihren Händen den Preis den tapfersten und behendesten Rittern austheilte, so empfängt hier denselben ein Bauerntölpel von dem andern.

Doch sind noch vorzüglichere Ueberbleibsel von den alten Ritterturnieren in dem Orden von St. Joris zu Middelburg vorhanden. Es möchte aber wol schwer zu beweisen seyn, daß diese Ritter, Trotz ihrer Turniere um höhere Preise, Trotz ihrer prächtigen Aufzüge, und ihrer kostbaren Mahlzeiten, eben so lustig und vergnügt waren, als die Bauern auf der Vlissinger Kirchmeß. Wenn man die Schwerfälligkeit der Pferde, den ungleichen Galopp, den sie laufen, und die Mühe in Betrachtung zieht, welche der Reiter sich geben muß, um sich fest auf dem breiten ungesattelten Gaule zu halten, so muß man gestehen, daß dieses Ringelrennen eine große Gewandtheit erfordert. Ich habe jedoch in kurzer Zeit drei Preise gewinnen sehen. —

Eilfter Brief.

Middelburg.

Der Weg von Vlissingen nach Middelburg ist der angenehmste und schönste auf dieser Insel; von Stunde zu Stunde kann man sehr wohlfeil von einem Orte zum andern gelangen; doch da die Entfernung gering, die Straße schön und wohl unterhalten ist und besonders der Fußpfad zwischen schattigen Bäumen hinläuft, so machen viele Leute diesen Weg zu Fuß. Man sieht beständig eine Menge Menschen auf demselben hin

und her gehen; auch ist derselbe der vorzüglichste Spaziergang der Bewohner von Middelburg und Vlissingen, und im Sommer, besonders an den Sonntagen, ist der Zusammenlauf in den Wirthshäusern, die an dieser Straße stehen, ungemein groß.

Wenn man auf diesem Wege unter der doppelten Reihe von Bäumen, und längs der hie und da zerstreuten Lusthäuser vorbei geht, so kommt man auf einem Seitenwege zu dem sogenannten Spanierloche, das diesen Namen von einem kleinen Siege erhalten hat, den vormals die Niederländer über die Spanier erfochten haben. Man sagt, die umgekommenen Feinde seyen in diesem Loche begraben worden; es ist ein kleiner Teich, der mit Wasser angefüllt ist.

Weiterhin kommt man nach Oost-Souburg, von welchem Orte ich Ihnen nichts Merkwürdigeres zu sagen habe, als daß hier vor Zeiten die Kauchen gewohnt haben, und man glaubt, daß der heutige Name dieses Ortes von Kauchenburg abstammt. Noch muß ich dabei erinnern, daß hier alljährlich das vorzüglichste Ringelrennen der Bauern gehalten wird, von welcher Lustbarkeit ich schon gesprochen habe, welches von einer zahlreichen Menge Zuschauer aus der ganzen Insel besucht wird.

Oost-Souburg hat diesen Namen zum Unterschiede von West-Souburg, wo man noch das alte Schloß findet, das Philipp van Marnix bewohnt hat, der sowohl mit seinem Scharfsinne, als mit

seinem Arme dem Vaterlande gedient hat. Zu seinem Lobe bedarf ich nichts weiter beizufügen, als daß er Wilhelm's I. rechte Hand war.

Endlich stellt sich den Blicken des Reisenden die Stadt Middelburg dar, deren Lage und äußeres Ansehen sehr hübsch ist; ihre mit Bäumen bepflanzten Wälle und breiten Gräben verschönern ihren Anblick von außen her. Vor Zeiten mag diese Stadt wohl für eine Festung gegolten haben; aber heut zu Tage ist sie es nicht mehr.

Ehe man zu dem Thore hinein kommt, sieht man die niedrige Wohnung der Abkömmlinge von Evertzen, deren Geschlecht, so wie das von Ruiter von Vlissingen abstammte.

Middelburg ist nicht allein die beste Stadt in Zeeland, sondern konnte auch vor Zeiten in Rücksicht der Schönheit, Reinlichkeit, des Reichthums und der Größe mit unseren besten Städten verglichen werden. Die Stadt ist sehr gut gebaut, und das sogenannte Mühlwasser bildet einen geräumigen und sehr schönen Spazierplatz innerhalb der Wälle, welcher lebhafter ist, als der sogenannte Vyverberg (Teichberg) in dem Haag.

Middelburg ist nicht nur durch die Zeitumstände, sondern auch durch die unvortheilhafte, jetzt so sehr veränderte Lage größtentheils sehr herabgekommen. Die Stadt ist durch den Anwachs von St. Joostland zu weit Land einwärts gekommen, und da der Haven keinen hinreichenden Schutz gegen die Anschwem-

mungen des Meeres hat, und zu lang ist, als daß man hier durch künstliche Mittel abhelfen könnte, so kann man die Verschlämmung desselben nicht mehr hindern. Derselbe Platz, welcher vormals die größten Schiffe von Osten und Westen aufnahm, muß nun das letzte für die Holländische Kompagnie in einer verschlämmten Docke verfaulen sehen. So unsicher ist das immer wechselnde Glück!

Dieser Umstand verursacht auch noch überdies, daß Middelburg ein minder gesunder Aufenthalt ist, als Vlissingen; welche letzt genannte Stadt im Sommer den schädlichen Ausdünstungen ausgetrockneter Kanäle weniger ausgesetzt ist, und eine kühlere und feinere Seeluft genießt.

Da ich nicht Willens bin, Ihnen Städte weitläuftig zu schildern, von welchen wir ausführliche Beschreibungen haben, so will ich auch nur einige Merkwürdigkeiten von Middelburg erwähnen.

Die hiesige Abtei ist eine von den schönsten Stiftungen dieser Art, die man finden kann. Die Geschichte sagt, die ersten Bewohner derselben seyen mehr darauf bedacht gewesen, ihre Reichthümer zu genießen, als für die Reinheit ihrer Sitten zu sorgen. Doch wir wollen aus christlicher Liebe glauben, die Geschichte habe sich hierinn geirrt.

Das Stadthaus, ein hübsches gothisches Gebäude, prunkt mit den steinernen Bildnissen einer großen Zahl

Grafen von Zeeland. Sehr wahrscheinlich ist ihren Personen in diesen Abbildungen nicht geschmeichelt worden; denn, wenn die unglückliche Ada nicht schöner gewesen wäre, als sie hier dargestellt ist, so würden wol die Dichter sie nicht besungen haben. Warum hat man sie auch hier in einer Eigenschaft dargestellt, die sie nie besaß, und deren Titel die Quelle ihrer Leiden ward? Warum ist Govaart mit dem Höcker aus dieser Reihe weggelassen, der doch seinem Schwerte den größten Theil seiner Macht zu danken hatte?

Zwölfter Brief.

Sklavenhandel.

Eine von den Quellen des Wohlstandes der Städte auf der Insel Walcheren ist in dem Sklavenhandel zu suchen. Durch diesen Handel haben sich besonders die Einwohner von Vlissingen und Middelburg bereichert; in der letzt genannten Stadt werden die zum Negernhandel bestimmten Schiffe in Menge gebaut und ausgerüstet. Es hat Jahre gegeben, in welchen bis auf 32 Negernschiffe aus Vlissingen ausgelaufen sind, von welchen Middelburg 10 und Vlissingen allein 22 geliefert hatte; die Zahl der Negersklaven, welche sie auf einem einzigen Zuge ausführten, soll sich auf sieben Tausend belaufen haben.

und her gehen; auch ist derselbe der vorzüglichste Spaziergang der Bewohner von Middelburg und Vlissingen, und im Sommer, besonders an den Sonntagen, ist der Zusammenlauf in den Wirthshäusern, die an dieser Straße stehen, ungemein groß.

Wenn man auf diesem Wege unter der doppelten Reihe von Bäumen, und längs der hie und da zerstreuten Lusthäuser vorbei geht, so kommt man auf einem Seitenwege zu dem sogenannten Spanierloche, das diesen Namen von einem kleinen Siege erhalten hat, den vormals die Niederländer über die Spanier erfochten haben. Man sagt, die umgekommenen Feinde seyen in diesem Loche begraben worden; es ist ein kleiner Teich, der mit Wasser angefüllt ist.

Weiterhin kommt man nach Oost-Souburg, von welchem Orte ich Ihnen nichts Merkwürdigeres zu sagen habe, als daß hier vor Zeiten die Kauchen gewohnt haben, und man glaubt, daß der heutige Name dieses Ortes von Kauchenburg abstammt. Noch muß ich dabei erinnern, daß hier alljährlich das vorzüglichste Ringelrennen der Bauern gehalten wird, von welcher Lustbarkeit ich schon gesprochen habe, welches von einer zahlreichen Menge Zuschauer aus der ganzen Insel besucht wird.

Oost-Souburg hat diesen Namen zum Unterschiede von West-Souburg, wo man noch das alte Schloß findet, das Philipp van Marnix bewohnt hat, der sowohl mit seinem Scharfsinne, als mit

seinem Arme dem Vaterlande gedient hat. Zu seinem Lobe bedarf ich nichts weiter beizufügen, als daß er Wilhelm's I. rechte Hand war.

Endlich stellt sich den Blicken des Reisenden die Stadt Middelburg dar, deren Lage und äußeres Ansehen sehr hübsch ist; ihre mit Bäumen bepflanzten Wälle und breiten Gräben verschönern ihren Anblick von außen her. Vor Zeiten mag diese Stadt wohl für eine Festung gegolten haben; aber heut zu Tage ist sie es nicht mehr.

Ehe man zu dem Thore hinein kommt, sieht man die niedrige Wohnung der Abkömmlinge von Evertzen, deren Geschlecht, so wie das von Ruiter von Vlissingen abstammte.

Middelburg ist nicht allein die beste Stadt in Zeeland, sondern konnte auch vor Zeiten in Rücksicht der Schönheit, Reinlichkeit, des Reichthums und der Größe mit unseren besten Städten verglichen werden. Die Stadt ist sehr gut gebaut, und das sogenannte Mühlwasser bildet einen geräumigen und sehr schönen Spazierplatz innerhalb der Wälle, welcher lebhafter ist, als der sogenannte Vyverberg (Teichberg) in dem Haag.

Middelburg ist nicht nur durch die Zeitumstände, sondern auch durch die unvortheilhafte, jetzt so sehr veränderte Lage größtentheils sehr herabgekommen. Die Stadt ist durch den Anwachs von St. Joostland zu weit Land einwärts gekommen, und da der Haven keinen hinreichenden Schutz gegen die Anschwem-

mungen des Meeres hat, und zu lang ist, als daß man hier durch künstliche Mittel abhelfen könnte, so kann man die Verschlämmung desselben nicht mehr hindern. Derselbe Platz, welcher vormals die größten Schiffe von Osten und Westen aufnahm, muß nun das letzte für die Holländische Kompagnie in einer verschlämmten Docke verfaulen sehen. So unsicher ist das immer wechselnde Glück!

Dieser Umstand verursacht auch noch überdies, daß Middelburg ein minder gesunder Aufenthalt ist, als Vlissingen; welche letzt genannte Stadt im Sommer den schädlichen Ausdünstungen ausgetrockneter Kanäle weniger ausgesetzt ist, und eine kühlere und reinere Seeluft genießt.

Da ich nicht Willens bin, Ihnen Städte weitläuftig zu schildern, von welchen wir ausführliche Beschreibungen haben, so will ich auch nur einige Merkwürdigkeiten von Middelburg erwähnen.

Die hiesige Abtei ist eine von den schönsten Stiftungen dieser Art, die man finden kann. Die Geschichte sagt, die ersten Bewohner derselben seyen mehr darauf bedacht gewesen, ihre Reichthümer zu genießen, als für die Reinheit ihrer Sitten zu sorgen. Doch wir wollen aus christlicher Liebe glauben, die Geschichte habe sich hierin geirrt.

Das Stadthaus, ein hübsches gothisches Gebäude, prunkt mit den steinernen Bildnissen einer großen Zahl

Grafen von Zeeland. Sehr wahrscheinlich ist ihren Personen in diesen Abbildungen nicht geschmeichelt worden; denn wenn die unglückliche Ada nicht schöner gewesen wäre, als sie hier dargestellt ist, so würden wol die Dichter sie nicht besungen haben. Warum hat man sie auch hier in einer Eigenschaft dargestellt, die sie nie besaß, und deren Titel die Quelle ihrer Leiden ward? Warum ist Govaart mit dem Höcker aus dieser Reihe weggelassen, der doch seinem Schwerte den größten Theil seiner Macht zu danken hatte?

Zwölfter Brief.

Sklavenhandel.

Eine von den Quellen des Wohlstandes der Städte auf der Insel Walcheren ist in dem Sklavenhandel zu suchen. Durch diesen Handel haben sich besonders die Einwohner von Vlissingen und Middelburg bereichert; in der letzt genannten Stadt werden die zum Negernhandel bestimmten Schiffe in Menge gebaut und ausgerüstet. Es hat Jahre gegeben, in welchen bis auf 32 Negernschiffe aus Vlissingen ausgelaufen sind, von welchen Middelburg 10 und Vlissingen allein 22 geliefert hatte; die Zahl der Negersklaven, welche sie auf einem einzigen Zuge ausführten, soll sich auf sieben Tausend belaufen haben.

Wie viele von diesen Unglücklichen mußten unter Weges ums Leben kommen, ehe sie das Land erreicht hatten, wo sie ihr Leben unter der Sklavenkette im Elende hinschleppen sollten! — Die Gewinnsucht richtete den Bau der zu Middelburg verfertigten Sklavenschiffe so sparsam ein, daß in einem Gemache von 23 Fuß Länge und eben so viel Breite zweihundert Negern konnten zusammengepackt werden; so daß ein jeder für seinen Lagerplatz nicht mehr, als ungefähr 3½ Fuß Raum hatte; den Weibern hingegen wurden jeder nur zwei Fuß eingeräumt. Ueberdies werden sie in einem glühenden Himmelsstriche in dumpfige Kammern oder Ställe zusammen gesteckt. Doch es ist nicht nöthig, hier weitläuftiger von der Behandlung der Sklaven zu sprechen, da dieser Gegenstand schon hinreichend beschrieben ist.

Daß Völker, die im Stande der Wildheit und in immerwährenden Kriegen mit ihren Nachbarn leben; Völker, welche in jeder von ihnen verschiedenen Nation auch ganz verschiedene Wesen erblickten; welche nur sich allein für wirkliche Menschen erkennen, und alle andere Völkerschaften für Barbaren ansehen, und überhaupt Völker, die keinen reinen Begriff von der Gottheit haben, auch die Natur und Völkerrechte nicht kennen, ihre gefangenen Feinde zur Leibeigenschaft verdammten, dies betrübt uns, aber wundert uns nicht. Doch daß Völker, deren Vernunft erleuchtet ist, die von der Religion der Liebe zur Menschenfreundlich-

seit eingerissen werden, und alle Menschen als ihre Brüder erkennen sollen; daß Nationen, die einander auch in der heftigsten Erbitterung, doch die gegenseitige Achtung nicht aus den Augen verlieren, wie es ihnen durch weise Gesetze vorgeschrieben ist; daß Nationen, welche nur das Laster für barbarisch erkennen; daß solche Nationen ihre wehrlosen Brüder unter einander verkaufen, das Menschengeschlecht noch unter die Thiere herabwürdigen, das erste und heiligste Gesetz der Gottheit mit Füßen treten, und sich dabei Christen nennen, dies ist es, was uns in Erstaunen setzen muß!

Die Alten konnten sich noch einigermaßen mit den Umständen entschuldigen, unter welchen sie die Sklaverei einführten. Bloß ihre Feinde setzten sie in diesen niedrigen Stand herab; aber welcher Feindseligkeit haben sich die schwachen Afrikaner gegen uns zu Schulden kommen lassen? Ihre Schwachheit selbst ist ihr einziges Verbrechen.

Man irrt sich sehr, wenn man den Zustand der Sklaven bei den gesitteten Völkern der alten Welt mit demjenigen der heutigen Negersklaven in den Europäischen Kolonien vergleichen will. Bei den Griechen und Römern wurden den Sklaven allerlei Aemter anvertraut, die sie bestens versahen, während die stolzen Republikaner müßig giengen; während ihre Herren einander wechselseitig mordeten, genossen sie im behaglichen Wohlstande die Früchte ihres Fleißes. Die Griechen und Römer waren demnach eigentlich nur die Soldaten ihrer Leibeigenen.

Wer waren bey den tapfern Lacedämoniern die wirklichen Sklaven des Staates, diejenigen, welche ohne Einschränkung alle Produkte der Erde genießen konnten, oder diejenigen, deren höchstes Wohlleben darin bestand, die schwarze Suppe zu essen? Zwar sagt die Geschichte, daß die Spartaner zuweilen ihre Heloten ermordeten, wann sie ihnen zu mächtig wurden. Aber sie tödteten sie doch nur einmal, doch bey uns werden sie zu tausendmalen gemordet.

Dennoch haben wir Schriftsteller, welche das feinste Menschengefühl äußern, und doch den Sklavenhandel gut heißen.

Man sagt, wenn wir die Negern nicht mehr kauften, welche im Kriege zu Gefangenen gemacht werden, so würden sie von ihren Feinden ermordet. Welch eine Menschenliebe! Wie groß ist nicht die Sorge der Europäer für die Erhaltung des Lebens so vieler Tausende von Negern, die alljährlich in Fesseln aus Afrika weggeschleppt werden! Ist es wohl auch diese sorgsame Menschenliebe, welche die friedlichen Völker, um Vortheil daraus zu ziehen, gegen einander hetzt, und veranlaßt, daß diese Unschuldigen einander wechselsweise vertilgen?

Man beruft sich auch auf die Nothwendigkeit, solche Arbeiter in den Kolonien zu haben; aber die Nothwendigkeit kann keine schlechten Handlungen entschuldigen.

Man beruft sich auf die Politik; aber das ist eine abscheuliche Politik, welche Niederträchtigkeiten befür-

hert, und das Uebel in der Welt verschlimmert, statt es auszurotten.

Wir wollen hierüber nicht weiter streiten. Der, welcher zuerst seine Hand mit dem Blute seines Bruders besudelte, kannte die Folgen seiner Missethat nicht, die Trunkenheit eines grimmigen Neides verblendete seinen Geist; sein eigener Fluch nagte dann an seiner Seele. — Der Fluch des ganzen Menschengeschlechtes muß auf dem Ungeheuer ruhen, welches zuerst das Ebenbild Gottes unter die Thiere herabwürdigte, und das Glück seines Nebenmenschen für ein todtes Stück Metall verhandelte.

Yariko, Yariko, auf wie vielen Inkle's müssen die blutigen Thränen der gemordeten Liebe und der Früchte der Liebe brennen!

Dreizehnter Brief.

Die Grabschrift. — Die beiden Liebenden.

Nicht mit Unrecht verweist man den heutigen Gelehrten, daß sie bei der Abfassung von Grabschriften in Rücksicht der Bündigkeit, Kraft und Erhabenheit des Ausdrucks, weit hinter den Alten zurückbleiben. Der große Pope hat selbst nur in einer von allen seinen Grabschriften den wahren Geist der Alten gefaßt;

denn so schön auch die übrigen alle sind, so fehlen ihnen doch die Haupterfordernisse: Kürze und Erhabenheit. Ob unsere Vorältern den Geschmack der Alten besser getroffen haben, mögen die Leser aus der folgenden Grabschrift beurtheilen, die ich in einer Kirche zu Middelburg gefunden habe:

Gij die hier gaat voorbij, om dit of dat te aanschouwen,
Wilt hij dit droevig graf, uw treeden weederhouden:
En met een stil gejuich, verwonderd wat hij doet,
Die't hart draagt in zijn lijf, en God in zijn gemoed,
Jan Pieters was de man, die dit heeft konnen leeren.
Jan Pieters was de man, die God heeft konnen eeren;
En toonen metter daad, dat hij ook was een held,
Die voor Martins gedreig noch wreedheid was ontsteld.
Jan Pieters was de man, die na voorgaande beden,
Zes uren achter een kloekmoedig heeft gestreeden.
En tegen meer dan tien, die van de Spaansche magt,
Rondom en vast bezet, niet dan om God en dagt,

Die niet en had geleerd te konnen zijn verwonnen,
Maar harde tot de dood, in't geen hij had begonnen.
Zet Spanjaards uit den zin het gantsche waarelds rijk,
Al is *Jan Pieters* dood, daar leeft nog zijns gelijk.

Das heißt:

Ihr die ihr hier geht vorbei, um dies und jenes zu beschauen,
Laßt bei dem traurigen Grabe eure Schritte einhalten,
Und bewundert mit stillem Frohlocken, was er that,
Der ein Herz trug in seinem Leibe, und einen Gott in seinem Gemüth.
Jan Pieters war der Mann, der dies hat können lehren,
Jan Pieters war der Mann, der Gott hat können ehren;
Und zeigen mit der That, daß er auch war ein Held,
Der vor Maraans Drohen und Grausamkeit sich nicht entsetzte.
Jan Pieters war der Mann, der nach gehaltenem Gebete,
Sechs Stunden nach einander mit Tapferkeit gestritten,

Und gegen mehr als zehen, die von der Spanischen Macht,
Die rings umher ihn heftig drängten, nur allein um Gottes willen,
Die nicht gedacht hatten, jemals überwunden zu werden.
Aber er harrte aus bis in den Tod auf dem, was er begonnen.
Schlagt Spanier aus dem Sinn das Reich der ganzen Welt;
Zwar ist Jan Pieters todt, doch lebt noch seines Gleichen!

Dem letzten Verse fehlt es, wie man wol sieht, nicht an Kraft, doch ist auch nicht zu verkennen, daß diese Grabschrift einigermaßen von derjenigen verschieden ist, welche die Aufopferung des Leonidas und seiner 300 Mitbürger verewigte. Im Vorbeigehen gesagt, wundere ich mich sehr, den Namen dieses Jan Pieters nicht in dem vaterländischen Wörterbuche von Kok finden zu können. Er starb im J. 1608. —

Ein anderer Grabstein in der alten Kirche zu Middelburg, auf welchem zwei ineinandergelegte Hände ausgehauen sind, erinnert mich folgende Erzählung beizufügen. Es lebten hier vor Zeiten ein Jüngling und ein Mädchen, die einander auf das innigste liebten, und beide lebten nur in und für einander. Anna hieng mit voller Seele an ihrem Herzgeliebten, und ihr Wilhelm kannte außer ihr kein Vergnügen in

der Welt. Sie hatten einander ewige unveränderliche Liebe geschworen, und Unzertrennlichkeit bis in den Tod. Sie hielten Wort; denn sie starben beide mit einander vor dem Altare, in dem Augenblicke, in welchem der Geistliche ihre Hände in einander fügte. So geht wenigstens die Sage, und dahin soll auch der gedachte Grabstein deuten.

Welch ein schöner Stoff zu einer empfindsamen Grabschrift!

Vierzehnter Brief.

Westkapelle. — Domburg.

Eine der interessantesten Nebenreisen auf dieser Insel ist die nach Domburg. — Schon bei meiner ersten Ankunft auf Walcheren hatte ich den Wunsch gefaßt, einen Abstecher dahin zu machen; ich habe denselben aber bloß darum so lange verschoben, weil ich mehr Zeit darauf verwenden wollte, als auf einen anderen Gegenstand meiner Neugierde. Mancherlei Hindernisse haben es nicht anders zugelassen, als daß ich diese meine Wißbegierde nur theilweise befriedigen konnte.

Als ich dahin reisete, nahm ich meinen Weg über Westkapelle, welcher Ort wegen seines vormaligen blühenden Zustandes, und noch mehr wegen des Dam-

weg, der von demselben den Namen trägt, berühmt ist. Von diesem Damme will ich hier eine ausführliche Beschreibung geben, da man in mehreren Werken die befriedigendste Schilderung von demselben findet.

Noch ehe man den Westkapellschen Damm zu Gesichte bekömmt, sieht man große Haufen, große aufgehäufte Stöße von Holz und Reisbündeln, welche zur Unterhaltung des Dammes dienen. — Der Damm selbst bietet dem Auge des unkundigen Beschauers nichts Besonderes oder Merkwürdiges dar; wenn man über den Kamm desselben hinreitet, so glaubt man bloß auf einem, von der Natur gebildeten, abhängigen Strande hin zu reiten; aber der Kenner in diesem Fache bewundert die Anlegung dieses künstlichen Strandes, dessen Breite aufs wenigste 390 Fuß bei einer Länge von 890 Ruthen beträgt, und der mit 20 schweren Pfahldämmen versehen ist, die sich weit in das Meer hinaus erstrecken, um den Sturm der Wellen und die Gewalt der Strömungen zu brechen. Wahrlich nur die äußerste menschliche Anstrengung konnte der Gewalt eines Meeres Widerstand leisten, welches mit unbeschreiblichem Ungestüm daher brauft, und zuweilen Steine von 4000 Pfund an Gewicht aus dem Grunde aufwühlt, und auf den Damm schleudert.

An diesen Vorgebirgsdämmen bemerkte ich mehr, als zu Vlissingen, die Verwüstungen der Pfahlwürmer. Man trägt hier aber auch Sorge, alle die Pfähle, so weit sie im Meere stehen, mit eisernen Nägeln zu

beschlagen, von welchen jeder der großen Pfähle, nicht weniger als 100 Pfund nöthig hat. Die meisten Pfähle, die ich von denen sah, welche nicht auf diese Weise beschlagen waren, und besonders die, welche zur Zeit der Ebbe etwas trocken standen, waren von den Pfahlwürmern entweder angefressen oder ganz verdorben; diese sowohl, als die gewöhnliche Unterhaltung, erfordert eine beständige Arbeit an diesem Damme, wovon die Kosten sich jährlich oft auf mehr als 20,000 Gulden belaufen.

Nicht ohne Rührung erblickt man an den Außenwänden einer Scheune, welche auf dem Damme von Westkapelle steht, die Planken von mehreren zertrümmerten Schiffen, welche an den Bänken und Vorsprüngen dieser Insel gescheitert sind; man stellt sich dann in der Einbildung vor, bei einem gräßlichen Sturme auf diesem Damme zu stehen, die wütenden Wogen an demselben anprallen zu sehen, und das Gewinsel der Schiffbrüchigen zu hören, die um Hülfe schreien, und doch nur selten welche erhalten.

Westkapelle muß zu den Zeiten der Römer bereits ein blühender Ort gewesen seyn, weil man hier, so wie zu Domburg, Ueberbleibsel des heidnischen Götzendienstes entdeckt hat. Auch findet man in den Schriftstellern Nachrichten von einem, dem Herkules geweihten Tempel, von welchem man die Trümmern hier gefunden hat, und von welchem man noch einen Stein mit einer Aufschrift an diesen Halbgott in einem Pfei-

ler der Kirche eingemauert steht. Dies Alles beweiset unstreitig, daß die Römer hier, so wie zu Domburg, Festungen hatten, und daß sie auch von da aus mit den benachbarten Orten Gemeinschaft hielten.

Man erzählt, daß Willebrord, durch dessen Eifer ein großer Theil der Niederlande das Heidenthum verließ, im J. 694 auch diese Insel zum christlichen Glauben zu bringen suchte; unter den Völkern, welche diese Insel bewohnten, war dieses Unternehmen minder gefährlich, als auf dem festen Lande, wo die Einwohner Oberherren unterworfen waren, welche hartnäckig an ihren alten Gebräuchen hiengen. Es scheint auch, daß er durch seine Reden und Vorstellungen nicht viel auszurichten vermochte; er konnte die Einwohner von Westkapelle nicht dahin bringen, ihren Abgott wegzuschaffen. Er legte daher selbst Hand an, und zerschmetterte das Bild des Herkules, welchen sie besonders hoch ehrten. Dieser unzeitige Eifer kostete ihm beinahe das Leben; aber ein Wunderwerk hatte seinen Hals unverwundbar gemacht; was jedoch eigentlich seine Rettung bewirkte, war seine Flucht aus der Insel.

Nachmals wurde Westkapelle eine blühende Stadt, sowohl durch Handel, als durch Fischerei; dieser Handel gieng aber durch das Wachsthum von Middelburg und Vlissingen verloren; noch mehr aber litt er durch die Trübsale, mit welchen Westkapelle zu kämpfen hatte. — Der See schwemmte immerwährend von den Dünen und den Dämmen vor diesem

Orte weg, so daß man endlich gezwungen war, die Kirche sehr weit rückwärts von dem Ufer zu erbauen, und die Einwohner zogen allmälich nach Vlissingen. Darum trägt dieser Ort auch keine Merkmale seiner vormaligen Größe mehr an sich, und derselbe verdient jetzt kaum noch den Namen eines Flecken. Die für die kleine Anzahl Einwohner allzu große Kirche ist gänzlich verfallen, und ihre Trümmer allein beweisen noch jetzt die ehemalige Volksmenge dieses Ortes. Die Einwohner haben kein anderes Mittel zu ihrem Lebensunterhalte, als den Ackerbau, und vorzüglich die Arbeiten an den Dämmen, womit sie ihr Brod verdienen, und worin sie ungemein geschickt und flink sind. Mit Vergnügen sieht man ihnen zu, wie schnell sie arbeiten; auch hat man mich berichtet, daß man den Entwurf zu dem gegenwärtigen vortrefflichen Damme von Westkapelle einem alten hiesigen Dammarbeiter zu danken habe.

Zwischen Westkapelle und Domburg kam ich durch das Lager, welches hinter den Dünen liegt, sehr hübsch abgestochen ist, eine sehr hohe Lage hat, und vor den stärksten Winden gesichert ist; es lagen nur wenige Soldaten darin zu dessen Beschützung. Wenige Augenblicke darauf gelangte ich nach Domburg.

Fünfzehnter Brief.

Domburg und seine Alterthümer.

Für Liebhaber der vaterländischen Alterthümer, wie Sie sind, mein Herr, giebt es bei uns nicht leicht einen interessantern Ort, als Domburg. Die Betrachtung der alten Ueberreste, die man hier findet, geben reichen Stoff zum Nachdenken; man erinnert sich dabei an den vormaligen Zustand dieser Insel, an die ausgebreitete Macht der kriegerischen Römer, an den Schicksalswechsel, welchen dieses Land und seine Einwohner erlitten haben, und man verliert sich endlich in der Untersuchung der Meinungen der Gelehrten, über die berühmte Göttin, welche man vor Zeiten hier verehret hat, und welche nachher der Zankapfel zwischen den Alterthumsforschern geworden ist.

Darum ist Domburg, ob es gleich seines vorigen Glanzes beraubt ist, doch noch ein merkwürdiger und angenehmer Ort, der in der schönsten Gegend der ganzen Insel liegt, welche mit hübschen Bäumen besetzt ist; auch findet man daselbst ein gutes Wirthshaus, welches durch ein kleines Wäldchen von den hohen Dünen getrennt ist, und einen angenehmen Ruheplatz darbietet. Auf der höchsten dieser Dünen stehet ein Telegraph, und von hier aus hat man eine herrliche, weit ausgedehnte Aussicht über die Nordsee, und über den größten Theil der Insel. — Der Anblick

dieser Mannichfaltigkeit und Abwechselung von dürren Sandhügeln, fruchtbaren Feldern, baumreichen Lustplätzen, nahe beisammen liegenden Städten und Dörfern, und all dieses bunte Gemische von dem einförmigen Meere umgeben, ist ungemein reizend.

Domburg ist schon wegen seiner Lage, besonders aber wegen seines hohen Alters, den Fremden interessant; denn es ist zuverlässig nebst Westkapelle die älteste Stadt in Zeeland. Die Römer erbaueten hier ein Kastell oder eine Burg, woher dann die zweite Sylbe des heutigen Namens dieser Stadt kömmt, und von hieraus trieben sie einen beträchtlichen Handel nach England. Nichts konnte ihnen auch angenehmer seyn, als der Besitz dieses festen Ortes, insofern es wahr ist, daß die Küste von Walcheren vor Zeiten mit der von Flandern vereinigt gewesen sey, wo demnach der Ausfluß der Schelde, verbunden mit der Waal oder einem Arme der Maas, längs Domburg hingieng. Die Römer sicherten durch diese Festung die Mündung des Flusses, und hielten auf diese Weise eine vortheilhafte Verbindung zwischen der See und den inländischen Gewässern offen. Die Alterthümer, welche sowohl von dem Zahne der Zeit, als von den stürmischen Wasserfluten verschont geblieben sind, bezeugten noch in den letzten Jahrhunderten, wie groß der Wohlstand dieses Ortes gewesen war, den seine Lage so sehr begünstigte. Außer den Ueberbleibseln des Tempels der Göttin Nehalennia beweisen die mannichfaltigen Inschriften auf einer Menge von Steinen, die

man längs des Strandes hin gefunden hat, wie stark vor Zeiten dieser Ort von Kaufleuten und Seefahrern besucht wurde; und wie blühend damals der Handel nach England war.

Während das Meer mit gierigem Rachen Westkapelle zu verschlingen drohte, und die Einwohner zwang, auch Domburg hinter die Dünen zu verlegen; während die Flüsse sich andere Mündungen öffneten, wodurch unbekannte Dörfchen in reiche Städte verwandelt wurden, und während endlich viele Abwechselungen des Schicksals die ganze Gestalt dieser Insel veränderten, blieb Domburg doch noch lange, seiner Lage wegen, im Besitze eines Ueberrestes seiner vorigen Größe. In dem Mittelalter war diese Stadt das Capua von Zeeland; die vornehmsten Einwohner der Gegend erwählten diesen Ort zu ihrem Aufenthalte, und ringsumher lagen Lusthäuser und Lusthaine in Menge. Die Landbewohner bereicherten sich durch den Feldbau und die Fischerei. Von der inneren Blüte dieser Stadt ist nur noch ein geringer Theil, und von ihrem äußeren Wohlstande und Reichthume sind bloß noch Trümmer und einige Gebüsche übrig.

Domburg war lange in einem vergessenen Zustande, bis es endlich durch einen Zufall, der zugleich die ganze Insel betraf, und hier eine Entdeckung veranlaßte, welche die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich zog, aufs Neue berühmt ward. Es war im J. 1046, als das Meer, bei einem schröcklichen Sturme,

die Dünen und den Strand vor Domburg gewaltsam wegriß, und dadurch die Trümmer eines Tempels entblößte, der einer unbekannten Göttin geweiht war, wobei man zugleich die große Anzahl von Steinen fand, von welchen noch ein großer Theil in der Kirche von Domburg aufbewahrt wird.

Smallegange war einer der ersten, welche das Vergnügen hatten, diese neu entdeckten Alterthümer zu sehen; er theilt davon in seiner Chronik von Zeeland einen ausführlichen Bericht mit, aus welchem folgender wörtliche Auszug eine Stelle verdient:

„Als zu Ende des Jahres 1646 die Winde aus Nordosten und Osten lange Zeit heftig stürmten, da wurden die Dünen von Domburg durch die tobenden Wellen des ungestümen und hochgehenden Meeres gewaltig abgespült; so daß man endlich am 5. Januar 1647 an dem Fuße dieser Dünen verschiedene Steine aus dem höchsten Alterthume mit heidnischen Götzenbildern und Inschriften verziert, entdeckte. Als die Herren Staaten von Walcheren, nebst anderen Beamten, bei Gelegenheit der Sandhalmpflanzung, in diese Gegend gekommen waren, und von dieser Entdeckung hörten, so befahlen sie, nebst dem Damminspektor und den Geschwornen der fünf Beamten, die gedachten Steine auszugraben, und in gute Verwahrung zu bringen, welches sodann auch geschah. — — Ich selbst begab mich einige Tage nachher da-

Es läßt sich nicht anders erklären, als daß Herr van der Sloot in diesem Punkte getäuscht worden ist; er hat seine Nachricht nur von Hörensagen; denn er war erst vierzig Jahre später an Ort und Stelle, da doch Smallegange von diesen Begebenheiten als Augenzeuge spricht, welche übrigens Herr van der Sloot auf gleiche Weise erzählt.

Diese Widersprüche verdienen jedoch hier weiter keiner Erwähnung. Es ist gar wohl möglich, daß man in späteren Zeiten, als das Meer schon so weit vorgerückt war, sich in Betreff der Stelle, auf welcher der Tempel stand, geirrt, und andere, jetzt auch von dem Wasser bedeckte Steine für die Trümmer des Tempels gehalten habe.

Dies ist leicht zu begreifen, wenn man bedenkt, daß der Strand von Zeeland täglich abnimmt, und daß diese Abnahme schon seit einigen Jahrhunderten Statt hat. Man kann annehmen, daß das alte Westkapelle bis in das vierzehnte Jahrhundert gestanden sey, und im J. 1550 war dieser Ort schon 3500 Ruthen landeinwärts gerückt worden. Diese Abnahme ist wahrlich zum Erstaunen groß, und wenn schon dieselbe nicht in gleichem Maaße längs Domburg hin Platz greifen konnte, weil der Strand hier nicht so sehr rechtwinkelig der Strömung bloß gestellt ist, wie bei Westkapelle; so muß doch auch hier die Abnahme des Strandes schon stark genug seyn, um in einem Zeitraume von sechszig Jahren Gegenstände unsichtbar zu

machen, welche Smallegange, als er die Stelle zum letzten Male besuchte, nicht mehr zugänglich fand.

Wenn aber auch die Abnahme des Strandes nicht so sehr groß gewesen wäre, so hatte doch in diesem langen Zeitraume der Sand diese Gegenstände alle bedecken müssen.

Es ist auch ein großer Irrthum vom Herrn van der Sloot, ein Häuschen von zwei Ruthen Länge und einer Ruthe Breite, mit Bretern verschlagen, für ein Kapellchen, oder gar für den Tempel der so sehr geehrten Göttin Nehalennia zu halten; denn wie hätten die vielen Steine mit Bildern geziert, die rings herum im Inneren an dem Gemäuer angebracht waren, und wahrscheinlich Votivtafeln vorstellten, alle in dem engen kleinen Häuschen Raum gehabt? Auf diese Weise bauten die Alten nicht.

Die Steine, welche noch jetzt in dem Chore der Kirche von Domburg aufbewahret werden, stimmen vollkommen mit der Beschreibung überein, welche Smallegange von denselben gegeben hat; dasselbe gilt auch von seinen Zeichnungen; außer, daß die Bilder in denselben ein wenig hübscher und deutlicher dargestellt sind. Die meisten dieser Steine sind der Göttin Nehalennia geweiht; doch giebt es auch einzelne darunter, mit den Bildern anderer Gottheiten geschmückt, welches vielleicht beweisen könnte, daß dieser Tempel, der ohnehin rund gebaut war, ein Pan-

theon gewesen ist, oder daß hier verschiedene Gottheiten in mehreren Kapellen verehrt wurden.

Von einigen Abbildungen, welche Smallegange uns mitgetheilt hat, sind die Originale nicht mehr vorhanden; und wieder von anderen, die ich sahe, sind keine Zeichnungen gemacht worden. Besonders merkwürdig ist das Bildniß der Göttin des Sieges, dessen auch Gargon erwähnt hat; vor Zeiten hatte es eine Krone in der rechten Hand; aber Arme und Krone sind abgebrochen, und wahrscheinlich verloren; die Flügel sind beschädigt; den Kopf hat man gar nicht gefunden, und das ganze Bild ist in der Mitte von einander geborsten; das obere Stück ist mit einer Kette an die Mauer des Chores der Kirche befestigt, und ruht auf dem, davon abgebrochenen unteren Theile; das ganze Bild hat etwas mehr als Lebensgröße. Das Fußgestell, auf welchem das Bild stehet, macht das Kapitäl und einen Theil der viereckigen Säule aus, welches beweiset, daß dasselbe nicht, wie Herr van der Sloot dafür hält, auf einem einzelnen viereckigen Steine, sondern auf einer Säule stand, von welcher die übrigen Steine, welche neben dem Bilde auf dem Strande umher gefunden worden sind, wahrscheinlich Trümmer waren.

Wenn man die Arbeit von diesem Bilde mit der an den übrigen Steinen vergleicht, so scheint es, daß dieselben aus verschiedenen Zeiten herrühren. Der gute

Geschmack, den man an dem Kapitäle wahrnimmt, die Schönheit und regelmäßige Gestalt dieses ganzen Bildes kündigen an, daß dieses Werk aus dem blühendsten Zeitalter der Römischen Kunst herrühret; welcher Geschmack gar sehr von demjenigen verschieden ist, der in den Bildern und Steinen der Nehalennia herrscht.

Was dem Künstler, der dieses Werk vollbracht hat, noch mehr Ehre macht, ist, daß dasselbe aus einem groben Felsensteine, und doch so sauber gehauen ist. Die Draperie, welche von hinten dem Körper zur Stütze dient, ist so angebracht, daß sie von dem Winde auf diese Art hingeworfen zu seyn scheint, und dadurch ist die Nacktheit aufs vollkommenste vermieden. Bekanntlich ist dieses ein Kennzeichen der ächten alten Kunst, die sich darin besonders auszeichnet.

Noch verdient das Kapitäl sowohl wegen der Ordnung, zu welcher es gehört, als wegen der zwei Steinblöcke, aus welchen es bestehet, eine besondere Aufmerksamkeit.

Ich habe auch einige kleine, doch übel beschädigte, Bilder gefunden, welche in demselben Geschmacke ausgearbeitet sind, wie die Figur der Siegesgöttin. Ich hatte nicht Zeit, dieselben abzuzeichnen. Ich mußte mich begnügen, außer der Siegesgöttin, zwei andere zu zeichnen, deren eines einen kleinen Altar vorstellt, auf welchem ein Becken steht, und auf welchem die Tafel mit Früchten beladen ist. Dieses Alterthumsstück ist sehr merkwürdig. Im oberen Fache steht das,

wahrscheinlich jetzt unkenntlich gewordene, Bild des Neptunus.

Der zweite Stein, den ich abzeichnete, ist, wie die Inschrift zeigt, so viel man sie noch lesen kann, ein der Göttin Nehalennia geweiheter Altar. Gargon las diese Inschrift auf folgende Art:

Deae *Nehalenniae* ob merces recte conservatas M. Secundus Negotor, (oder Negotiator) Cretarius Brithanhicianus. V. S. L. M. Hier ist zwischen den Wörtern Secundus und Negotor das Wort Silvanus ausgelassen.

Auch hieraus erhellet, daß man in keinem Punkte, der diese unbekannte Göttin betrifft, weder in Rücksicht ihres Tempels, noch der ihr geweihten Steine, noch der Inschriften auf denselben, noch ihres Namens, noch ihrer Attribute einig ist. — Um ihren Namen zu erklären, hat man alle bekannte Sprachen zu Hülfe zu ziehen gesucht.

Was ihre Eigenthümlichkeiten betrifft, so halten einige sie für das Sinnbild des neuen Mondes, andere für die Pomona, andere für die Isis, und wieder andere für die Göttin der neuen Handelsstadt, oder für die Gemalin des Neptunus u. s. w.

Es möchte wohl eine undankbare und fruchtlose Mühe seyn, über diese verschiedenen Meinungen zu entscheiden. Wenn man die verschiedenen, diese Göttin betreffenden, noch vorhandenen Denkmäler derselben mit einander vergleicht, so findet man, daß sie nirgends

ohne die Sinnbilder des Landbaues, oder der Baumfrüchte abgebildet ist; auch sieht man sie nirgends anders, als in Gesellschaft von Hunden, und daß oft die Seitentheile der ihr geweiheten Steine mit dem Bilde Neptun's verziert sind. Daraus scheint zu fliessen, daß sie zugleich als die Göttin der Landesprodukte, und als die Beschützerin des Meeres verehrt worden ist, wie auch aus den ihr geweiheten Inschriften erhellet.

Denn eine Ceres ist sie nicht, auch keine Diana, keine Pamona und keine Isis, weil sie nicht alle Attribute dieser Gottheiten hat; am wahrscheinlichsten ist es, daß sie eine Gottheit war, wie die alten Bewohner dieser Insel sie nach ihren eigenen Bedürfnissen sich zu bilden, für gut fanden.

Diese Völker lebten vor der Ankunft der Römer in einem freien und halb wilden Zustande, nicht sowohl von dem eigentlichen Ackerbaue, als von dem Genusse der wild wachsenden Früchte und Erzeugnisse ihres Bodens, und besonders von der Jagd. Es ist daher natürlich, daß diese Leute gleich allen Völkern überhaupt sich eine Gottheit erkohren, welche ihnen ihren Lebensunterhalt verschaffte und sicherte. Hier, wo oft grimmige Winde die wilden Fluten empörten, so daß sie nicht selten die fruchtbaren, aber niedrig gelegenen Felder überströmten, da waren die Bewohner, welche sich in jenen Zeiten meist am Seeufer angesiedelt hatten, gezwungen, ihre Zuflucht zu den Dünen zu nehmen, die

sie doch einigermaßen gegen den stürmenden Wogendrang schützen konnten. Man flehete daher die Göttin der Früchte und die Regiererin der Thiere an, um die drohenden Fluten von dem unglücklichen Lande abzuwenden; man rief dabei auch den Meeresgott und den Beschützer der Gegend um Beistand an, den man zugleich als den Besänftiger der Fluten betrachtete. Die Römer, welche immer bereit waren, die Götter der von ihnen bezwungenen Völker anzuerkennen, nahmen auch den Glauben dieser Leute an, als sie Befestigungen auf ihrer Insel anlegten. Die Seefahrer, welche mit ihren Schiffen aus dem Mittelländischen Meere hierher kamen, und von hier aus Handel nach England und in andere Gegenden trieben, mußten ihre Fahrten für weniger groß, als gefährlich halten. Für ihre glücklichen Reisen dankten sie sodann der Gottheit des Landes durch Gelübde und Opfer für die Gunst des Meergottes, die sie ihnen erworben hatte; daher kam es wohl, daß man in den Votivsteinen, welche die Seefahrer und Kaufleute hier aufstellen ließen, die beiden Gottheiten mit einander verbunden findet.

Auf diese Weise scheint es mir, sich am einfachsten erklären zu lassen, woher die verschiedenen Attribute dieser Göttin kommen; der Ursprung ihres Namens mag auch seyn, welcher er wolle, genug die ihr zugeschriebenen Eigenschaften stimmen nicht mit denen anderer Gottheiten überein, sondern schicken sich bloß zu den lokalen Verhältnissen dieses Landes, in welchem sie verehrt wurde. In diesem Falle stimmt die ehemalige

Lage des Landes, die Umstände, in welchen die ersten Bewohner desselben lebten, und die Verhältnisse derer, welche späterhin die Insel besuchten, mit den Sinnbildern und Inschriften überein, welche der Göttin beigesellt sind.

Unsere Nehalennia ist demnach eine besondere Gottheit dieses Landes gewesen, welche zwei ganz verschiedene Eigenschaften in sich vereinigte, die sonst bei allen übrigen Gottheiten der Alten genau von einander getrennt waren; auch ist es wohl möglich, daß sie unter beiden, oder auch nur unter einer einzigen dieser Eigenschaften an anderen Orten verehrt worden ist, indem man auch bei Kölln einen, dieser Gottheit geweiheten Stein gefunden hat; auch scheint dasselbe aus der Inschrift eines Steines zu erhellen, welchen man zu Domburg in dem Giebel eines Hauses entdeckt hat, der nachmals zur Aufbewahrung nach Vlissingen gebracht worden ist. *)

Diese Inschrift ist folgende:

Deae
Burori
nae quod
votim
est mal
us pros
e suisque.

*) Cruisselbergen in den Verhandelingen van het Zeuuwsch Genootschap van Wetenschappen, 2. Deel, pag. 48.

Cruisselbergen, welcher uns von dieser Inschrift Nachricht mitgetheilt hat, ist der Meinung, der Name dieser Göttin Burorina stamme von dem Holländischen Worte Buren, Geburen ab, und bedeute so viel als Buurgodin, d. h. Nachbarsgöttin, und darunter sey die Nehalennia zu verstehen, welche in der Nachbarschaft (Buurt) von Domburg verehrt wurde. *)

Diese Sache näher zu untersuchen, hatte ich nicht Zeit. Als ich zum ersten Male nach Domburg kam, lagen diese alten Steine unter einem Haufen alter Geräthschaften und Lappen verborgen, so daß man nicht leicht dazu gelangen konnte; nachmals hat man dieselben zwar einigermaßen in Ordnung gestellt, aber auf eine Art, welche der Untersuchung derselben wenig günstig ist. Die Verwirrung und Vernachlässigung, welche hier überall herrschte, beweist hinreichend, wie wenig Werth man auf diese merkwürdigen Ueberbleibsel des grauen Alterthums setzt.

Das Weiß-Anstreichen der Steine, welches Einige sehr getadelt haben, hat, es ist wahr, den ehrwürdigen alten Rost von denselben weggenommen, aber ihnen dadurch keinen Nachtheil gebracht; im Gegentheile sind die Gegenstände dadurch nur noch deutlicher geworden.

*) Wie kindisch dieser Einfall sey, überlassen wir unseren Lesern zu eigener Entscheidung, und merken hier nur an, daß bei dieser Stelle Vieles in dieser Uebersetzung, als unnöthig weggelassen worden ist. D. Ueb.

Sechszehnter Brief.

Veere.

Veere ist die dritte Stadt von Walcheren, und liegt ungefähr eben so weit von Middelburg, als diese Stadt von Vlissingen entfernt ist.

Es scheint gewiß zu seyn, daß die Stadt Veere ihr Emporkommen und ihre Blüte allein der Erweiterung, oder vielmehr dem Durchbruche des sogenannten Veerschen Lochs, zu danken hat. Es ist bekannt, daß dieses durch die Trennung von Nordbeveland und Walcheren im fünfzehnten Jahrhunderte geschehen ist. Dieser Zufall hat wirklich diesen Ort zu einer Seestadt, sowohl für den großen Handel, als für die Fischerei tauglich gemacht; doch hat eben dieser Umstand diese Stadt auch sehr oft in große Gefahr gebracht, und mit dem Untergange bedroht; denn es sind wenig Städte in Zeeland, die so vielen Erdfällen unterworfen gewesen sind, wie diese.

Sie hatte zur Zeit ihrer Blüte hauptsächlich ihre Nahrung von dem Handel mit England, dem Schottischen Stapelrechte und den Fischereien. Jetzt ist sie zwar noch ein ganz hübscher Ort, hat aber nichts besonderes Merkwürdiges.

Die Bewohner von Veere haben sich auch in dem Spanischen Kriege berühmt gemacht; sie waren die er-

sten, welche dem Beispiele der Vlissinger folgten, mit deren Beihülfe sie auch den Spaniern großen Abbruch thaten. Im Jahre 1572 verbanden sie sich mit der vorgemeldeten Stadt, als sie von den Spaniern von Middelburg und Arnemuiden aus beunruhigt wurden, und daraus entstanden blutige Gefechte, in welchen man sich von beiden Seiten mit der äußersten Rachgierde und Wut schlug. Alle Feinde, welche gefangen wurden, henkte man auf der Stelle an die Bäume, rings um die Stadt her, auf, so daß diese bei der großen Zahl derselben, nach der Versicherung der Chronikschreiber, ganz mit denselben überhängt waren. Als die Spanier hierauf die Stadt überfielen, und bei dem Fort Ten-Haak eine Landung gewagt hatten, so faßte De Ryk, der Befehlshaber der Stadt, den verwegenen Entschluß, ihre Flotte in Brand zu stecken, während die Feinde beinahe schon Meister der Stadt waren. Diese verwegene That erschröckte die Spanier so sehr, daß sie in stürmischer Eile, ihre erlangten Vortheile wieder aufgaben, und in großer Unordnung sich zurückzogen. Sie wurden mit grimmiger Wut verfolgt, und mußten ungefähr 700 Todte zurücklassen. Man schnitt einem der Gefallenen das Herz aus dem Leibe, und steckte es auf den Schnabel eines Fahrzeuges, und biß darein. — So führte man damals Krieg.

Nicht so glücklich war bald nachher Bastiaan de Lange, der Admiral dieser Stadt, welcher nach Middelburg gefahren war, um dieser Stadt die Zu-

fuhr von Lebensmitteln abzuschneiden. Vier Spanische Schiffe fielen über ihn her, und während er mit ihnen kämpfte, gerieth er auf den Grund; er wehrte sich verzweifelt gegen die Feinde, die ihn umzingelt hatten und ihm nun hart zu Leibe giengen, und als er sahe, daß sein Untergang unvermeidlich war, so steckte er die Pulverkammer seines Schiffes in Brand, so daß es, nebst den feindlichen, in die Luft flog.

Dicht bei Veere kann man noch jetzt die Trümmer des alten Kastells Zandenburg sehen, welches, wegen seiner angenehmen Lage, oft der Aufenthalt der Großen und der Musen gewesen ist. Karl V., Christian, König von Dänemark, Isabelle, seine Gemalin, Maria, Königin von Böhmen, Schwester Karl's, hielten sich nach einander dort auf. Erasmus, als Freund des Dichters Maximilian De Vriendt, welcher zu Zandenburg geboren war, hat durch seinen Besuch in diesem Kastelle den Ruhm desselben eben so sehr erhöhet, als jene hohen Häupter. Bei einem Brande, welcher im Jahre 1505 einen Theil des Gebäudes verzehrte, giengen auch viele wichtige und schöne Alterthümer mit zu Grunde, welchen Verlust man sehr bedauert.

Außerdem ist Veere auch sonst nicht unberühmt, als der Geburtsort mehrerer gelehrten Männer. Die Stadt liegt übrigens sehr schön in einer baumreichen Gegend, auf einer Erhöhung, welche die höchste auf

Und gegen mehr als zehen, die von der Spanischen Macht,
Die rings umher ihn heftig drängten, nur allein um Gottes willen,
Die nicht gedacht hatten, jemals überwunden zu werden.
Aber er harrte aus bis in den Tod auf dem, was er begonnen.
Schlagt Spanier aus dem Sinn das Reich der ganzen Welt;
Zwar ist Jan Pieters todt, doch lebt noch seines Gleichen!

Dem letzten Verse fehlt es, wie man wol sieht, nicht an Kraft; doch ist auch nicht zu verkennen, daß diese Grabschrift einigermaßen von derjenigen verschieden ist, welche die Aufopferung des Leonidas und seiner 300 Mitbürger verewigte. Im Vorbeigehen gesagt, wundere ich mich sehr, den Namen dieses Jan Pieters nicht in dem vaterländischen Wörterbuche von Kok finden zu können. Er starb im J. 1608. —

Ein anderer Grabstein in der alten Kirche zu Middelburg, auf welchem zwei ineinandergelegte Hände ausgehauen sind, erinnert mich folgende Erzählung beizufügen. Es lebten hier vor Zeiten ein Jüngling und ein Mädchen, die einander auf das innigste liebten, und beide lebten nur in und für einander. Anna hieng mit voller Seele an ihrem Herzgeliebten, und ihr Wilhelm kannte außer ihr kein Vergnügen in

der Welt. Sie hatten einander ewige unveränderliche Liebe geschworen, und Unzertrennlichkeit bis in den Tod. Sie hielten Wort; denn sie starben beide mit einander vor dem Altare, in dem Augenblicke, in welchem der Geistliche ihre Hände in einander fügte. So geht wenigstens die Sage, und dahin soll auch der gedachte Grabstein deuten.

Welch ein schöner Stoff zu einer empfindsamen Grabschrift!

Vierzehnter Brief.

Westkapelle. — Domburg.

Eine der interessantesten Nebenreisen auf dieser Insel ist die nach Domburg. — Schon bei meiner ersten Ankunft auf Walcheren hatte ich den Wunsch gefaßt, einen Abstecher dahin zu machen; ich habe denselben aber bloß darum so lange verschoben, weil ich mehr Zeit darauf verwenden wollte, als auf einen anderen Gegenstand meiner Neugierde. Mancherlei Hindernisse haben es nicht anders zugelassen, als daß ich diese meine Wißbegierde nur theilweise befriedigen konnte.

Als ich dahin reisete, nahm ich meinen Weg über Westkapelle, welcher Ort wegen seines vormaligen blühenden Zustandes, und noch mehr wegen des Dam-

mes, der von demselben den Namen trägt, berühmt ist. Von diesem Damme will ich hier eine ausführliche Beschreibung geben, da man in mehreren Werken die befriedigendste Schilderung von demselben findet.

Noch ehe man den Westkapellschen Damm zu Gesichte bekömmt, sieht man große Haufen, große aufgehäufte Stöße von Holz und Reisbündeln, welche zur Unterhaltung des Dammes dienen. — Der Damm selbst bietet dem Auge des unkundigen Beschauers nichts Besonderes oder Merkwürdiges dar; wenn man über den Kamm desselben hinreitet, so glaubt man bloß auf einem, von der Natur gebildeten, abhängigen Strande hin zu reiten; aber der Kenner in diesem Fache bewundert die Anlegung dieses künstlichen Strandes, dessen Breite aufs wenigste 390 Fuß bei einer Länge von 890 Ruthen beträgt, und der mit 20 schweren Pfahldämmen versehen ist, die sich weit in das Meer hinaus erstrecken, um den Sturm der Wellen und die Gewalt der Strömungen zu brechen. Wahrlich nur die äußerste menschliche Anstrengung konnte der Gewalt eines Meeres Widerstand leisten, welches mit unbeschreiblichem Ungestüm daher brauft, und zuweilen Steine von 4000 Pfund an Gewicht aus dem Grunde aufwühlt, und auf den Damm schleudert.

An diesen Vorgebirgsdämmen bemerkte ich mehr, als zu Vlissingen, die Verwüstungen der Pfahlwürmer. Man trägt hier aber auch Sorge, alle die Pfähle, so weit sie im Meere stehen, mit eisernen Nägeln zu

beschlagen, von welchen jeder der großen Pfähle, nicht weniger als 100 Pfund nöthig hat. Die meisten Pfähle, die ich von denen sah, welche nicht auf diese Weise beschlagen waren, und besonders die, welche zur Zeit der Ebbe etwas trocken standen, waren von den Pfahlwürmern entweder angefressen oder ganz verdorben; diese sowohl, als die gewöhnliche Unterhaltung, erfordert eine beständige Arbeit an diesem Damme, wovon die Kosten sich jährlich oft auf mehr als 20,000 Gulden belaufen.

Nicht ohne Rührung erblickt man an den Außenwänden einer Scheune, welche auf dem Damme von Westkapelle steht, die Planken von mehreren zertrümmerten Schiffen, welche an den Bänken und Vorsprüngen dieser Insel gescheitert sind; man stellt sich dann in der Einbildung vor, bei einem gräßlichen Sturme auf diesem Damme zu stehen, die wütenden Wogen an demselben anprallen zu sehen, und das Gewinsel der Schiffbrüchigen zu hören, die um Hülfe schreien, und doch nur selten welche erhalten.

Westkapelle muß zu den Zeiten der Römer bereits ein blühender Ort gewesen seyn, weil man hier, so wie zu Domburg, Ueberbleibsel des heidnischen Götzendienstes entdeckt hat. Auch findet man in den Schriftstellern Nachrichten von einem, dem Herkules geweihten Tempel, von welchem man die Trümmern hier gefunden hat, und von welchem man noch einen Stein mit einer Aufschrift an diesen Halbgott in einem Pfei-

ler der Kirche eingemauert ſieht. Dies Alles beweiſet unſtreitig, daß die Römer hier, ſo wie zu Domburg, Feſtungen hatten, und daß ſie auch von da aus mit den benachbarten Orten Gemeinſchaft hielten.

Man erzählt, daß Willebrord, durch deſſen Eifer ein großer Theil der Niederlande das Heidenthum verließ, im J. 694 auch dieſe Inſel zum chriſtlichen Glauben zu bringen ſuchte; unter den Völkern, welche dieſe Inſel bewohnten, war dieſes Unternehmen minder gefährlich, als auf dem feſten Lande, wo die Einwohner Oberherren unterworfen waren, welche hartnäckig an ihren alten Gebräuchen hiengen. Es ſcheint auch, daß er durch ſeine Reden und Vorſtellungen nicht viel auszurichten vermochte; er konnte die Einwohner von Weſtkapelle nicht dahin bringen, ihren Abgott wegzuſchaffen. Er legte daher ſelbſt Hand an, und zerſchmetterte das Bild des Herkules, welchen ſie beſonders hoch ehrten. Dieſer unzeitige Eifer koſtete ihm beinahe das Leben; aber ein Wunderwerk hatte ſeinen Hals unverwundbar gemacht; was jedoch eigentlich ſeine Rettung bewirkte, war ſeine Flucht aus der Inſel.

Nachmals wurde Weſtkapelle eine blühende Stadt, ſowohl durch Handel, als durch Fiſcherei; dieſer Handel gieng aber durch das Wachsthum von Middelburg und Vliſſingen verloren; noch mehr aber litt er durch die Trübſale, mit welchen Weſtkapelle zu kämpfen hatte. — Der See ſchwemmte immerwährend von den Dünen und den Dämmen vor dieſem

Orte weg, so daß man endlich gezwungen war, die Kirche sehr weit rückwärts von dem Ufer zu erbauen, und die Einwohner zogen allmälich nach Vlissingen. Darum trägt dieser Ort auch keine Merkmale seiner vormaligen Größe mehr an sich, und derselbe verdient jetzt kaum noch den Namen eines Flecken. Die für die kleine Anzahl Einwohner allzu-große Kirche ist gänzlich verfallen, und ihre Trümmer allein beweisen noch jetzt die ehemalige Volksmenge dieses Ortes. Die Einwohner haben kein anderes Mittel zu ihrem Lebensunterhalte, als den Ackerbau, und vorzüglich die Arbeiten an den Dämmen, womit sie ihr Brod verdienen, und worin sie ungemein geschickt und flink sind. Mit Vergnügen sieht man ihnen zu, wie schnell sie arbeiten; auch hat man mich berichtet, daß man den Entwurf zu dem gegenwärtigen vortrefflichen Damme von Westkapelle einem alten hiesigen Dammarbeiter zu danken habe.

Zwischen Westkapelle und Domburg kam ich durch das Lager, welches hinter den Dünen liegt, sehr hübsch abgestochen ist, eine sehr hohe Lage hat, und vor den stärksten Winden gesichert ist; es lagen nur wenige Soldaten darin zu dessen Beschützung. Wenige Augenblicke darauf gelangte ich nach Domburg.

Fünfzehnter Brief.

Domburg und seine Alterthümer.

Für Liebhaber der vaterländischen Alterthümer, wie Sie sind, mein Herr, giebt es bei uns nicht leicht einen interessantern Ort, als Domburg. Die Betrachtung der alten Ueberreste, die man hier findet, geben reichen Stoff zum Nachdenken; man erinnert sich dabei an den vormaligen Zustand dieser Insel, an die ausgebreitete Macht der kriegerischen Römer, an den Schicksalswechsel, welchen dieses Land und seine Einwohner erlitten haben, und man verliert sich endlich in der Untersuchung der Meinungen der Gelehrten, über die berühmte Göttin, welche man vor Zeiten hier verehret hat, und welche nachher der Zankapfel zwischen den Alterthumsforschern geworden ist.

Darum ist Domburg, ob es gleich seines vorigen Glanzes beraubt ist, doch noch ein merkwürdiger und angenehmer Ort, der in der schönsten Gegend der ganzen Insel liegt, welche mit hübschen Bäumen besetzt ist; auch findet man daselbst ein gutes Wirthshaus, welches durch ein kleines Wäldchen von den hohen Dünen getrennt ist, und einen angenehmen Ruheplatz darbietet. Auf der höchsten dieser Dünen stehet ein Telegraph, und von hier aus hat man eine herrliche, weit ausgedehnte Aussicht über die Nordsee, und über den größten Theil der Insel. — Der Anblick

dieser Mannichfaltigkeit und Abwechselung von dürren Sandhügeln, fruchtbaren Feldern, baumreichen Lustplätzen, nahe beisammen liegenden Städten und Dörfern, und all dieses bunte Gemische von dem einförmigen Meere umgeben, ist ungemein reizend.

Domburg ist schon wegen seiner Lage, besonders aber wegen seines hohen Alters, den Fremden interessant; denn es ist zuverlässig nebst Westkapelle die älteste Stadt in Zeeland. Die Römer erbaueten hier ein Kastell oder eine Burg, woher dann die zweite Sylbe des heutigen Namens dieser Stadt kömmt, und von hieraus trieben sie einen beträchtlichen Handel nach England. Nichts konnte ihnen auch angenehmer seyn, als der Besitz dieses festen Ortes, insofern es wahr ist, daß die Küste von Walcheren vor Zeiten mit der von Flandern vereinigt gewesen sey, wo demnach der Ausfluß der Schelde, verbunden mit der Waal oder einem Arme der Maas, längs Domburg hinging. Die Römer sicherten durch diese Festung die Mündung des Flusses, und hielten auf diese Weise eine vortheilhafte Verbindung zwischen der See und den inländischen Gewässern offen. Die Alterthümer, welche sowohl von dem Zahne der Zeit, als von den stürmischen Wasserfluten verschont geblieben sind, bezeugten noch in den letzten Jahrhunderten, wie groß der Wohlstand dieses Ortes gewesen war, den seine Lage so sehr begünstigte. Außer den Ueberbleibseln des Tempels der Göttin Nehalennia beweisen die mannichfaltigen Inschriften auf einer Menge von Steinen, die

man längs des Strandes hin gefunden hat, wie stark vor Zeiten dieser Ort von Kaufleuten und Seefahrern besucht wurde; und wie blühend damals der Handel nach England war.

Während das Meer mit gierigem Rachen Westkapelle zu verschlingen drohte, und die Einwohner zwang, auch Domburg hinter die Dünen zu verlegen; während die Flüsse sich andere Mündungen öffneten, wodurch unbekannte Dörfchen in reiche Städte verwandelt wurden, und während endlich viele Abwechselungen des Schicksals die ganze Gestalt dieser Insel veränderten, blieb Domburg doch noch lange, seiner Lage wegen, im Besitze eines Ueberrestes seiner vorigen Größe. In dem Mittelalter war diese Stadt das Capua von Zeeland; die vornehmsten Einwohner der Gegend erwählten diesen Ort zu ihrem Aufenthalte, und ringsumher lagen Lusthäuser und Lusthaine in Menge. Die Landbewohner bereicherten sich durch den Feldbau und die Fischerei. Von der inneren Blüte dieser Stadt ist nur noch ein geringer Theil, und von ihrem äußeren Wohlstande und Reichthume sind bloß noch Trümmer und einige Gebüsche übrig.

Domburg war lange in einem vergessenen Zustande, bis es endlich durch einen Zufall, der zugleich die ganze Insel betraf, und hier eine Entdeckung veranlaßte, welche die Aufmerksamkeit der Gelehrten auf sich zog, aufs Neue berühmt ward. Es war im J. 1046, als das Meer, bei einem schröcklichen Sturme,

die Dünen und den Strand vor Domburg gewaltsam wegriß, und dadurch die Trümmer eines Tempels entblößte, der einer unbekannten Göttin geweiht war, wobei man zugleich die große Anzahl von Steinen fand, von welchen noch ein großer Theil in der Kirche von Domburg aufbewahrt wird.

Smallegange war einer der ersten, welche das Vergnügen hatten, diese neu entdeckten Alterthümer zu sehen; er theilt davon in seiner Chronik von Zeeland einen ausführlichen Bericht mit, aus welchem folgender wörtliche Auszug eine Stelle verdient:

„Als zu Ende des Jahres 1646 die Winde aus Nordosten und Osten lange Zeit heftig stürmten, da wurden die Dünen von Domburg durch die tobenden Wellen des ungestümen und hochgehenden Meeres gewaltig abgespült; so daß man endlich am 5. Januar 1647 an dem Fuße dieser Dünen verschiedene Steine aus dem höchsten Alterthume mit heidnischen Götzenbildern und Inschriften verziert, entdeckte. Als die Herren Staaten von Walcheren, nebst anderen Beamten, bei Gelegenheit der Sandhalmpflanzung, in diese Gegend gekommen waren, und von dieser Entdeckung hörten, so befahlen sie, nebst dem Damminspektor und den Geschwornen der fünf Beamten, die gedachten Steine auszugraben, und in gute Verwahrung zu bringen, welches sodann auch geschah. — — Ich selbst begab mich einige Tage nachher da-

Es läßt sich nicht anders erklären, als daß Herr van der Sloot in diesem Punkte getäuscht worden ist; er hat seine Nachricht nur von Hörensagen; denn er war erst vierzig Jahre später an Ort und Stelle, da doch Smallegange von diesen Begebenheiten als Augenzeuge spricht, welche übrigens Herr van der Sloot auf gleiche Weise erzählt.

Diese Widersprüche verdienen jedoch hier weiter keiner Erwähnung. Es ist gar wohl möglich, daß man in späteren Zeiten, als das Meer schon so weit vorgerückt war, sich in Betreff der Stelle, auf welcher der Tempel stand, geirrt, und andere, jetzt auch von dem Wasser bedeckte Steine für die Trümmer des Tempels gehalten habe.

Dies ist leicht zu begreifen, wenn man bedenkt, daß der Strand von Zeeland täglich abnimmt, und daß diese Abnahme schon seit einigen Jahrhunderten Statt hat. Man kann annehmen, daß das alte Westkapelle bis in das vierzehnte Jahrhundert gestanden sey, und im J. 1550 war dieser Ort schon 3500 Ruthen landeinwärts gerückt worden. Diese Abnahme ist wahrlich zum Erstaunen groß, und wenn schon dieselbe nicht in gleichem Maaße längs Domburg hin Platz greifen konnte, weil der Strand hier nicht so sehr rechtwinkelig der Strömung bloß gestellt ist, wie bei Westkapelle; so muß doch auch hier die Abnahme des Strandes schon stark genug seyn, um in einem Zeitraume von sechszig Jahren Gegenstände unsichtbar zu

machen, welche Smallegange, als er die Stelle zum letzten Male besuchte, nicht mehr zugänglich fand.

Wenn aber auch die Abnahme des Strandes nicht so sehr groß gewesen wäre, so hatte doch in diesem langen Zeitraume den Sand diese Gegenstände alle bedecken müssen.

Es ist auch ein großer Irrthum vom Herrn van der Sloot, ein Häuschen von zwei Ruthen Länge und einer Ruthe Breite, mit Bretern verschlagen, für ein Kapellchen, oder gar für den Tempel der so sehr geehrten Göttin Nehalennia zu halten; denn wie hätten die vielen Steine mit Bildern geziert, die rings herum im Inneren an dem Gemäuer angebracht waren, und wahrscheinlich Votivtafeln vorstellten, alle in dem engen kleinen Häuschen Raum gehabt? Auf diese Weise bauten die Alten nicht.

Die Steine, welche noch jetzt in dem Chore der Kirche von Domburg aufbewahret werden, stimmen vollkommen mit der Beschreibung überein, welche Smallegange von denselben gegeben hat; dasselbe gilt auch von seinen Zeichnungen; außer, daß die Bilder in denselben ein wenig hübscher und deutlicher dargestellt sind. Die meisten dieser Steine sind der Göttin Nehalennia geweiht; doch giebt es auch einzelne darunter, mit den Bildern anderer Gottheiten geschmückt, welches vielleicht beweisen könnte, daß dieser Tempel, der ohnehin rund gebaut war, ein Pan-

theon gewesen ist, oder daß hier verschiedene Gottheiten in mehreren Kapellen verehrt wurden.

Von einigen Abbildungen, welche Smallegange uns mitgetheilt hat, sind die Originale nicht mehr vorhanden; und wieder von anderen, die ich sahe, sind keine Zeichnungen gemacht worden. Besonders merkwürdig ist das Bildniß der Göttin des Sieges, dessen auch Gargon erwähnt hat; vor Zeiten hatte es eine Krone in der rechten Hand; aber Arme und Krone sind abgebrochen, und wahrscheinlich verloren; die Flügel sind beschädigt; den Kopf hat man gar nicht gefunden, und das ganze Bild ist in der Mitte von einander geborsten; das obere Stück ist mit einer Kette an die Mauer des Chores der Kirche befestigt, und ruht auf dem, davon abgebrochenen unteren Theile; das ganze Bild hat etwas mehr als Lebensgröße. Das Fußgestell, auf welchem das Bild stehet, macht das Kapitäl und einen Theil der viereckigen Säule aus, welches beweiset, daß dasselbe nicht, wie Herr van der Sloot dafür hält, auf einem einzelnen viereckigen Steine, sondern auf einer Säule stand, von welcher die übrigen Steine, welche neben dem Bilde auf dem Strande umher gefunden worden sind, wahrscheinlich Trümmer waren.

Wenn man die Arbeit von diesem Bilde mit der an den übrigen Steinen vergleicht, so scheint es, daß dieselben aus verschiedenen Zeiten herrühren. Der gute

Geschmack, den man an dem Kapitäle wahrnimmt, die Schönheit und regelmäßige Gestalt dieses ganzen Bildes kündigen an, daß dieses Werk aus dem blühendsten Zeitalter der Römischen Kunst herrühret; welcher Geschmack gar sehr von demjenigen verschieden ist, der in den Bildern und Steinen der Nehalennia herrscht.

Was dem Künstler, der dieses Werk vollbracht hat, noch mehr Ehre macht, ist, daß dasselbe aus einem groben Felsensteine, und doch so sauber gehauen ist. Die Draperie, welche von hinten dem Körper zur Stütze dient, ist so angebracht, daß sie von dem Winde auf diese Art hingeworfen zu seyn scheint, und dadurch ist die Nacktheit aufs vollkommenste vermieden. Bekanntlich ist dieses ein Kennzeichen der ächten alten Kunst, die sich darin besonders auszeichnet.

Noch verdient das Kapitäl sowohl wegen der Ordnung, zu welcher es gehört, als wegen der zwei Steinblöcke, aus welchen es bestehet, eine besondere Aufmerksamkeit.

Ich habe auch einige kleine, doch übel beschädigte, Bilder gefunden, welche in demselben Geschmacke ausgearbeitet sind, wie die Figur der Siegesgöttin. Ich hatte nicht Zeit, dieselben abzuzeichnen. Ich mußte mich begnügen, außer der Siegesgöttin, zwei andere zu zeichnen, deren eines einen kleinen Altar vorstellt, auf welchem ein Becken steht, und auf welchem die Tafel mit Früchten beladen ist. Dieses Alterthumsstück ist sehr merkwürdig. Im oberen Fache steht das,

wahrscheinlich jetzt unkenntlich gewordene, Bild des Neptunus.

Der zweite Stein, den ich abzeichnete, ist, wie die Inschrift zeigt, so viel man sie noch lesen kann, ein der Göttin Nehalennia geweiheter Altar. Gargon las diese Inschrift auf folgende Art:

Deae *Nehalenniae* ob merces recte conservatas M. Secundus Negotor, (oder Negotiator) Cretarius Brithanhicianus. V. S. L. M. Hier ist zwischen den Wörtern Secundus und Negotor das Wort Silvanus ausgelassen.

Auch hieraus erhellet, daß man in keinem Punkte, der diese unbekannte Göttin betrifft, weder in Rücksicht ihres Tempels, noch der ihr geweihten Steine, noch der Inschriften auf denselben, noch ihres Namens, noch ihrer Attribute einig ist. — Um ihren Namen zu erklären, hat man alle bekannte Sprachen zu Hülfe zu ziehen gesucht.

Was ihre Eigenthümlichkeiten betrifft, so halten einige sie für das Sinnbild des neuen Mondes, andere für die Pomona, andere für die Isis, und wieder andere für die Göttin der neuen Handelsstadt, oder für die Gemalin des Neptunus u. s. w.

Es möchte wohl eine undankbare und fruchtlose Mühe seyn, über diese verschiedenen Meinungen zu entscheiden. Wenn man die verschiedenen, diese Göttin betreffenden, noch vorhandenen Denkmäler derselben mit einander vergleicht, so findet man, daß sie nirgends

ohne die Sinnbilder des Landbaues, oder der Baumfrüchte abgebildet ist; auch sieht man sie nirgends anders, als in Gesellschaft von Hynhen, und daß oft die Seitentheile der ihr geweiheten Steine mit dem Bilde Neptun's verziert sind. Daraus scheint zu fliessen, daß sie zugleich als die Göttin der Landesprodukte, und als die Beschützerin des Meeres verehrt worden ist, wie auch aus den ihr geweiheten Inschriften erhellet.

Denn eine Ceres ist sie nicht, auch keine Diana, keine Pamona und keine Isis, weil sie nicht alle Attribute dieser Gottheiten hat; am wahrscheinlichsten ist es, daß sie eine Gottheit war, wie die alten Bewohner dieser Insel sie nach ihren eigenen Bedürfnissen sich zu bilden, für gut fanden.

Diese Völker lebten vor der Ankunft der Römer in einem freien und halb wilden Zustande, nicht sowohl von dem eigentlichen Ackerbaue, als von dem Genusse der wild wachsenden Früchte und Erzeugnisse ihres Bodens, und besonders von der Jagd. Es ist daher natürlich, daß diese Leute gleich allen Völkern überhaupt sich eine Gottheit erkohren, welche ihnen ihren Lebensunterhalt verschaffte und sicherte. Hier, wo oft grimmige Winde die wilden Fluten empörten, so daß sie nicht selten die fruchtbaren, aber niedrig gelegenen Felder überströmten, da waren die Bewohner, welche sich in jenen Zeiten meist am Seeufer angesiedelt hatten, gezwungen, ihre Zuflucht zu den Dünen zu nehmen, die

sie doch einigermaßen gegen den stürmenden Wogendrang schützen konnten. Man flehete daher die Göttin der Früchte und die Regiererin der Thiere an, um die drohenden Fluten von dem unglücklichen Lande abzuwenden; man rief dabei auch den Meeresgott und den Beschützer der Gegend um Beistand an, den man zugleich als den Besänftiger der Fluten betrachtete. Die Römer, welche immer bereit waren, die Götter der von ihnen bezwungenen Völker anzuerkennen, nahmen auch den Glauben dieser Leute an, als sie Befestigungen auf ihrer Insel anlegten. Die Seefahrer, welche mit ihren Schiffen aus dem Mittelländischen Meere hierher kamen, und von hier aus Handel nach England und in andere Gegenden trieben, mußten ihre Fahrten für weniger groß, als gefährlich halten. Für ihre glücklichen Reisen dankten sie sodann der Gottheit des Landes durch Gelübde und Opfer für die Gunst des Meergottes, die sie ihnen erworben hatte; daher kam es wohl, daß man in den Votivsteinen, welche die Seefahrer und Kaufleute hier aufstellen ließen, die beiden Gottheiten mit einander verbunden findet.

Auf diese Weise scheint es mir, sich am einfachsten erklären zu lassen, woher die verschiedenen Attribute dieser Göttin kommen; der Ursprung ihres Namens mag auch seyn, welcher er wolle, genug die ihr zugeschriebenen Eigenschaften stimmen nicht mit denen anderer Gottheiten überein, sondern schicken sich bloß zu den lokalen Verhältnissen dieses Landes, in welchem sie verehrt wurde. In diesem Falle stimmt die ehemalige

Lage des Landes, die Umstände, in welchen die ersten Bewohner desselben lebten, und die Verhältnisse derer, welche späterhin die Insel besuchten, mit den Sinnbildern und Inschriften überein, welche der Göttin beigesellt sind.

Unsere Nehalennia ist demnach eine besondere Gottheit dieses Landes gewesen, welche zwei ganz verschiedene Eigenschaften in sich vereinigte, die sonst bei allen übrigen Gottheiten der Alten genau von einander getrennt waren; auch ist es wohl möglich, daß sie unter beiden, oder auch nur unter einer einzigen dieser Eigenschaften an anderen Orten verehrt worden ist, indem man auch bei Kölln einen, dieser Gottheit geweiheten Stein gefunden hat; auch scheint dasselbe aus der Inschrift eines Steines zu erhellen, welchen man zu Domburg in dem Giebel eines Hauses entdeckt hat, der nachmals zur Aufbewahrung nach Vlissingen gebracht worden ist. *)

Diese Inschrift ist folgende:

Deae
Burori
nae quod
votim
est mal
us pros
e suisque.

*) Cruisselbergen in den Verhandelingen van het Zeuuwsch Genootschap van Wetenschappen, 2. Deel, pag. 48.

Cruisselbergen, welcher uns von dieser Inschrift Nachricht mitgetheilt hat, ist der Meinung, der Name dieser Göttin Burorina stamme von dem Holländischen Worte Buren, Geburen ab, und bedeute so viel als Buurgodin, d. h. Nachbarsgöttin, und darunter sey die Nehalennia zu verstehen, welche in der Nachbarschaft (Buurt) von Domburg verehrt wurde. *)

Diese Sache näher zu untersuchen, hatte ich nicht Zeit. Als ich zum ersten Male nach Domburg kam, lagen diese alten Steine unter einem Haufen alter Geräthschaften und Lappen verborgen, so daß man nicht leicht dazu gelangen konnte; nachmals hat man dieselben zwar einigermaßen in Ordnung gestellt, aber auf eine Art, welche der Untersuchung derselben wenig günstig ist. Die Verwirrung und Vernachlässigung, welche hier überall herrschte, beweist hinreichend, wie wenig Werth man auf diese merkwürdigen Ueberbleibsel des grauen Alterthums setzt.

Das Weiß-Anstreichen der Steine, welches Einige sehr getadelt haben, hat, es ist wahr, den ehrwürdigen alten Rost von denselben weggenommen, aber ihnen dadurch keinen Nachtheil gebracht; im Gegentheile sind die Gegenstände dadurch nur noch deutlicher geworden.

*) Wie kindisch dieser Einfall sey, überlassen wir unseren Lesern zu eigener Entscheidung, und merken hier nur an, daß bei dieser Stelle Vieles in dieser Uebersetzung, als unnöthig weggelassen worden ist. D. Ueb.

Sechszehnter Brief.

Veere.

Veere ist die dritte Stadt von Walcheren, und liegt ungefähr eben so weit von Middelburg, als diese Stadt von Vlissingen entfernt ist.

Es scheint gewiß zu seyn, daß die Stadt Veere ihr Emporkommen und ihre Blüte allein der Erweiterung, oder vielmehr dem Durchbruche des sogenannten Veerschen Lochs, zu danken hat. Es ist bekannt, daß dieses durch die Trennung von Nordbeveland und Walcheren im fünfzehnten Jahrhunderte geschehen ist. Dieser Zufall hat wirklich diesen Ort zu einer Seestadt, sowohl für den großen Handel, als für die Fischerei tauglich gemacht; doch hat eben dieser Umstand diese Stadt auch sehr oft in große Gefahr gebracht, und mit dem Untergange bedroht; denn es sind wenig Städte in Zeeland, die so vielen Erdfällen unterworfen gewesen sind, wie diese.

Sie hatte zur Zeit ihrer Blüte hauptsächlich ihre Nahrung von dem Handel mit England, dem Schottischen Stapelrechte und den Fischereien. Jetzt ist sie zwar noch ein ganz hübscher Ort, hat aber nichts besonderes Merkwürdiges.

Die Bewohner von Veere haben sich auch in dem Spanischen Kriege berühmt gemacht; sie waren die er-

sten, welche dem Beispiele der Vlissinger folgten, mit deren Beihülfe sie auch den Spaniern großen Abbruch thaten. Im Jahre 1572 verbanden sie sich mit der vorgemeldeten Stadt, als sie von den Spaniern von Middelburg und Arnemuiden aus beunruhigt wurden, und daraus entstanden blutige Gefechte, in welchen man sich von beiden Seiten mit der äußersten Rachgierde und Wut schlug. Alle Feinde, welche gefangen wurden, henkte man auf der Stelle an die Bäume, rings um die Stadt her, auf, so daß diese bei der großen Zahl derselben, nach der Versicherung der Chronikschreiber, ganz mit denselben überhängt waren. Als die Spanier hierauf die Stadt überfielen, und bei dem Fort Ten-Haak eine Landung gewagt hatten, so faßte De Ryk, der Befehlshaber der Stadt, den verwegenen Entschluß, ihre Flotte in Brand zu stecken, während die Feinde beinahe schon Meister der Stadt waren. Diese verwegene That erschröckte die Spanier so sehr, daß sie in stürmischer Eile, ihre erlangten Vortheile wieder aufgaben, und in großer Unordnung sich zurückzogen. Sie wurden mit grimmiger Wut verfolgt, und mußten ungefähr 700 Todte zurücklassen. Man schnitt einem der Gefallenen das Herz aus dem Leibe, und steckte es auf den Schnabel eines Fahrzeuges, und biß darein. — So führte man damals Krieg.

Nicht so glücklich war bald nachher Bastiaan de Lange, der Admiral dieser Stadt, welcher nach Middelburg gefahren war, um dieser Stadt die Zu-

fuhr von Lebensmitteln abzuschneiden. Vier Spanische Schiffe fielen über ihn her, und während er mit ihnen kämpfte, gerieth er auf den Grund; er wehrte sich verzweifelt gegen die Feinde, die ihn umzingelt hatten und ihm nun hart zu Leibe giengen, und als er sahe, daß sein Untergang unvermeidlich war, so steckte er die Pulverkammer seines Schiffes in Brand, so daß es, nebst den feindlichen, in die Luft flog.

Dicht bei Veere kann man noch jetzt die Trümmer des alten Kastells Zandenburg sehen, welches, wegen seiner angenehmen Lage, oft der Aufenthalt der Großen und der Musen gewesen ist. Karl V., Christian, König von Dänemark, Isabelle, seine Gemalin, Maria, Königin von Böhmen, Schwester Karl's, hielten sich nach einander dort auf. Erasmus, als Freund des Dichters Maximilian De Briendt, welcher zu Zandenburg geboren war, hat durch seinen Besuch in diesem Kastelle den Ruhm desselben eben so sehr erhöhet, als jene hohen Häupter. Bei einem Brande, welcher im Jahre 1505 einen Theil des Gebäudes verzehrte, giengen auch viele wichtige und schöne Alterthümer mit zu Grunde, welchen Verlust man sehr bedauert.

Außerdem ist Veere auch sonst nicht unberühmt, als der Geburtsort mehrerer gelehrten Männer. Die Stadt liegt übrigens sehr schön in einer baumreichen Gegend, auf einer Erhöhung, welche die höchste auf

der ganzen Insel ist, und woran wahrscheinlich die spätere Eindämmung dieses Theils Schuld ist.

Smallegange hat viel Rühmens von dem Brunnen bei der großen Kirche gemacht; doch ich versichere, daß ich nichts weiter Merkwürdiges daran fand, als daß er sehr groß ist.

Siebenzehnter Brief.

Rammekens und seine Rhede.

Wenn man von Vlissingen über den Rammekens-Damm nach dem Fort dieses Namens geht, so genießt man eine sehr angenehme Aussicht auf das Meer; rechter Hand erblickt man die Rhede von Vlissingen, den Eingang in die Oster-Schelde, die Küste von Kadzand und die Ecke von Süd-Beveland; die Kauffahrteischiffe verschiedener Nationen, welche auf gedachter Rhede liegen, geben dieser schönen Ansicht Leben; Kriegsschiffe sind hier geankert; auch sieht man Amerikanische Fregatten, in deren Bau Dauerhaftigkeit mit Leichtigkeit verbunden ist, welche die Schelde hinauf fahren, oder hinunter schiffen, um die Reichthümer ihres friedfertigen Vaterlandes in das allverschlingende Europa zu führen, und dagegen wieder Europäische Waaren ihren Landsleuten zurückzubringen. Man sieht, wie mühsam sie gefährliche Meere, und

noch gefährlichere Kanäle durchschiffen, von dem Reize des Gewinnes getrieben, und hier erblickt man die Schaluppen vom Ufer, oder auch von Schiff zu Schiffe hin und her rudern. Auf der linken Seite öffnet sich den Blicken die Ansicht einer, zwar flachen, doch schönen Landschaft, welche überall die Zeichen einer herrlichen Fruchtbarkeit und eines wohlbelohnten Anbaues an sich trägt. Diese schöne Ansicht erhält Mannichfaltigkeit von den mancherlei Baumgruppen, von den verschiedenen Verzäunungen, Wohnungen, Höfen und Ortschaften, wozu dann auch die einzelnen Dünen das Ihrige beitragen; auch übersieht man hier einen Theil der schattenreichen Straße nach Middelburg, welche immer von hin und her ziehenden Fuhrwerken und Fußgängern wimmelt; zur Seite erblickt man den arbeitsamen Landmann, und das weidende Vieh.

Wenn man längs diesem Damme fortgeht, so findet man auf dem zweiten Vorsprunge, welchen derselbe vor Vlissingen macht, die Ueberbleibsel eines Gemäuers, oder Gebäudes. Vermuthlich sind dies die Trümmer der alten Burg, von welcher Ermerens in seiner Geschichte von Rammekens sagt, daß sie zwischen diesem Fort und Vlissingen gelegen habe.

In dieser Gegend findet man auch zwei innere Dämme hinter dem äußeren, oder Seedamme, welche dazu bestimmt sind, die Fluten abzuhalten, im Falle der letztere von denselben durchbrochen würde. An den meisten Stellen, wo schon Durchbrüche in dem äußeren

Damme Statt gefunden haben, findet man hinter demselben solche zweite Dämme.

Wenn man dem Fort Rammekens näher kömmt, so kann man kaum glauben, daß dieses das Kastell sey, welches Kaiser Karl V. für eines der vorzüglichsten Bollwerke dieser Insel hielt. Nach solchen alten Festungswerken, welche bei ihrer Anlegung für unüberwindlich gehalten worden sind, kann man über die Kriegsbaukunst jener Zeiten urtheilen.

Die Anlegung der Grundvesten dieses Kastells, wovon die Verkleidung aus schwerem Mauerwerke besteht, ist sehr sonderbar. Ermerens versichert, daß das Fundament nicht auf Pfählen ruhe, sondern daß man den Grund bis auf die Sandlage ausgehöhlt, hierauf eine große Lage von Schutt und zerbrochenen Steinen geschüttet, und darauf sodann Steinplatten gelegt habe. — Man hat mir gesagt, daß selbst die Wallmauer von Vlissingen auf der Wasserseite nicht auf Pfählen ruhe. Vermuthlich ist auch dieses Werk auf dieselbe Weise erbaut, und doch hat man bis auf den heutigen Tag weder in dieser Mauer, noch in der von Rammekens irgend eine Beschädigung bemerkt, ob sie gleich beständig von den Meeresfluten bespült werden.

Das Fort Rammekens, welches dicht an der Rhede liegt, die von demselben den Namen erhalten hat, bestreicht und bedeckt dieselbe, und dient zugleich der Stadt Middelburg zu einer Vormauer; darum

suchten auch in dem spanischen Kriege beide Parteie wechselsweise diesen Ort zu behaupten oder zu erobern dieses letztere gelang auch im Jahre 1573 ohne groß Mühe dem Holländischen Obersten Boissot durch ein Kriegslist. Von dieser Zeit an that man von diesem Orte aus den Spaniern großen Abbruch.

Man sieht in diesem Fort noch eine besondere Ar von Kasematten, welche in das Mauerwerk angebrach sind. Das Kommandanten-Haus ist ein ganz hübsche Gebäude; vorzeiten wollte man ein Lazareth daraus machen.

So oft ich meine Blicke von Rammekens au auf die davor liegende Rhede umherirren ließ, s stellte sich meinem Gedächtnisse immer wieder das An denken an den alten Glanz unserer Vorältern dar; hie glaubte ich, die tapfern Niederländer unter dem Befeh le von Wilhelm ausfegeln zu sehen, um die erlittene Drangsale an den erboßten Feinden zu rächen, oder um unter Moritz, den Vertheidigern einer Festung deren Ruhm nicht hinreichend verbreitet ist, Verstär kung und neuen Vorrath zu überbringen. Ich sah hier den großen Ruiter mit seinen unsterblichen Schiffsgenossen nach blutigen Schlachten einen sicheren Ruheplatz suchen. Ich glaube noch jetzt die Wehklage der Verwundeten, doch noch vielmehr den Siegesjubel der unüberwindlichen Seehelden zu hören; ich sehe di kühnen Freibeuter die Feinde bis aufs äußerste verfol gen, und das Meer von den Tyrannen desselben rein

ten Jahrhunderts, und gegen das Ende des dreizehnden trieb es einen sehr ansehnlichen Handel, nach Norwegen. Doch eben dieses Meer, welches durch die Schiffahrt den Handel so sehr begünstigt hatte, durch welchen dieser Ort sich bereichert und empor gehoben hatte, bereitete nun auch seinen Untergang. Die Strömung nahm zu, die Fluten wüteten heftiger; das Wasser unterwühlte das Ufer, auf welchem die Stadt lag; schröckliche Erdfälle zerrütteten die Gegend; doch erhielt sich die Stadt noch in ihrem Zustande bis in das vierzehnte Jahrhundert, wo endlich der letzte Schlag sie traf, der die Einwohner nöthigte, ihre Wohnungen alle an eine andere Stelle zu verlegen. Durch diesen Unglücksfall hob sich erst Middelburg empor, wohin sich nun die Handelsleute begaben, um einen sichrern Aufenthalt zu finden; dies geschah um so leichter, da beide Orte nur eine Viertelstunde von einander entfernt sind. Daher schreibt sich nun auch Middelburg das Eigenthumsrecht von Arnemuiden zu.

Aus den Ueberbleibseln des alten Arnemuiden entstand ganz nahe bei derselben Stelle ein neuer Ort, welcher den ersten sehr bald an Wohlhabenheit und Glanz übertraf, und der Stadt Middelburg ihren Untergang drohete.

Die Chronikschreiber scheinen Vergnügen daran gefunden zu haben, die kurz dauernde Größe dieses aufs neue berühmten Ortes zu beschreiben. Ob es auch

gleich der Stadt Middelburg gelang, im Jahre 1493 sich Arnemuiden gänzlich unterwürfig zu machen, so konnte sie doch diese zunehmende Größe nicht hindern. „Der Haven, sagt Smallegange, wird zu allen Zeiten von ganzen Flotten besucht, welche hier aus- und einladen, und nach allen Erdgegenden gehen, oder von daher kommen."

Dies war der zweite Zeitpunkt von Arnemuidens Blüte; die aber nicht von langer Dauer war, da die Spanier nicht zögerten, diesen unglücklichen Ort wieder zu Grunde zu richten. Vlissingen's Beispiele zu Folge, hatte Arnemuiden sich zur Oranischen Partei geschlagen, und sich dem Spanischen Joche entzogen; aber bald ward dieser Ort ein Schlachtopfer seiner Freiheitsliebe. Der Herzog von Alva ließ denselben, da ihm sein Anschlag auf Vlissingen mißlungen war, durch alte und erfahrene Kriegsleute überfallen. Arnemuiden war damals noch offen und unbewehrt; es konnte also diesem Anfalle unmöglich widerstehen; es wurde schnell erobert, und alle, die sich zur Wehre gesetzt hatten, wurden, nebst einem großen Theile der übrigen Einwohner, ermordet; die wenigen Uebriggebliebenen retteten sich, so gut sie konnten. Der Ort wurde von dem Feinde rein ausgeplündert, und beinahe ganz zerstört. Alles was darin von Werthe zurückgeblieben, und fortzubringen war, wurde von demselben mitgeschleppt.

Dadurch zog sich nun der ganze Handel nach Middelburg, obgleich dieser Ort bald nachher wie-

der von den vereinigten Niederländern in Besitz genommen wurde. Die Vorrechte, mit welchen Wilhelm I. diesen Ort beschenkte, um die Einwohner für ihre Aufopferung zu belohnen, und das Versprechen, die Stadt zu befestigen, und ein Kastell zu ihrem Schutze anzulegen, vermochten kaum dieselben zu bewegen, zu ihren verlassenen Heerden zurückzukehren, und ihre alten Wohnungen wieder herzustellen oder wieder aufzubauen. Doch siegten endlich die Vortheile, welche ihnen die Rhede, als die Quelle ihres vormaligen Wohlstandes, anbot, welche noch immer nicht verdorben war; denn sie hofften, daß dieselbe ihren erlittenen Verlust bald wieder ersetzen würde. Dies geschah auch wirklich in solchem Maße, daß die neue Blüte das alte Glück weit hinter sich zurückließ. Smallegange sagt hierüber: „Der Erwerb wird hier täglich größer, die Schiffahrt nimmt zu, ganze Flotten aus allen Theilen der Christenheit laufen beständig hier aus und ein; Haus an Haus wurde hier aufgebaut, und darunter erhoben sich auch stattliche Gebäude. Die Stadt konnte die Größe ihrer Betriebsamkeit, die Menge der Einwohner, und den Zulauf der Kaufleute und Seefahrer kaum mehr fassen.“

Was hierbei noch besonders zu bemerken ist, war die Sittenlosigkeit, welche aus diesem schnellen Emporblühen dieser Stadt entstand, und welche so groß war, daß alle Chronikschreiber jener Zeit dieselbe für eine der vornehmsten Ursachen des nachmaligen Untergangs von Arnemuiden, und die Folgen derselben

als eine Strafe für die verübten Missethaten ansahen. Mich dünkt es, Alles reiflich erwogen, daß eine solche Sittenlosigkeit die natürliche Folge des schnellen Emporkommens und so unerwartet geschwind anwachsenden Reichthums war. Alle Städte, welche langsam emporkommen, arten nicht weniger, als andere reiche Orte nach Verhältniß ihrer Größe allmälich aus, und neigen sich zur Sittenlosigkeit; aber die zugleich zunehmende Sittenverfeinerung, die Einrichtung wohlgeordneter Familien, und eine gut besorgte und kluge Polizei knüpfen ein allgemeines Band, und halten die öffentliche Sittenlosigkeit zurück, und während das Laster nur im Verborgenen wirken kann, finden Personen und Eigenthum daselbst vollkommene Sicherheit, und die Tugend einen Zufluchtsort. Hier aber stand die Stadt in keinem gehörigen Verhältnisse mit ihrem schnellen Aufblühen; sie konnte die Last ihrer so schnell angewachsenen Wohlhabenheit nicht ertragen; die kleine Bürgerschaft konnte hier nichts ausrichten gegen die beinahe unzählbare Menge von Seeleuten, die aus allen handeltreibenden Ländern hier zusammenflossen, gegen die Nationalvorurtheile, den wechselseitigen Neid und Haß, gegen die, ihrer Klasse eigene, Rohheit und Unbändigkeit, welche solche Leute, die an ein gefahrvolles Leben gewöhnt sind, mit sich hieher brachten. Daraus mußten natürlicher Weise die abscheulichsten Ausschweifungen und Unordnungen, nebst ihrem ganzen schröcklichen Gefolge entstehen. Die Stadt war ein beständiger Schauplatz von Zänkereien und Schlägereien; Spanier, Franzosen und Oster-

linger *) mordeten sich wechselsweise; besonders die letzteren, welche mit Aexten, Messern und Degen bewaffnet waren, schienen Alles, was ihnen vorkam, umbringen zu wollen. Die ganze Stadt kam in Verwirrung und Unruhe; die Bürger waren genöthigt, Thüren und Fenster zu verschließen, und ungestört allen Muthwillen in der Stadt verüben zu lassen. Die Justiz war zu schwach, sie mußte schweigen.

So schildert man uns den damaligen Zustand dieser Stadt; derselbe war jedoch nicht von langer Dauer; denn das Meer, das so viele Reichthümer, welche die Quelle des Sittenverderbnisses wurden, hieher gebracht hatte, schien den übeln Gebrauch derselben bestrafen zu wollen. Das Land, welches dasselbe weggespült hätte, füllte es nicht nur wieder an, sondern schob auch sein eigenes Bette in das Land hinein; die schönste Rhede, die man sehen konnte, wurde dadurch in Felder und Auen verwandelt, und alle Mittel, welche die Kunst dagegen anwandte, konnten es nicht verhindern, daß nicht da, wo vormals große Flotten vor Anker lagen, ein neues Land, nämlich St. Joosland entstand.

Die einzige Ursache von dieser widersinnigen Erscheinung ist der Durchbruch des Landes zwischen Veere und Nordbeveland, wodurch die Strö-

*) Eigentlich Morgenländer; hier werden aber alle aus Osten Kommende verstanden.

mung die Richtung gegen Arnemuiden erhielt, welche diese Anschwemmung in den Jahren 1645 bis 1671 hervorbrachte, und so ward diese Rhede zu Grunde gerichtet, und so entstand eine neue Strecke Landes von ungefähr 960,000 Quadratruthen. Doch erhielt man durch Kunst noch einen schmalen Kanal zwischen diesem neuen Lande und der Insel Walcheren offen, das Arnemuid'sche Loch genannt, welches bereits zu Smallegangs Zeiten durchgewatet werden konnte. Es würde wohl unnöthig seyn, hier noch anzumerken, daß die Vernichtung der Rhede bei Arnemuiden, auch den unvermeidlichen Untergang der Stadt nach sich zog.

Die Geschichte dieser Stadt ist zu interessant, als daß man mir diese Abschweifung übel nehmen könnte. Wenige Städte in der Welt haben in einem so kurzen Zeitraume so viele abwechselnde Schicksale gehabt, wie diese; in einer Zeit von weniger als zweihundert Jahren ist sie viermal zerstört, und jedesmal wieder in den schönsten Zustand erhoben worden. Das alte und das neue Arnemuiden giengen durch ganz entgegengesetzte Naturbegebenheiten zu Grunde! Das eine Mal durch das allzugroße Wasser, und das andere Mal durch den Mangel an Wasser.

In einem kleinen Boote fuhr ich durch das vorgenannte Loch von Arnemuiden bei hohem Wasser, wo auch dann nur kleine Fahrzeuge durchkommen können, indem an manchen Stellen die Tiefe des Wassers nur zwei bis drei Fuß beträgt. Dieser kleine Kanal läuft

zwischen zwei Dämmen hindurch bis an den Eingang des Havens von Middelburg. Eine große Menge kleiner Schiffchen, die auf den Fang der Garneelen auslieffen, mit welchen die Einwohner ihr geringes Auskommen verdienen, verstopfte beinahe die äußere Durchfahrt. Ein trauriger Kontrast gegen die großen reichbeladenen Flotten, die ehemals alle Schätze der Welt den wahlhabenden Einwohnern zuführten; wo vormals die stärksten Vorgebirgsdämme und Pfahlwerke die Verwüstung des Meeres nicht abhalten konnten, wo die Schaluppen, aus Furcht vor den alles wegreissenden Fluten, sich den Schiffen nicht nähern durften, da kam ich jetzt nur mit Mühe durch den Schlamm und Sand vorwärts; und ohne Furcht konnte ich hier anlegen; denn das hohe Ufer war verschwunden. Die Stadt lag offen vor mir, und bot mir eine Ansicht dar, die mich hätte verleiten können, hier eine Verwüstung durch Erdbeben zu vermuthen, wenn mich nicht die bemoosten Steine und das Gras, das auf den Straßen wuchs, überzeugt hätten, daß hier die Armuth herrscht. Wie sehr bedauerte ich nicht einen Ort, der ehemals mit der Stadt Middelburg um den Vorzug ringen konnte, und der jetzt nur noch das Ebenbild des Elends war. Doch hatte ich wohl Ursache hierüber zu klagen; fand ich denn wirklich das Elend, das ich mir träumte? Ich sah hier Schifferfahrzeuge, beschäftigt mit ihren Netzen an dem Strande hinzufahren; dort kochte man gefangene Garneelen; weiterhin reinigte man die beschmutzten Kähne, am Lande giengen mehrere Gruppen von Fischern in friedlicher Ruhe hin und her, und

herumwandelten auf dem mit Bäumen besetzten Damme, der sich gegen die Stadt hinzieht; andere saßen am Ufer, und ihre Kinder spielten um sie im Grase. Die Weiber, aus deren Gesichtern Gesundheit strahlte, wohlgenährt und fleischig, trugen Körbe mit Fischen nach Middelburg und Vlissingen, oder kamen mit leeren Körben von da zurück; alle waren gut und warm, doch auf eine besondere Weise gekleidet; alle sahen vergnügt aus, und es herrschte die schönste Geselligkeit und gegenseitige Herzlichkeit unter ihnen. Jener Grad von Armuth, der nicht an Mangel gränzt, bewahrte sie vor den Lastern, die den Ueberfluß begleiten, und ihr Ansehen bewies, daß sie das Elend der Dürftigkeit nicht kannten; ihr einziger Wunsch schien sich auf ihr stilles einfaches Leben zu beschränken; auch schienen sie alle die Leidenschaften nicht zu kennen, welche sonst die Gefährten der Wohlhabenheit, des Reichthums und der daraus entstehenden Ehrsucht, Mißgunst und Eitelkeit sind. Die Einwohner dieser nun zerfallenen Stadt Arnemuiden genossen das Leben ruhiger, als ihre Vorfahren, die im Schooße des Glückes im Ueberflusse schwelgten.

Ich konnte mich nicht satt sehen an der Gruppe von Fischern, die hier mit der heitersten Ruhe im Blicke am Ufer rasteten, oder auf und abgiengen. Dieses veranlaßte mich über die Quellen der menschlichen Glückseligkeit nachzudenken; in diesem Nachdenken wurde ich aber durch einige von diesen guten Leuten gestört, die mich mit vieler Herzlichkeit anredeten,

aber nicht um mich anzubetteln, sondern, um mich wegen meiner Hierherkunft mit derjenigen Neugierde zu befragen, welche schuldlosen Naturkindern eigen ist, und zwar in demjenigen Tone, in welchem auch der Mensch, dessen Rock mit Gold bebrämt ist, seines Gleichen erkennen muß. Lebt wohl, ehrliche Fischer von Arnemuiden, ich werde noch oft mich an euch erinnern, wann ich in verdorbenen Städten die rastlos hin und herlaufenden Menschen mit den verzerrten tückischen, boshaften und vom Laster gebrandmarkten Gesichtern sehe. Ihr, gute Leute, kennt allein das wahre Glück!

Neunzehnter Brief.

Kleidung der Einwohner von Arnemuiden. — St. Jootland.

Noch Etwas von Arnemuiden! Die Kleidung der Einwohner ist mir weit sonderbarer vorgekommen, als die aller anderen Bewohner dieser Insel. Die der Weiber ist über alle Begriffe steif; die großen Hüte, die auf eine ganz andere Art gemacht sind, als die der holländischen Bäuerinnen, das dicht anliegende und lange Wamms, welches meist dicke Leiber in sich schließt, und die äußerst kurzen, und zugleich breiten Röcke, geben ihnen das Ansehen einer Fischtonne, in welcher ein dicker Stämpel steckt. Die Männer tragen ebenfalls, im Gegensatze der holländischen Fischer, sehr große

Hüte. Uebrigens gehen sie meistens wie die andern Fischer in diesen Gegenden gekleidet; denn die Fischerei ist hier auch der Hauptnahrungszweig, und von hieraus werden die Fische über die ganze Insel verführt.

Zwischen Arnemuiden und Rammekens liegt St. Joosland, welches in wenigen Jahren auf derselben Stelle, auf welcher ehemals die erwähnte große Rhede war, empor gewachsen und aufgeblüht ist, und nur, wie bereits gesagt, durch einen schmalen verschlemmten Kanal von Walcheren getrennt ist. Diese kleine Landstrecke schien mir den schönsten und fruchtbarsten Theil der großen Insel auszumachen. Man findet daselbst nur das einzige Dorf oder vielmehr Weiler Nieuwland.

Smallegange merkt als eine Besonderheit dabei an, daß man in dem angeschwemmten Erdreich, beinahe der Oberfläche desselben gleich, schwere Anker gefunden hat, die vor Zeiten auf dem Grunde des Meeres lagen, und mit der Erde von den Fluten empor gehoben worden sind.

Ich habe mehr als ein Schiff in den zeeländischen Löchern auf den Bänken oder auf dem Grunde sitzen sehen, die innerhalb 24 Stunden 6 und mehr Fuß tief einsanken, und dies erklärte mir die Möglichkeit der bereits genannten Vorfälle.

Zwanzigster Brief.

Terpen und Wieren.

Merkwürdige Ueberbleibsel der alten Bewohner dieser Insel findet man auch auf der Oberfläche derselben in den grünen Hügeln, welche Terpen oder Bliebberge (auch tribunalia, tumuli) genannt werden. Die Zahl derselben ist sehr groß, und da das Land wegen seiner Fläche, bis zum Ekel eintönig ist, so geben sie ihm durch ihre mannichfaltigen Erhöhungen eine gar nicht unangenehme Ansicht. Einige derselben stehen dicht bei den menschlichen Wohnungen; andere befinden sich in der Mitte der Felder, einige findet man nicht weit von den Sanddünen; alle sind in der Größe von einander verschieden; einige derselben sind ganz kahl; andere sind mit Rasen bedeckt; wieder andere haben, welches ganz artig aussieht, einen einzelnen Baum auf ihrem Gipfel. Ueberhaupt genommen ist die Spitze dieser Hügel nicht flach, sondern oben abgerundet.

Oft habe ich mich mit Vergnügen auf einem dieser Hügel niedergesetzt, und meine Einbildungskraft, mit dem Rückblick auf die Geschichte der verflossenen Jahrhunderte seit dem Zeitpunkte, in welchem diese Hügel aufgethürmt wurden, beschäftigt. Von der Geschichte unserer Tage giengen meine Gedanken forschend in die Zeiten des Alterthums zurück; ich über-

dachte die Begebenheiten, von deren Gewißheit wir versichert sind sowohl, als auch den wahrscheinlichen Wechsel der Schicksale; und verlor mich endlich in dem düstern Ursprunge der Völkerschaften. Ich verglich die Sitten der gegenwärtigen Zeit mit jenen der ersten Einwohner, den gegenwärtigen Zustand dieser Gegend mit jenem, in dichtes Dunkel gehüllten der frühesten Urzeit und überblickte die muthmaßlichen Verschiedenheiten derselben. Dann stellte ich mir in meiner Einbildung wieder vor, ich ruhe über der Asche eines Helden, der sich durch Bekämpfung der Feinde um sein bedrängtes Vaterland verdient gemacht, und dem man hier ein unvergängliches Denkmal errichtet habe; dann spiegelte mir meine Einbildungskraft wieder die geängstigten Einwohner vor, die mit ihrem zahmen Viehe unter lautem Gewinsel und Geschrei vor den hinter ihnen herstürmenden Fluten des Meeres flohen. Endlich stellte ich mir wieder vor, an der Stelle eines Feldherrn zu stehen, der seine ringsumher aufgestellten Truppen, mit lauter Stimme zum Kampfe gegen die anbringenden Feinde aufmunterte. So verirrte sich hier meine Phantasie in tausenderlei Trugbildern, die wohl eben so wenig gegründet sind, als die verschiedenen Meinungen der Schriftsteller von der Bestimmung dieser Terpen, die eben so wohl Grabhügel seyn, als auch den Zweck gehabt haben können, bei Ueberschwemmungen, den Einwohnern zu sichern Zufluchtsörtern zu dienen. Diese Meinung wird von vielen für die wahrscheinlichste von allen gehalten; denn die Geschichtschreiber sagen uns, daß diese Insel in den ältesten Zeiten, ehe sie durch Dämme geschützt

war, oft von den Fluten des Meeres überschwemmt werden ist. Doch diese Meinung wird wieder durch den Umstand bestritten, daß, wie man ziemlich sicher weiß, diese Insel schon in den frühesten Zeiten bewohnt war. Der ältere Plinius giebt uns hierüber einen nähern Aufschluß zu Gunsten dieser Meinung, indem er sagt: das unglückliche Volk der Friesen besitze in seinem Lande ziemlich hohe, von Menschenhänden aufgeworfene Hügel, um von denselben herab das Steigen der hohen Fluten zu beobachten.

Smallegang schließt hieraus, nicht ohne Anschein von Wahrheit, daß diese Hügel schon in den allerfrühesten Zeiten aufgeworfen worden seyen, und vermuthlich den Einwohnern während der großen Ueberschwemmungen zum Aufenthalte dienten. Demselben stimmt auch der Verfasser des gegenwärtigen Zustandes von Friesland bei, indem er sagt: „Vor, und „auch noch einige Zeit nach Christi Geburt, scheint „Friesland ohne Dämme gegen die Meerfluten „gewesen zu seyn; um sich nun gegen das Andringen der„selben sicher zu stellen, mußten die Einwohner desselben „sich nicht anders zu helfen, als daß sie sich auf Höhen zu „retten suchten, welche über den höchsten Stand der „Fluten erhaben waren, und wo diese fehlten, kamen „sie natürlicher Weise auf den Einfall, solche Anhöhen „durch Kunst zu errichten, deren Zahl immer zunehmen „mußte, jemehr die Zahl der Einwohner anwuchs. „Man nannte solche Anhöhen, welche einen flachen „Boden hatten, und geräumig genug waren, um

„ganze Ortschaften, ja sogar Städte zu fassen. Terpen; „die kleinern, minder flachen, Anhöhen aber Werden „oder Bieren, das heißt Werder oder Inseln, welche noch höher waren, als die vorhergenannten.“

Hier wird also zweier verschiedener Gattungen von Hügeln erwähnt, beide jedoch zu gleichem Zwecke bestimmt; auch ist es, wie der gedachte Schriftsteller sagt, wahrscheinlich, daß man die kleinern in frühern Zeiten aufwarf, und die größern erst in spätern Zeiten, als die Noth noch dringender wurde.

Soviel ist gewiß, daß die künstlichen Anhöhen, welche man auf der Insel Walcheren findet, nicht zu den eigentlichen Terpen gehören, sondern zu den Werden, indem sie zu klein sind, um Weiler oder gar Dörfer zu fassen. Sollten sie aber ehemals dieselbe Bestimmung gehabt haben, wie die Werden in Friesland? Dieses verdient noch eine nähere Untersuchung.

Plinius sagt überhaupt von diesen niedrig gelegenen Ländern, daß die Meeresfluten zu verschiedenen Malen diese niedrigen Länder überschwemmt hätten, so daß es zweifelhaft wurde, ob man sie zum Meere oder zum festen Lande rechnen sollte. Er setzt hinzu, die Leute auf diesen Anhöhen hätten, während der Ueberschwemmung, Seefahrern auf ihren Schiffen oder vielmehr Schiffbrüchigen geglichen, die sich aus den Fluten dahin gerettet hatten.

Es ist nun die Frage, ob man diese Stelle im Ganzen auf die Insel Walcheren überhaupt anwenden kann? Wir wollen die Sache noch etwas näher untersuchen. Ich habe schon gesagt, daß mehrere alte Schriftsteller behauptet haben, die Insel Walcheren habe vor Zeiten mit dem festen Lande von Flandern zusammengehangen. Dies ist jedoch wenigstens sicher, daß die Sanddünen auch schon damals diese Insel auf der Seeseite umgaben, und gegen die stürmenden Wogen beschützten. Die Schelde ergoß sich damals vorzüglich, wo nicht ganz, in die Mase und in den Roompot, und kann die Insel Walcheren damals nur durch ein schmales Kanälchen von den gegenüberliegenden Inseln getrennt haben. Die ältesten Chronikschreiber versichern, Nordbeveland und Walcheren seyen vor Zeiten nur durch einen schmalen Wasserarm von einander geschieden gewesen; Südbeveland lag damals zum Theil an Flandern, von welchem es auch nur durch einen engen Graben getrennt war.

Die Ueberschwemmungen dieser Insel konnten also damals allein von der Schelde herrühren; und wenn dem so ist, wozu sollten dann die zerstreuten Hügelchen dienen, da die weit ausgedehnten Sanddünen so viele sichere Zufluchtsörter anboten, so daß ganz sicher zehnmal mehr Menschen, als die Insel Walcheren bewohnten, auf denselben Schutz und Sicherheit finden konnten?

Man kann zwar wider dieses einwenden, daß diese Hügel zum Besten derjenigen Familien aufgeworfen waren, welche zu weit im Innern wohnten, um im Nothfalle schnell genug die Dünen erreichen zu können. Dieses ist aber nicht wahrscheinlich, da in jenen Zeiten wohl nur wenige Familien im Innern der Insel wohnten, indem, soviel man weiß, die ersten Einwohner sich längs der Dünen bei Westkapelle und Domburg hin angesiedelt hatten; auch findet man solche künstliche Hügel an mehreren Stellen ganz nahe bei den Sanddünen.

Was noch mehr ist, so liegt die Insel Walcheren im Durchschnitte genommen, ungefähr drei Fuß tiefer als die gewöhnliche Oberfläche des Meerwassers; in den ersten Zeiten der Bevölkerung derselben muß die tiefe Lage noch beträchtlicher gewesen seyn; das Meer muß daher damals entweder gar keinen Zugang zu dieser Insel gehabt, oder sie jeden Tag überströmt haben. In dem ersten Falle wären diese Sicherheitshügel ganz unnütz geblieben, und im andern hätte die Insel gar nicht bewohnt werden können.

Wie kömmt es denn noch überdies, daß diese Hügel, wenn sie denn zu Zufluchtsörtern bestimmt waren, durchaus auf ihrem Gipfel keine Fläche haben, so daß man nirgends eine Stelle findet, wo die Flüchtlinge zu ihrem Schutze eine Hütte hätten aufschlagen können, da viele derselben nicht Raum genug für eine einzige Bauerfamilie, mit ihrem Zubehör, haben; man

findet nirgends einen Steg oder Weg, auf welchem man das Vieh hätte hinauftreiben können; auch sind dieselben größtentheils so niedrig, daß sie keinen Schutz gegen Sturm und Wetter, noch viel weniger gegen die heranfließenden Fluten hätten gewähren können, die sich im Gegentheile darüber hingewälzt hätten, wie sie dies noch jetzt bei den Dämmen von Westkapelle thun.

Ich darf daher gar wohl aus allem diesem folgern, daß diese Hügelchen durchaus nicht als Zufluchtsörter angelegt worden sind, da sie sich auch gar sehr von den größern Anhöhen unterscheiden, welche Plinius beschreibt, welche man Terpen nennt. Aber warum giebt man den kleinern Hügeln in Friesland den Namen Wierem, welcher doch wohl von Weeren d. h. abwehren, vertheidigen herkömmt? Sollte etwa hier eine Verwechselung vorgegangen seyn, und sollte etwa Wieren das seyn, was man jetzt Terpen nennt? Aus dem, was bisher gesagt worden ist, erhellet wohl zur Genüge, daß diese sogenannten Wiedberge nicht zu Sicherheitsörtern bestimmt gewesen seyn können. Ich halte es daher für das wahrscheinlichste, daß sie ihrer Bestimmung nach Grabhügel oder Begräbnißplätze waren. Es ist bekannt, daß die ältesten Bewohner dieser Gegenden, wie Tacitus und Cäsar melden, gleich den Römern vor Zeiten ihre Todten verbrannten und wahrscheinlich auch, nach der Sitte anderer Völker, die Asche derselben aufbewahrten. Die Römer hatten zu diesem Ende Gewöl-

bi, Aschenkrüge, herrliche Grabmäler, je nach dem Ruhm und Vermögen des Verstorbenen; diese Art hingegen, die Asche der Verstorbenen zu ehren, darf man bei rohen unkultivirten Völkern nicht suchen. Kaum im Stande sich selbst vor den Unbequemlichkeiten des Landes zu schützen, waren sie es noch weniger, ihren Verwandten dauerhafte Denkmäler zu errichten. Das Zusammenreihen der Urnen, in welchen die Asche der Verstorbenen aufbewahrt wurde, Thränenkrüge und was noch sonst dazu gehört, setzen schon Fortschritte in den Wissenschaften und in der Kultur voraus, welche man den ersten Bewohnern dieser Küsten nicht zugestehen kann. Da sie ein Land bewohnten, dessen Oberfläche tief unter dem Meeresspiegel lag, so konnten sie die Asche ihrer Verstorbenen doch nicht wohl in dem feuchten Grunde aufbewahren, noch weniger in den immerfort verwehenden Dünen. Nichts ist daher natürlicher, als daß dieselben, eben so, wie die alten Aegypter, in diesem Falle, ihre Zuflucht zu den harten Felsen nahmen, zu demselben Ende, in Ermangelung von Felsen, diese Hügel aufwarfen, deren jeder für Aufbewahrung der Asche einer ganzen Familie, oder auch wohl einer ganzen Dorfschaft gedient haben mag. Die Asche mußte sich natürlicher Weise bald so innig mit der Erde vermischen, so daß keine Spur mehr davon gefunden wurde. Dies ist dann wohl auch die natürlichste Ursache, warum man hier bei dem Nachgraben weder Aschenkrüge, noch andere Ueberbleibsel zu entdecken im Stande war. Vielleicht hat man auch nicht tief genug nachgegraben.

Als die Römer auf diese Insel kamen, lehrten sie die Einwohner ihre Art, die Asche in Töpfen aufzubewahren, und aus diesen Zeiten sollen sich die Urnen, Thränenkrüge und Todtenlampen herschreiben, von welchen man Ueberbleibsel bei der Entdeckung der Domburgischen Alterthümer vorgefunden hat.

Es ist daher wohl möglich, daß man bei näherer Untersuchung dieser Hügel noch einige alte Ueberbleibsel finden würde, welche über diesen Gegenstand Licht verbreiten können. Die alten Germanier hatten die Gewohnheit bei dem Verbrennen vornehmer Männer, neben ihrer Asche auch ihre Waffenrüstungen, ihr Pferdezeug und dergleichen zu begraben; welches hier, wenn anders diese von der übrigen Welt getrennten, ungesitteten Küstenbewohner, regelmäßige Oberhäupter gehabt haben, auch gar wohl der Fall gewesen seyn könnte.

Was mich in meiner Meinung, im Betreff dieser Grabhügel, noch mehr bestärkt, dies ist die Entdeckung, welche man im Jahre 1777 auf der Insel Terel machte, wo man einen Grabhügel fand, welchen der Zeichner van Cuik, der im Jahre 1779 ihn besuchte, abgebildet hat, und welcher völlig in Allem den Anhöhen gleicht, die man auf der Insel Walcheren findet. Er hat einen Umfang von 136 Rhein. Fuß, und 14 Fuß in der Höhe, welche jedoch, nach der Aussage der Landleute, vor Zeiten beträchtlicher gewesen seyn soll. Man fand in demselben verschiedene kriegerische und andere Geräth-

schaften und Waffen, als z. B. Stücke von Lanzen, Beile, Pferdegebisse, Durchschlaglöffel, nebst einigen metallenen Töpfen; welches alles deutlich beweist, daß hier, nach der Sitte der alten nordischen Völker, die Asche eines Vornehmen vergraben war. Da nun die ursprüngliche Bestimmung dieses Hügels keinem Zweifel mehr unterworfen ist, so sehe ich nicht ein, wie man noch Bedenken tragen kann, den übrigen ähnlichen Anhöhen dieselbe Bestimmung zuzuschreiben.

Nun aber wird man fragen, wie kömmt es, daß man in diesem Hügel Dinge gefunden hat, die man in keinem auf der ganzen Insel Walcheren entdecken kann? Diese Frage ist aber leicht zu lösen, wie ich schon oben angezeigt habe, besonders wenn man bedenkt, daß diese Geräthschaften sich aus den Zeiten herschreiben, in welchen die Römer unsere vaterländischen Inseln besuchten; dies erhellt auch aus den Namenszeichen römischer Arbeiter, welche man auf den Löffeln u. s. w. gefunden hat. Man wird sich daher gar nicht wundern, daß die Bauern, welche von Zeit zu Zeit an dem Fuße des Hügels nachgruben, thönerne Krüge fanden, in welchen die Asche verstorbener Römer aufbewahrt war, welches die Eingebornen dann auch von den Römern erlernt haben. Es ist wohl möglich, daß auch hier ein römischer Begräbnißplatz, nach Landesart eingerichtet, war.

Aus den Erzählungen der Bauern, welche verschiedene Aschenkrüge gefunden haben, schließe ich, daß

der mehrgedachte Hügel auf der Insel Texel kein besonderer, sondern ein allgemeiner Begräbnißplatz gewesen, und daß sich demnach van Cuik irrt, wenn er glaubt, daß derselbe das Grabmal einer einzigen Person gewesen sey. Ich vermuthe, daß dies derselbe Fall mit allen ähnlichen Hügeln gewesen sey.

Diesemnach möchte man wohl annehmen dürfen, daß die verschiedenen Arten von künstlichen Anhöhen, welche man in den Niederlanden findet, nach der Verschiedenheit ihrer Gestalt, auch zu verschiedenen Zwecken dienten, und daß die großen Anhöhen mit flachen Rükken wirklich, wie Plinius erzählt, zu Schutzörtern bei Ueberschwemmungen dienten; daß die kleinen und runden Hügel aber Begräbnißplätze waren, und von dieser Art allein findet man sie auf der Insel Walcheren.

Ich will dabei nichts läugnen, daß nicht diese Begräbnißhügel auch, in den Zeiten der Ueberschwemmung, zu Sicherheitsörtern gedient haben mögen. Dies war auch ganz natürlich, wegen der langsamen Erhöhung des Landes, wodurch die Bevölkerung der Insel, innerhalb der Dünen, zunehmen mußte, wegen des Anwachses der Ströme und der Erweiterung der Kandle, so wie auch wegen der Wegspülung der Dünen, wo dann die Einwohner bei größten Ueberschwemmungen sich genöthigt sahen, zu den nächsten besten hochgelegenen Stellen, und somit auch zu den Grabhügeln ihre Zuflucht zu nehmen. Dies mußte auch so lange Statt finden, bis man bei zunehmenden Einwohnern des

Meeres und Anwachsen der Bevölkerung genöthigt waren, die Insel durch Dämme gegen die Fluten zu schützen.

Ein und zwanzigster Brief.

Luftbeschaffenheit, Gesundheitszustand, Bäume.

Wenn wir das Zeugniß der Schriftsteller, welche von dieser Insel geschrieben haben, die entweder nicht in der Provinz Zeeland geboren waren, oder auch, wenn sie daselbst geboren waren, aber lange in andern Ländern wohnten, anhören und ihnen Glauben beimessen wollten, so müßten wir glauben, die Luftbeschaffenheit der Insel Walcheren sey von der allerschlimmsten Art. Der Dichter Ianus secundus sagt: „Walcheren, diese, „wegen ihres salzigen Bodens unglückliche Insel, welche ringsumher von einem ungestümmen Meere umbrüllt „wird, ist mir zuwider; hier hört man nie den Gesang „der Vögel; das wilde Meer stürmt von allen Seiten heran, während der Himmel stets mit dicken Wolken „überzogen ist. Der Nordwind, der unbeständige Südwind und der kalte Ostwind, wehen hier beinahe anhaltend; während man von dem sanften Westwinde „nie etwas verspürt."

Wenn man nun auch diesen Dichter der Uebertreibung beschuldigen will, was soll man dann zu dem-

jenigen sagen, was der englische Gesandte Tonstal im Jahre 1517 an den gelehrten Erasmus schrieb. Er klagt nämlich in seinem Briefe, daß er mit den Seinigen nur mit genauer Noth gesund aus Zeeland nach Hause gekommen sey, so sehr habe ihm die faule und giftige Luft dieser Gegend zugesetzt; die Fieberanfälle habe er nur durch mehrtägiges Fasten vertreiben können; er schildert das Wasser dieser Insel so schwarz und bitter, daß er nicht anders glauben könne, als daß der Höllenfluß Styx in der Nähe vorbeifließen müsse. Ob er gleich der bequemen Lage und Fruchtbarkeit dieser Insel Gerechtigkeit widerfahren läßt, so erklärt er doch, daß er höchst erfreut gewesen sey, das feste Land wieder zu betreten, worin gesündere Luft herrsche. Nicolaus Everard versichert noch obendrein, daß von tausend Menschen, welche auf dieser Insel leben, kaum einer das fünfzigste Jahr erreiche, welches er der Feuchtigkeit der Luft zuschreibt, von welcher er sagt, daß sie sogar das Eisen von selbst aufzehre.

Wenn man diesen und andern Gerüchten Glauben beimessen wollte, so müßte man nicht anders glauben, als daß diese Insel das Grab aller Fremden sey. Die meisten Einwohner hingegen hegen eine ganz entgegengesetzte Meinung von der Luft die sie einathmen, indem sie ihr die Gesundheit zuschreiben, die sie genießen, und zwar aus denselben Gründen, aus welchen man ihre Ungesundheit beweisen will. So sagt z. B. Smallegange: „Die scharfe Salzigkeit der Luft duldet

„keine faulen noch giftigen Dünste, sondern reinigt das „Blut, und erhält die Gesundheit stark und dauer„haft.“ Er mag wohl Recht haben, denn hier herrscht keine andere, als eine scharfe Salzluft und jeder kann bemerken, daß die Küstenbewohner, welche am meisten der scharfen Seeluft ausgesetzt sind, zu den stärksten und robustesten Menschen gerechnet werden können, und sin nicht minder hohes Lebensalter erreichen, als die Bewohner von Gegenden, in welchen eine trocknere Luft und beständigere Witterung herrscht. Doch ist auch nicht zu läugnen, daß die Insel Walcheren eine Naturbeschaffenheit habe, welche nicht jedem Menschen zuträglich ist.

Fürs erste sind die Winde sehr veränderlich und die Witterung höchst unbeständig. Die Seewinde sind immer feucht, und die trocknen Landwinde sind, so wie die Nord- und Nord-Ostwinde, kalt und nicht selten stürmisch; auch hat man bemerkt, daß diese Winde allein einen Theil des Winters hindurch und zu Anfang des Frühlings herrschen. Den größten Theil des Jahres hindurch wehen die Süd-West- und Westwinde ziemlich sanft, doch sehr feucht, so daß sie einen nassen Dunst über die ganze Insel hinein verbreiten; besonders findet dies gegen Abend und wohl auch gegen Mitternacht statt; oder der Seewind erhebt sich ein wenig, und verdunkelt auch an den schönsten, wärmsten und heitersten Tagen die Luft; die Sonne verschwindet sogleich und man fühlt sich plötzlich aus einer trocknen warmen Luft in einen kühlen und feuch-

ten Dunstkreis versetzt, welcher schnelle Uebergang natürlicher Weise auf menschliche Körper, die nicht daran gewöhnt sind, oder nicht genugsam dagegen verwahrt werden, einen schlimmen Einfluß haben muß. Ich habe einige Jahre lang die meteorologischen Beobachtungen untersucht, und gefunden, daß diese Wirkung der Seewinde so allgemein, und der dadurch verursachte Wechsel in dem Dunstkreise so groß ist, daß man in mehreren Jahren nicht über 25, ja in anderen nur eilf wirklich anhaltend trockne Tage auf dieser Insel gehabt hat.

Dazu kommt denn noch die niedrige Lage des Bodens dieser Insel, welche auch wieder ihren besondern Einfluß auf das Klima hat; denn je niedriger ein Land gelegen ist, desto stärker muß der Druck des Dunstkreises auf dasselbe und die Luft desto dicker seyn, welche Erfahrung besonders in den Gebirgsgegenden bestätigt wird. Man irrt sich daher gar sehr, wenn man, wie einige wollen, diese schwerere und dunstigere Luft der Verdickung derselben durch die Kälte zuschreiben wollte; da hingegen die Wärme desto stärker ist, je näher man dem Mittelpunkt der Erde ist; darum findet man auch auf den höchsten Bergen die reinste und zugleich die kälteste Luft. Diese Bemerkungen haben noch alle Reisende gemacht.

Es ist auch vollkommen wahr, daß es auf der Insel Walcheren seltener schneit und weniger gefriert, als im eigentlichen Holland, woran sowohl die niedere

Lage des Landes, als das salzige Wasser und die Feuchtigkeit des Dunstkreises Schuld sind.

Die Luft ist daher auf der Insel Walcheren, wann warme Winde wehen, den meisten und besonders den empfindlichen Menschen nachtheilig; denn sie ist dann drückend, feucht und unbeständig; sie macht die Nerven erschlaffen, und verbreitet eine Schwäche über alle Organe des menschlichen Körpers, lähmt alle Kraft und ist die Quelle einer Menge von Krankheiten.

Mit dieser an sich schon feuchten Luft vereinigen sich dann noch die Ausdünstungen des sumpfigen Landes, dessen Gefilde im Winter immer mit Wasser bedeckt sind, das nicht überall seinen gehörigen Ablauf hat, und daher sich zum Theil in den Boden verschlüpfen und zum Theil, bei der Annäherung des Sommers, in schädliche Dünste auflösen, und mit dem Dunstkreise vereinigen muß. Eben dasselbe ist der Fall mit den übrigen stehenden Wassern und Kanälen, deren Ausdünstungen ebenfalls die Luft vergiften, wovon man die Folgen besonders in den weiter im Lande liegenden Ortschaften empfindet.

Alles übrige Wasser der Insel ist noch obenein unrein und von gärstiger Farbe, denn da das Land so niedrig liegt, so haben die Bäche und andere fließende Wasser keinen hinlänglichen Fall, fließen daher nur langsam, und können daher auch kein ganz frisches und gesundes Wasser haben; aus derselben Ursache sind die süßen Gewässer auf der ganzen Insel ohne Fische.

Ja es scheint wirklich ganz gewiß zu seyn, daß der ganze Boden dieser Insel bis auf die Oberfläche mit salzigem Wasser durchzogen ist; woher dann auch der unerträgliche Gestank kömmt, der an manchen Orten aus der Erde aufsteigt, wenn man tief in dieselbe eingräbt, und diesem Umstande darf man es wohl auch zuschreiben, daß man auf der ganzen Insel keine Maulwürfe findet.

Alle diese verdorbenen Ausdünstungen vermischen sich mit der bereits feuchten Luft, und machen diese Insel nicht allein für alle diejenigen ungesund, die nicht hieran gewöhnt sind, sondern müssen auch auf jeden andern Menschen einen schlimmen Einfluß haben.

Aus dem hier Gesagten werden viele Leser, so wie auch mehrere unserer Landsleute, den Schluß ziehen, daß die Bewohner dieser Insel sich in einem höchst elenden Zustande befinden müssen, und daß es wahr sey, was, wie bereits gedacht, Everard gesagt hat, daß die Menschen hier nicht über fünfzig Jahre alt werden können. Aber auch hier zeigt sich der Beweis, daß es beinahe nichts giebt, woran sich die menschliche Natur nicht gewöhnen könnte.

Der schlimme Einfluß der ungesunden Ausdünstungen dieser Insel wird größtentheils wieder durch die gesunde Seeluft vertilgt, die von allen Seiten her auf diese Insel bläst, wobei auch die beständig wehenden Winde die Luft erfrischen, so daß die Orte, welche unmittelbar am Meere liegen, für diejenigen, welche an

die Seeluft schon gewöhnt sind, nicht ungesünder zu seyn scheinen, als viele andere Gegenden in unserm Vaterlande.

Unter allen diesen Orten muß der Stadt Vlissingen ohne Zweifel die erste Stelle eingeräumt werden; denn hier wird das Wasser täglich durch die Flut erneuert, und wenn die Luft schon jeder Zeit feucht ist, so ist sie doch dabei rein. Wenn aber auch andere Ortschaften diesen Vortheil nicht in gleichem Maße genießen, weil sie tiefer im Innern des Landes liegen, so muß doch auch die kühle Seeluft, so wie der abwechselnde Wind zum Besten für die Gesundheit der Einwohner wirken, indem die Insel nicht allzu breit ist.

Es ist jeder Zeit Pflicht, auf seine Gesundheit Acht zu haben, man lebe auch wo man wolle; doch hier, wo eine so sehr von der Luftbeschaffenheit anderer Länder verschiedene herrscht, ist es wohl doppelte Pflicht, für seine Gesundheit besorgt zu seyn. Da nun Mäßigkeit und regelmäßige Lebensart ein Haupterforderniß zur Erhaltung der Gesundheit ist, so muß man auch jeder Zeit sich in derselben nach der Beschaffenheit des Landes richten. Alle den Magen schwächende Speisen und Getränke, das bloße Wasser, das hier nicht rein genug ist, das Bier, der Kaffee und andere solche Getränke tragen dazu bei, den menschlichen Körper für die schlimmen Einwirkungen der feuchten, erschlaffenden Luft empfänglich zu machen, und kein elenderes Mittel könnte man gebrauchen, um dem Fieber zuvor zu kommen, als dasjenige, welches

Jonstal anräth, nämlich das strenge Fasten. Harte, nahrhafte Speisen, stärkende Getränke, unverfälschter rother Wein in gehöriger Maße getrunken, erhöhen die Schnellkraft des Körpers, und machen ihn minder empfänglich für die Unbeständigkeit des Wetters. Doch sehr leicht kann man auch dieses Verwahrungsmittel zu weit treiben, und sich durch unmäßigen Genuß von Wein und andern hitzigen Getränken und Speisen erst die Gesundheit verderben, und dann will man dem Klima die Krankheiten zuschreiben, die man sich selbst durch Unvorsichtigkeit oder Unmäßigkeit zugezogen hat.

Was mich betrifft, so kann ich mich nicht über das Klima dieser Insel beklagen; ich habe nichts von den üdeln Einflüssen desselben empfunden, und während meines Aufenthalts daselbst immer einer eben so guten Gesundheit genossen, als in irgend einer andern Gegend unsers Vaterlandes; aber ich habe auch sorgfältig über mich gewacht; ich habe mich vor Erkältung, Feuchtigkeit, Wind, Morgen- und Abendluft genau in Acht genommen, und meine Lebensweise nach den Erfoderniſſen dieses Klimas eingerichtet.

Es scheint aus den ältesten Schriftstellern über diese Insel zu erhellen, daß dieselbe in den frühern Jahrhunderten von Bäumen ganz entblößt war; in neuern Zeiten hingegen, hat man sich mehr auf das Anpflanzen von Bäumen gelegt, und man hat deren viele sowohl um die Städte her, und auf den Spaziergängen,

als in der Absicht, die Frische der Luft zu befördern, gezogen. Doch sollte man nicht dadurch gerade das Gegentheil bewirkt haben? Van den Bosch, ein gelehrter Beobachter, sagt in seiner Preisschrift über die Krankheiten unsers Vaterlandes: „Schattige Bäume und „Gebüsche lassen im Herbste ihre Blätter fallen, welche „sodann verfaulen, und die der Gesundheit nachtheiligen Dünste vermehren helfen, wodurch dann leicht in „einem feuchten Klima Krankheiten entstehen. So „giebt man auch als eine Mitursache der Krankheiten „zu Nimwegen an, daß die Einwohner gewöhnt „sind, täglich in dem Kelfkensbusche herum zu spazieren, wo sie die feuchten und schädlichen Dünste einathmen, welche aus den Pfützen aufsteigen, welche „bei Regenwetter unter den Bäumen entstehen, und „worin die abfallenden Blätter verfaulen. Dasselbe „sagt man auch von dem Haag, wegen des nahe gelegenen Busches, so wie von Alkmaar und Haarlem, „wo ebenfalls die Baumpflanzungen viel Wasser an sich „ziehen, das die Fäulniß begünstigt, welche die Luft „verpestet. Man behauptet, daß die Ungesundheit von „Alkmaar daher rühre, und daß dies die Ursache sey, „warum alle Krankheiten daselbst einen schlimmern „Charakter haben als anderswo."

Wenn nun diesem zu Folge die Baumpflanzungen in noch höher gelegenen Gegenden einen so nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit des Menschen haben, um wie viel stärker muß nicht derselbe in einem so tief gelegenen Lande seyn, wo die Luft noch überdies

beständig von so schädlichen Ausdünstungen geschwängert ist.

Ferner bringen hier die vielen Bäume noch den Nachtheil hervor, daß sie die heilsamen Seewinde aufhalten, welche hier die Luft von den schädlichen Dünsten reinigen und erfrischen. Diese Bäume sind also Ursache, daß die Luft nicht so leicht kann abgekühlt und die Dünste verweht werden, die sodann näher an der Erde hängen bleiben, und die atmosphärische Luft vergiften, welche der Mensch athmen muß; auch muß die allgemeine Feuchtigkeit des Dunstkreises dadurch zunehmen, und folglich beraubt man sich selbst durch die vielen Baumpflanzungen einer Wohlthat, welche die Natur selbst angeordnet hat, um dadurch die Gesundheit der Insulaner gegen die schlimmen Ausdünstungen zu schützen.

Um sich von den Einflüssen großer schattigen Bäume zu überzeugen, darf man nur einige Blicke auf die Inseln der Südsee und den westlichen Ocean werfen, wo die Waldungen, mit welchen dieselben bedeckt sind, ganze Wolken an sich ziehen, die sich daselbst anhäufen, in feinen Regengüssen herabrieseln und sogleich erfrischende Bäche bilden, welche Leben und Fruchtbarkeit einem versengten Boden mittheilen; da hingegen diese Inseln, ohne diese Anhäufung von Dünsten, oft keine einzige Wasserquelle besitzen würden. Hat man nicht auch die Bemerkung gemacht, daß die Insel Madera, seit sie ihrer vielen Waldungen beraubt worden ist, mehr

als jemals Mangel an Wasser leidet? — Dieselbe Anhäufung von Dünsten muß hier bei großen Baumpflanzungen um so stärker seyn, da ohnehin der Dunstkreis so äußerst feucht ist, und die Dünste müssen dann um so mehr verschlimmert werden, als die Winde sie nicht verwehen können.

Darum ist auch die Stadt Vlissingen gesünder als Middelburg, da sie weit offner liegt und luftiger gebaut ist, auch in ihren Umgebungen keine hohe Baumpflanzungen sich befinden, welche die schädlichen Ausdünstungen zurückhalten und die Winde verhindern, die Luft zu erfrischen.

Es würde daher wohl am besten gethan seyn, wenn man auf der Insel Walcheren es beim Alten lassen, und mehr der Natur folgen wollte, welche immer neben die Uebel, die sie austheilt, auch die Hülfsmittel dagegen hinlegt, welche der Mensch aber nicht immer gehörig zu benutzen versteht.

Zwei und zwanzigster Brief.

Grund. — Erdbrüche. — Produkte der Insel. —

Was den Grund und Boden und die Produkte der Insel Walcheren betrifft, so bin ich nicht im Stande aus eigener Erfahrung vollständigen Bericht darüber zu ertheilen, da es mir allzusehr an Gelegenheit mangelte, diese Gegenstände näher und genauer zu untersuchen.

Der Boden ist, so wie Smallegange überhaupt mit Recht von den zeeländischen Inseln anmerkt, fett, schwer und thonartig; die Art von Thon, aus welcher derselbe besteht, ist zwar an sich nicht schwer und leicht zu bearbeiten; er ballt sich auch leicht zusammen, so daß er einen festen Körper ausmacht und darum ist dieser Thon sehr tauglich zum Baue der Dämme, welche auch gewöhnlich ganz allein aus demselben bestehen. Wenn man in einer gewissen Tiefe nachgräbt, da findet man diesen Thon feucht und stinkend, und endlich kömmt man auf eine Lage von jener berühmten schwefelartigen und gleichsam mit Stoppeln vermischten Erde, welche man Darink nennt, und deren man sich ehemals zum Brennen und zum Salzsieden bediente; unter dieser Lage findet man sodann Sandgrund und Wasser *).

*) Dieser Darink ist wohl nichts anders, als die Braunkohle, die aus altem Torfe mit Erdpech vermischt, entsteht. Anm. d. Ued.

In einigen Theilen der Insel findet man Gegenden, wo die Oberfläche der Erde minder fruchtbar ist, und zum Theil auch Haideland bildet, wie ich deren in der Gegend von Westkapelle gesehen habe. Die übrige Oberfläche der Insel besteht aus Dünen.

Einige glauben, dieser Darink oder diese Braunkohlen seyen durch das Meer ausgeworfen worden; wenn dies wirklich wahr wäre, so hätte diese Insel auf eine unbegreifliche Weise müssen erhöhet worden seyn, da die Braunkohlen-Schichten an vielen Stellen so sehr tief liegen. Da ich aber, meines Wissens, nirgends gefunden habe, daß diese Lage noch unter der gewöhnlichen Höhe der Ebbe ist, so will ich diesen Satz nicht weiter bestreiten. Sollte es aber nicht möglich seyn, daß das Meer, indem es durch den Sand, welcher unter dem Thongrunde gefunden wird, hindurch drang, gegen die unterste Lage desselben anprallte, sie einige Zolle tief durchfraß, und ihr die salzige Eigenschaft mittheilte, welche man so sehr an diesem Darink bemerkt. Man sollte diesen Brennstoff genauer untersuchen, als ich es zu thun im Stande war, um aus den Bestandtheilen desselben desto sicherer auf seine Entstehung zu schließen; mir schien es, als wenn derselbe nicht bloß aus erdigen Theilen bestehe, sondern auch mit Wurzeln von Haidegras vermengt sey, woraus sich dann schließen ließe, daß diese Schichten aus Rasenstücken am Ufer der zeeländischen Inseln entstanden seyen, welches die Fluten wegschwemmten, hierher brachten und dann mit Schlamme bedeckten.

Dem sey nun, wie ihm wolle, so ist es doch gewiß, daß diese Insel von einer Menge unterirdischer Kanäle durchschnitten ist, welche mit dem Meere in unmittelbarer Verbindung stehen. Man schreibt allgemein die Erdfälle an den zeeländischen Inseln vorzüglich dem Unterwühlen des Meeres und den unterirdischen Wassergängen zu, wodurch nicht allein die Ufer ausgewühlt, sondern auch der lockere Sandgrund, welcher unter der Thonschicht liegt, weggeschwemmt wird, so daß alsdann der obere Grund, gleich einem Gewölbe, bloß über dem Wasser liegt, und daß alsdann, wenn das Wasser abläuft, und dem obern Grunde alle Unterstützung fehlt, dadurch natürlicher Weise die Erdfälle entstehen müssen, die hier so häufig sind.

Da nun solche Erdfälle nicht nur an dem Rande der Meeresufer, sondern auch mitten im Lande entstehen, so folgt natürlich daraus, daß sich solche unterirdische Wasserkanäle bis mitten in die Insel hinein erstrecken, worunter auch solche seyn sollen, die süßes Wasser führen.

Aus den Ursachen, aus welchen man sich die Erdfälle erklärt, ist es auch leicht zu schließen, warum dieselben gewöhnlich immer nur längs der steilen Ufer der Insel an den inneren Kanälen, und so wenig längs der Außenseiten derselben Statt finden, wo der Strand sehr flach abläuft, oder an der Schutzwehren, die sich bis unter das Wasser der Ebbe erstrecken, das Land vor dem Unterwühlen des Meeres schützen, um so

mehr, da die Fluten immer gegen diese äußeren Ufer andrängen und sie auf diese Art unterstützen.

Wirklich ersehen wir auch aus den alten Chronikschreibern, daß diese Erdfälle, längs den Ufern der Schelde hin, vor Zeiten schröcklich gewesen sind, so daß man Veeren nur mit Mühe von seinem Untergange retten konnte; daß man kaum durch Dämme sich hier helfen konnte; daß Arnemuiden seinen Untergang solchen Unfällen zuzuschreiben hat; so wie auch dadurch mehrere nicht unbeträchtliche Strecken von dem gegen über liegenden Nord- und Süd-Beveland abgerissen worden sind.

Jetzt aber haben diese Erdfälle gar sehr durch die Verschlämmung der Gewässer längs der Insel hin und durch die Erhöhung des Meeresbodens am Ufer abgenommen, indem die Fluten jetzt nicht mehr freien Zugang zu dem festen Grunde der Insel haben.

Nach dieser Abschweifung über die Eingeweide der Insel kehre ich nun wieder zu der Oberfläche derselben zurück, um hier anzumerken, daß alles das, was Smallegange von der Fruchtbarkeit dieser Insel sagt, sehr wenig übertrieben ist. Das Ackerland ist ungemein schön; der Weizen wächst stark und dicht; man baut auch sehr viel Rübsamen und Kohlsaat.

Ich muß jedoch aber auch gestehen, daß, meines Dafürhaltens, die meisten Früchte, welche diese Insel

hervorbringt, nicht so schmackhaft sind, als die in anderen Gegenden unsers Vaterlandes; besonders gilt dieses von Aepfeln und Birnen, von welchen ich bemerkte, daß sie kraft- und saftloser sind, als irgendwo; auch schienen mir die Kartoffeln bei weitem nicht so gut zu seyn, als die aus andern Theilen von Zeeland; doch sind hiebei wohl auch Ausnahmen möglich.

Andere Früchte hingegen schienen mir noch besser zu seyn als die von derselben Art in Holland und Gelderland; hierher gehören besonders die Maulbeeren, die ich noch nirgends so groß und saftig fand.

Früchte, die ein warmes Klima erfordern, kommen hier auch besser und leichter zur Reife; dies habe ich an den Feigen, vorzüglich aber an den Melonen bemerkt, welche letztere hier in Menge wachsen, oft sehr groß werden und ungemein schmackhaft sind. Smalegange sagt, die hiesigen Melonen seyen von der gleichen Art mit den spanischen; welches dazu dienen mag, das zu bestätigen, was ich von der warmen Luft auf der Insel Walcheren gesagt habe.

Schöne hochstämmige Eichen findet man auf dieser Insel nicht; wenigstens habe ich keine anderen gesehn, als solche, die ganz verkrüppelt waren.

An mancherlei Arten von Thieren fehlt es hier auch nicht. Das St. Joosland, welches unstreitig der fruchtbarste Theil dieser Insel ist, wimmelt von

Enten; auch giebt es eine Menge wilden Geflügels. Nachtigallen bemerkte ich hier nicht. Ein gewisser Dichter sagt:

Proque tuis ubi carminibus Philomela canora
Turpis in obscoena rana coaxat aqua.

Ja warlich, diese letztere Musik fehlt hier nicht.

Die Kaninchen, diese schädlichen Bewohner der Dünen, sind hier, wie man mich versichert hat, nicht mehr so häufig, wie vormals.

Ratzen und Maulwürfe können auf dieser Insel nicht fortkommen; auch findet man wenige von den verwüstenden Insekten, welche oft die am meisten versprechenden Blüten zerstören. Maikäfer habe ich auch während meines Aufenthalts nicht gesehen. Unter den zahmen Thieren sind besonders die Pferde der Landleute zu bemerken; sie sind alle beinahe ohne Ausnahme plump und schwer; ich habe mehrere derselben gesehen, die im Verhältniße mit dem gewöhnlichen Pferde dasjenige sind, was der Esel gegen den Maulesel ist; sie sind kurzbeinig, und scheinen dies wegen ihrer dicken, hängenden Bäuche noch mehr zu seyn, als sie es wirklich sind; auch sind die Beine sehr plump und dick; dasselbe gilt auch von dem Halse, der gewöhnlich in gleicher Richtung mit dem Körper sich ausdehnt. Die Mähne ist grob und lang, und bedekt einen großen Theil des plumpen, niederhängenden Kopfes. Wie wenig Aehnlichkeit findet man zwischen diesen schwerfälli-

gen Geschöpfen und dem edeln Thiere, das Buffon uns so schön schildert! — Dennoch sind die hiesigen Leute so sehr für ihre Pferde eingenommen und besorgt, daß wenn irgend ein Land auf der Welt ist, wo die Pferde es besonders gut haben, dieses gewiß die Insel Walcheren ist.

Man kann diese Ausartung wohl nichts anderm, als dem sumpfigen und salzigen Grunde der Insel zuschreiben, und vermuthlich würden diese Pferde, wenn sie hier sich ganz unvermischt fortpflanzten, nach Verlauf einiger Generationen völlig unkenntlich werden.

Das Meer liefert hier eine so große Menge von Fischen, daß man sie am Ufer sogar mit Schaufeln fangen kann. Oft ist der Fang der Fische hier unmuthiger, als die Schmackhaftigkeit derselben.

Besonders werden Garneelen in großem Ueberflusse gefangen, und meistens nach der Rückkunft der Fischerschiffe, in diesen Fahrzeugen selbst gesotten, und sodann warm zum Verkaufe herumgetragen.

Austern findet man jetzt hier nicht, wohl aber eine Menge von Muscheln, die man in den Rändern und Löchern an den Dämmen fängt, und sogar in den Schiffsdocken der Städte, wo sie sich in die Verkleidung der Schiffe anhängen. Sie sind ein köstliches, schmackhaftes Essen für Liebhaber; Schade nur, daß ihr Genuß oft so gefährlich ist; denn man versichert, daß

diejenigen, welche sich an den Kupferüberzug der Schiffe anhängen, dadurch giftig werden; doch sind auch nicht selten die anderen Muscheln schädlich und gleichsam vergiftet, die man nicht an Schiffen, sondern in Löchern an den Dämmen findet. — Ein Naturforscher hat die Ursache davon auszuforschen sich bemüht, und gefunden, daß diese giftige Eigenschaft bloß von kleinen Seesternen herrühre, die zwischen die Schalen dieser Muscheln gerathen, welche folglich in Ermangelung derselben ganz unschädlich sind.

Drei und zwanzigster Brief.

Einwohner. Sitten.

Die Bewohner der Insel Walcheren sind, im Durchschnitte genommen, nicht von großer Statur; ihre Gesichtsfarbe ist nicht blühend; doch sind sie sehr stark, und besonders zur Schiffahrt geschickt. Ich glaube nicht unrichtig bemerkt zu haben, daß diejenigen dieser Insulaner, welche sich von der kleinen Fischerei längs den Küsten nähren, muthiger sind, und ein frischeres Ansehen haben, als die Land- und Städtebewohner.

Was die Landleute betrifft, so sind mir die Beine derselben besonders aufgefallen; denn ob sie gleich überhaupt genommen nicht so fleischig sind, als unsre hol-

ländischen, gelderschen und friesischen Bauern, so sind doch ihre Beine verhältnißmäßig gar zu dünne. Unter den vielen Bauern, die ich zu sehen Gelegenheit hatte, fand ich auch nicht einen einzigen, der eine Ausnahme von dieser Regel gemacht hätte. Die Ursache davon konnte ich aller gegebener Mühe ungeachtet nicht ausforschen.

Was dabei noch das Auffallendste seyn möchte, ist die Bemerkung die ich machte, daß, so viel es mir schien, diese unverhältnißmäßige Dünne der Beine nicht so allgemein unter den Fischern von Arnemuiden sich findet.

Es würde überflüßig seyn, noch insbesondere von dem sittlichen Charakter und den Eigenschaften der Insulaner von Walcheren zu sprechen, da sie hierin von den übrigen Bewohnern unsers Königreichs wenig verschieden und eben so, wie alle anderen Holländer in den neueren Zeiten ausgeartet sind; doch findet man auch bei ihnen noch die Spuren von alten großen vaterländischen Tugenden, durch welche sich die Zeeländer vor Zeiten so sehr ausgezeichnet haben.

Den Bewohnern von Walcheren fehlt es weder an Geist noch an Lebhaftigkeit; davon dienen die berühmten Männer zum Beweise, welche diese Insel theils im Fache der Gelehrsamkeit, theils für das Kriegs- und Staatswesen hervorgebracht hat.

In Hinsicht der Lebensart und Sittlichkeit hilden

diese Insulaner den Uebergang von den Holländern zu den Brabändern. Dasselbe findet auch in Rücksicht der Sprache Statt.

Vier und zwanzigster Brief.

Allgemeine Bemerkungen über das Abnehmen der Dünen auf der Insel Walcheren.

Schon oben habe ich von dem Abnehmen der Sanddünen auf dieser Insel Einiges angemerkt, und meine weiteren Untersuchungen über diesen Gegenstand versparte ich auf den Schluß dieses Werkchens, um inzwischen noch mehrere Erkundigungen hierüber einzuziehen. Jetzt, da ich im Begriffe bin, diese Insel zu verlassen, will ich hier die Resultate meiner Bemerkungen kurz zusammenfassen.

Die Strömung, welche durch den Kanal zwischen England und Frankreich geht, läuft von der Ecke von Calais außen an den Bänken hin, in einem Abstande von anderthalb bis zwei Meilen von dem Ufer hin, in der Richtung von Ost-Nordoste, doch in gehöriger Weite von der Flamändischen Küste nordöstlich gegen Osten; so bleibt auch der Lauf desselben bis an die Ecke von Sluis, von wo derselbe in ostnordöstlicher Richtung wieder gegen die Insel Walcheren ströme, und überhaupt behält dieser Strom beinahe

immer dieselbe Richtung in Rücksicht aller unserer Küsten.

Wenn man einen aufmerksamen Blik auf die alten Zeeländischen Charten von dieser Insel und der Küste von Flandern wirft, so findet man, daß die Strömung, indem sie längs der Küste von Flandern fortgeht, sich in ihrem Laufe gerade an Vlissingen bis nach Westkapelle und der Küste von Walcheren vorbeizieht; daß demnach ihre gröste Gewalt zwischen den beiden genanten Orten beginnen und weiter nordwärts immer zunehmen muß, da dieser Lauf hier einen Winkel von 90 Graden bildet.

Da nun der Strom diese Richtung, und die Insel diese Lage hat, und die ganze Nordsee hier dieselbe bestürmt, so war es natürlich, daß die Küste abnehmen mußte, und daß der Strom sich ein Ufer bildete, an welchem er parallel hinstreichen konnte.

Die Folge dessen war die Abnahme des Ufers weiterhin von Vlissingen bis über Domburg hinaus, und so auch die Vernichtung der Dünen, die dort am Ufer hinlagen, und zu schwach waren, der Gewalt des Meeres zu widerstehen. Westkapelle und Domburg verschwanden, die ganze Nordküste nahm die Richtung des Laufs des Stromes, und der Ueberrest der Spize von Westkapelle würde eben so wohl auf diese Weise untergegangen seyn, wenn hier nicht die unermüdetste Arbeitsamkeit der Menschen und ihre Kunst den Fluten

des Meeres hinreichende Schranken entgegen gesezt hätten. Ganz gewiß würde die Vernichtung der ganzen Insel die Folge von der Wegspülung dieser Ecke gewesen seyn!

Da nun jezt die Mündung der Wester-Schelde so sehr erweitert ist, und dieselbe in einem stumpfen Winkel auf Westkapelle fällt, ja noch obendrein Alles, was innerwärts von Westkapelle lag, völlig weggeschwemmt ist, so kann man daraus schließen, welch ein beträchtlicher Theil dieser Insel in frühern Zeiten ein Raub der wilden Meeresfluten geworden seyn muß; wie viele große Veränderungen hier vorgegangen seyn müssen, und wie viel Mühe und Anstrengung es gekostet haben muß, den Ueberrest zu retten, der noch täglich von dem Meere bedroht und angetastet wird, welchem man jeden Schritt Landes abstreiten muß.

Von den Mitteln deren man sich bedient, um das Wegspülen der Dünen zu verhindern, habe ich schon oben gesprochen.

Bloß durch Dämme und vorspringendes Pfahlwerk kann man den Fuß der Dünen und den Strand vor den Fluten schützen. Die vorspringenden Pfahlwerke oder künstlichen Vorgebirge sind vorzüglich geschickt dazu, den Wellenschlag aufzuhalten, und besonders die Wegschwemmung des Strandes zu verhindern. Zu diesem Ende kann man sie nicht weit genug in das Meer hinein ziehen; auch muß man sie etwas weniger als rechtwinklich gegen die Strömung anlegen. Eben so

sollte man den Theil des Strandes oberhalb der Flut durch die wenigst kostbaren Mittel gegen den Wellenschlag zu verwahren suchen. Der Schaden, der hier verursacht wird, ist leicht auszubessern; auch wird der obere Theil der Dünen nie so bald abnehmen, wenn ihr unterer Theil hinreichend gesichert ist.

Man hat die Bepflanzung mit Bäumen als ein Mittel zur Bewahrung der Dünen vorgeschlagen; aber dieses ist theils unzureichend, theils unausführbar, sowohl weil die Abhänge der Dünen zu steil sind, als auch, weil auf der Seeseite der Sand am Ufer immer von dem Winde hin und her geworfen wird, und somit Bäume daselbst nicht wohl bestehen könnten, ja bei einem Sturme oder hohem Wogendrange gänzlich zu Grunde gehen müßten. Jede Pflanzung würde gegen das Stürmen und den Wellenschlag eines tobenden Meeres viel zu schwach seyn!

Wenn es nun auch mühsam, ja beinahe unmöglich ist, den Wirkungen der Natur hierin zu widerstehen; so ist es doch auf der andern Seite ein Trost, daß sie das, was sie mit der einen Hand wegnimmt, mit der andern reichlich wieder ersetzt. Wir sehen davon auch hier den Beweis. Das Meer nahm einige magere Sanddünen hinweg, und zum reichen Ersatze dafür schenkte es den gekränkten Inselbewohnern von Walcheren das schöne, fruchtbare St. Joosland, das noch täglich zunimmt.

J. Meerman's,

Herrn von Dalem und Buren,

Reise

durch

den Norden und Nordosten

von

Europa.

In den Jahren 1797 bis 1800.

Aus

dem Holländischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet

von

Rühs.

Erster Theil.

Weimar,

im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs.

1810.

Vorrede

des

teutschen Herausgebers.

Das Original der hier verteutschten Reisebeschreibung führt den Titel:

Eenige Berichten omtrent het Noorden en Nord-Oosten van Europa; door Mr. *Johan* Meerman, Heer van *Dalem* en *Vuren*. — In's Graavenhaage, bij

de Erven van Isaac van Edeef. 1804 — 1806. IV Bände. gr. 8.

Der Verfasser ist schon längst in der gelehrten Welt, und besonders in Teutschland, durch seine Schriften hinlänglich bekannt. Seine, auf früheren Reisen nach Großbrittannien und Ireland, und dann nach Preussen, Oestreich und Neapel gemachten Bemerkungen, sind nicht nur bekannt und geschätzt, sondern haben ihm auch den Ruf eines kenntnißreichen und geschickten Beobachters erworben.

Die Nachrichten, die er auf seiner Reise in die nördlichen und nordöstlichen Gegenden gesammelt, und dem Publikum mitgetheilt hat, sind nicht minder schätzbar, als seine früheren Reisebemerkungen, und werden gewiß jeden Leser

befriedigen. Da er aber zunächst für seine Landsleute schrieb, und daher Manches beibrachte, was in Teutschland bekannter ist, als in Holland, so hat der nicht nur der Sprache, sondern auch der Sache und des Landes kundige Uebersetzer, Herr Prof. Rühs in Greifswalde, dem wir auch die vortreffliche Beschreibung von Schweden für die neue Auflage der Büschingschen Erdbeschreibung zu danken haben, diese Reisebeschreibung in seiner gegenwärtigen Uebersetzung hie und da etwas abgekürzt, und das Bekannte oder allzu Weitschweifige weggeschnitten, so daß die vier Bände des Originals hier in zwei Bände gebracht werden konnten. Dagegen hat derselbe seine Uebersetzung mit Anmerkungen bereichert, die ihr noch einen Vorzug vor dem Originale geben, und

die er leicht hätte ungemein vermehren können, wenn er nicht befürchtet hätte, dem Werke dadurch eine zu große Ausdehnung zu geben.

Das Publikum wird diese Bemühung gewiß mit Dank erkennen.

L. F. Ehrmann.

Inhalt

des ersten Theils.

Reise durch Dänemark.

	Seite
Eutin, Plön, Kiel. (Jul. 1797.)	3
Rendsburg, Schleswig. (Jul. 1797.)	10
Reise nach dem kleinen Belt. (Jul. 1797.)	14
Insel Fünen, Odensee. (Jul. 1797.)	20
Reise nach Roskild und Soroe. (Jul. 1797. Jul. 1798.)	24
Roskild, Lathrobburg. (Jul. 1797.)	28
Kopenhagen. (Aug. 1797. April bis Aug. 1798.)	31
Die Insel Amager.	107
Reise durch das südliche Seeland und die Insel Moen. (Jul. 1798.)	119
Reise durch das nördliche Seeland. (Aug. 1797. Aug. 1798.)	131
Helsingör, Kronenburg. Ueberfahrt über den Sund. (Aug. 1797. April und August 1798.)	155

Reise durch Norwegen und Schweden.

Helsingburg. (Aug. 1797. April und Aug. 1798.)	159
Reise nach Gothenburg. (Aug. 1797.)	ebd.
Gothenburg. (Aug. 1797.)	169
Trollhätta. (Aug. 1797.)	180
Wenersburg. Uddewalla. Reise nach der Norwegischen Gränze. (Aug. u. Sept. 1797.)	189

Seite
Friedrichshall. (Aug. Sept. 1797.) 190
Moß. (Sept. 1797.) 198
Christiania. (Sept. 1797.) 203
Allgemeine Bemerkungen über das Königreich Norwegen überhaupt. 214
Friedrichsstadt, Rückreise nach Schweden. (Sept. 1797.) 222
Lidköping. Marieſtad. (Sept. 1797.) 224
Oerebro. (Sept. 1797.) 231
Arbogá. Köping. Weſteräs. (Sept. Oktbr. 1797.) . 237
Gala. (Oktober 1797.) 240
Reiſe durch Dalekarlien. — Aweſtad. Falun. (Okt. 1797.) 246
Geſle. (Oktober 1797.) 261
Waſſerfall bei Elfkarleby. — Göberfors. (Oktbr. 1797.) 263
Löfſta. (Oktbr. 1797.) 272
Oſterby. — Danmora. (Oktober 1797.) 276
Alt-Upſala. (Oktober 1797.) 282
Upſala. (Oktober 1797. Febr. 1798.) 286
Stockholm. (Oktober 1797 bis Febr. 1798. Auguſt bis Oktober 1798.) 306

J. Meerman's

Herrn von Dalem und Buren

Reisen

durch

den Norden und Nordosten

von

Europa.

Reise
durch
Dänemark.

Eutin, Plön, Kiel.
(Julius 1797.)

Das gutregierte Gebiet des Fürstbischofs von Lübeck, kündigt sich, wenn man kaum eine Meile von der Stadt (Lübeck) entfernt ist, durch das angenehme und schöne Dorf, Schwartnau an, das sich durch seine netten Häuser, welche die breite Landstraße einfassen, so sehr von den gewöhnlichen Teutschen Dörfern unterscheidet. Ein guter Weg, mit den vortrefflichsten Aussichten, wo Hügel und Thäler abwechseln, führt durch einen fruchtbaren Landstrich nach Eutin, der gewöhnlichen Sommerresidenz des Fürstbischofs. Weder die Stadt, (die sich mit einer geräumigen Hauptstraße meist in die Länge zieht und außer dem wohlgebauten Rathhause auf dem Markte und ein Paar andern, ziemlich guten Gebäuden, wenig in die Augen fallendes darbietet,) noch das

Schloß des Fürsten, ein großes, altmodisches Gebäude, verdienen Aufmerksamkeit, desto mehr aber der herrliche Garten, den der Fürst seit noch nicht langer Zeit angelegt hat; er ist im besten Englischen Geschmacke und mit allerlei Arten der schönsten inländischen Bäume und Sträuche bepflanzt; die hohen, alten Eschen scheinen Ueberbleibsel des vorigen Gartens zu seyn; die Küchengewächse nehmen den Mittelpunkt ein, und rund um denselben schlingen sich die Spaziergänge. Nicht nur die Kunst des Urhebers, einige Gartengebäude und andere Verzierungen, ein Paar angenehme Wasserfälle, der ungleiche Boden und die Gesichtspunkte, wozu derselbe Veranlassung wird, haben zur Verschönerung des Gartens beigetragen, sondern er empfängt auch einen besondern Reiz von dem See, der ihn an der einen Seite bespült. Dies ist einer von den kleinen Landseen, die in ganz Nord-Teutschland sowohl als in Dänemark in einer so außerordentlichen Menge vorhanden sind, und die der Gegend Abwechselung geben, sie mit Wasser versehen, durch ihren Reichthum an Fischen den Vorrath der Bewohner an Lebensmitteln vermehren, und hier und dort durch ihre Verbindung mit anderen Seen den Handel befördern; doch bringen sie selten durch hohe bergige Ufer die malerische Wirkung der Schottischen und Schweizerischen Landseen hervor. Der Eutiner See hat eine sehr unregelmäßige Gestalt; die Spaziergänge des Gartens strecken sich längs seines eckigen und gekrümmten Ufers, außerhalb seiner eigentlichen Gränzen hin. Ein Inselchen liegt in geringer Entfernung in der Mitte des Sees.

Plön breitet sich ebenfalls zwischen zwei Seen, einem größeren und kleineren in der Länge aus. An einem Ende der Stadt erhebt sich das stolze gothische Schloß, die ehemalige Wohnung der Herzoge von Holstein-Plön. Der König von Dänemark, dem dies Städtchen gegenwärtig gehört, hat dem blödsinnigen Herzoge von Oldenburg, der, wenn ich nicht irre, auch unter seiner Curatel steht, dies Schloß zum Aufenthalte vergönnt, und er bewohnt es mit einem geringen Hofstaate; man kann deswegen nicht zu den obern Zimmern gelangen, welche die herrlichste Aussicht gewähren müssen. Das Schloß ist von einer schattigten Terrasse umgeben, den Garten braucht man, wenn man den von Eutin besucht hat, nicht zu besehen, er könnte jedoch sehr verschönert werden, und es fehlt ihm nur ein Besitzer mit dem Geschmacke des Herzogs, besonders wenn man ihn mit dem Gehölze, das auf einem Hügel zur Seite befindlich ist, und dem andern Wäldchen am Ende, welches eine schöne Halbinsel bildet, vereinigte. Jetzt besteht er nur in einem Paar parallellaufenden, in einem Halbzirkel eingeschlossenen Alleen, wovon die eine nach dem See läuft.

Der angenehme Weg von Eutin nach Kiel, der immer über einen ungleichen und wohl angebauten Boden, neben einer Menge kleiner Seen hinläuft, führt, ehe er aufhört, noch nach dem blühenden und ziemlich großen Preetz, wo ein adeliches Jungfrauenkloster ist; doch leben die Canonissinnen, ob sie gleich an einen Wohnort gebunden sind, nicht in einem Gebäude.

Kiel liegt in einer vortrefflichen Gegend und ist auf allen Seiten von grünen lachenden Hügeln umringt; die Stadt ist nur von mittelmäßiger Größe und war, ehe man eine Vorstadt mit ihr vereinigt und auf dem Orte, wo ehemals eine Festung stand, Häuser angelegt hatte, noch kleiner. Die Straßen durchkreuzen sich freilich auf eine regelmäßige Art, aber die Häuser sind von keiner vorzüglichen oder gefälligen Bauart. Ein guter Haven verstattet den größten Schiffen, bis dicht an die Stadt zu kommen; am Kai, längs welchem ein unbedeutender Spaziergang hinläuft, lagen viele Fahrzeuge. Der Handel ist gleichwohl nicht so stark als er seyn könnte, und besteht zum Theil in Expeditionsgeschäften, zwischen Hamburg und Kopenhagen. Um Kiel zu begünstigen, hat man in dem letztern Orte einen höheren Zoll auf die Waaren gelegt, die von Lübeck dahin geführt werden. Aus Schweden wird eine Menge Holz nach Kiel gebracht.

Das jetzt verlassene Schloß erhebt sich auf einem etwas erhöhten Boden im Süden der Stadt, und ist von einem ziemlichen Umfange, hinten hat es einen guten Garten an dem Meerbusen. Es ist mit einer Art doppelten Dache bedeckt, die Haupttreppe ist in einem prächtigen Style. Noch gegenwärtig verrichtet in der Kapelle ein Griechischer Pope, der ausdrücklich aus Rußland zu diesem Behufe herufen, und durch einen guten Gehalt belohnt ist, mit einigen Sängern, die Gebräuche der Religion, die Peter bei seiner Erhöhung annehmen mußte, doch ohne Zuhörer zu haben. Drei schöne Zim-

mer, von denen eines ehemals der Speisesaal war, sind jetzt mit der Bibliothek der Kielschen Universität angefüllt; es ist freilich keine der reichsten oder auserlesensten Büchersammlungen, doch enthält sie in allen Fächern gute Werke. In einem besonderen kleinen Zimmer, bewahrt man ein Paar Mumien, unter andern eine von einem neugebornen Kinde, die Niebuhr aus Aegypten gebracht hat, und einige gute Norwegische Erzstufen. Das akademische Gebäude ist nicht weit vom Schlosse entfernt, es begreift einen großen und kleinen Hörsaal, das Sitzungszimmer des akademischen Senats und das anatomische Theater.

Eine Meile nördlich von Kiel, nimmt aus dem Kieler Busen der Holländische Kanal seinen Anfang und bringt die Schiffe, die nicht über neun Fuß Wasser bedürfen, erst über das sehr vertiefte Flüßchen Levesau, darauf durch einen ganz neu angelegten Graben, und endlich auf der Eider Rendsburg vorbei, aus der Ostsee in den Ocean. Dieser Kanal, der im Jahre 1777 angefangen ward, *) hat bis nach Rendsburg eine Länge von 170,000 Fuß, die Breite soll oben ungefähr 80 bis 90, unten die Hälfte betragen. Ein doppelter Fußsteig an den Seiten verstattet es bei ungünstigem Winde die Fahrzeuge durch Pferde fortzuziehen. Drei Schleußen an der Seite der Ostsee, jede eine Viertelstunde von der anderen entfernt, und jede von vier Fuß

*) Im Jahr 1784 war er vollendet.

D. ueb.

Fall und drei andere an der entgegengesetzten Seite von 7 Fuß 9 Zoll Fall, machen das Wasser für die Fahrzeuge hoch genug. Diese Schleußen, die Schiffe von hundert Fuß Länge aufnehmen können, und zwei und zwanzig Fuß breit sind, sind zuerst auf einem Fundament von hüchenen Pfählen, hernach auf drei Reihen, mit Lehm festgestampften eichenen Balken aufgemauert. Zu dem Mauerwerk hat man Marmor, Granit und Backsteine genommen. Jede Schleuße hat ungefähr 50,000 Thaler gekostet; die Kosten des ganzen Kanals werden auf anderthalb Millionen geschätzt.*) Die Schiffe, die sich dieses Kanals bedienen, rechnet man jährlich auf mehr als 2000; die Hälfte derselben sind Dänische, sie bezahlen für die Oeffnung einer jeden Schleuße nur eine kaum nennenswerthe Kleinigkeit; doch schröckt, wie man mir hernach in Rendsburg erzählte, die Erhöhung der Zölle um ein Drittel, die etwa zwei Jahre vorher befohlen war, nebst der Gewinnsucht der Schleußenwächter, die unter dem Vorwande, daß die Schiffe zu breit wären, sich bisweilen geweichert hatten, die Schiffer durchzulassen, um ihnen Geschenke abzuzwingen, und sie auf diese Art die Zeit verlieren ließen, viele ab, den Weg durch den Kanal zu nehmen, und bewegt sie der alten Fahrt durchs Kattegat den Vorzug zu geben. Die erste Schleuße, die ungefähr eine Viertelstunde von der See entfernt ist, hab ich genau untersucht; sie besteht

*) *Catteau* tableau des états danois, à Paris 1802 X. T. II, p. 301 giebt die Summe von drittehalb Millionen an. D. Ueb.

eigentlich aus zwei Schleußen nebeneinander, die eine dient theils zur Nothschleuße, theils um das Fluß- und Regenwasser, das von oben kömmt, abzulassen, theils um dem Wasser, aus der eigentlichen Schleuße einen Abfluß zu verschaffen. Es versteht sich von selbst, daß wenn ein Schiff durchgelassen zu werden verlangt, man die Thüren zu den Schleußen nicht öffnen kann, da der Unterschied des Wassers inwendig und auswendig neun Fuß beträgt, sondern zwei große Löcher in der Scheidewand der beiden Schleußen, lassen durch eine sehr einfache Vorrichtung das Wasser zwischen den beiden Thüren der gewöhnlichen Schleuße ein und aus, je nachdem ein Schiff von oben oder von unten kömmt, und es muß so lange zwischen den beiden Thüren verweilen, bis das Wasser innerhalb derselben, mit dem gleich ist, was man außerhalb der zweiten Thüre vor sich hat. Bei jeder Schleuße ist eine Zugbrücke. Beim Anfange des Kanals hat man verschiedene Packhäuser errichtet, um Güter darin aufzubewahren, wenn sie bisweilen aus größeren Fahrzeugen in kleinere geladen werden müssen; überdies sieht man noch einige andere Gebäude daselbst, auch lagen hier einige Schiffe. Zur Ehre der Unternehmung sind zwei Obelisken, einer auf dem Kai, und der andere in der See aufgerichtet. *)

Wenn man den Kanal besieht, so muß man auch

*) Man vergl. Catteau a. a. O. S. 300 ff. S. 304 liefert er die Listen der von 1784 bis 1798 durchpassirten Schiffe.

nicht unterlassen, das Landgut des Grafen Baudissen bei der zweiten Schleuße zu besuchen. Das Wohnhaus, das auf einem kleinen Hügel, beinahe im Gesicht des schiffreichen Kanals angelegt ist, ist in einem ziemlich guten Styl. Die Englischen Spaziergänge, die bald zwischen Rasen, bald durch kleine Gebüsche geführt sind, schlängeln sich zuerst neben dem Kanale, der hier bedeutende Krümmungen macht; ist man darauf einen Küchengarten durchwandelt, so kommt man zu einem außerordentlich schönen Teiche, der mit schattenreichen Bäumen besetzt ist. Ein hoher Wald und ein befriedigter Park für Hirsche zeigen sich auf der Seite, außerhalb den eigentlichen Gränzen des Landguts. Dänisch Neuhoff ist nicht werth, eine Tagereise darum zu verlieren. — Diese Gegend ist außer an allerlei Arten von Wild und besonders Füchsen, auch an Schlangen reich.

Rendsburg, Schleswig.

(Julius 1797.)

Die angenehme Gegend von Kiel dauert noch eine Weile fort, doch schon an dieser Seite Rendsburgs verändert sie sich in eine Heide, und der ganze folgende Weg bis nach Schleswig, besteht nur in Sand und Heide, womit bisweilen angebaute Aecker abwechseln. Rendsburg, das außer der Garnison, 3000 Einwohner haben soll, ist abgetheilt in die Hollsteinsche oder Teutsche, und die Schleswigsche Stadt, die erstere ist eigentlich die Festung und von ziemlichem Umfange, doch hat sie außer den zur Festung gehörigen

Gebäuden nur wenig Häuser, und die drei daselbst liegenden Regimenter ausgenommen (die aber, um bei einer Belagerung von Nutzen zu seyn, wenigstens auf 15,000 Mann vermehrt werden müssen,) wenige Einwohner. Die meiste Zierde gewährt ihr der ziemlich ansehnliche Waffenplatz in der Mitte derselben. Von hier aus gelangt man durch das, mit der berühmten Inschrift: *Eidora Romani terminus imperii*, versehene Thor, in die andere Stadt, die wieder aus zwei Theilen besteht, der Altstadt, die durch zwei Arme der Eider, gebildet wird, und der ehemaligen Vorstadt, die jetzt mit der ersten verbunden ist. Rendsburg ist klein und altmodisch. Sobald man es verlassen hat, kömmt man über die letzte Schleuße des Holsteinschen Kanals an dieser Seite.

Das einfache Wirthshaus auf der langen Station von Schleswig, wo man gewöhnlich verweilt, enthielt eine Merkwürdigkeit, die man an solchen Orten gewiß nicht täglich antrifft, eine Bauerwirthin, die eine Bibliothek von 700 Bänden zu besitzen vorgab, und deren Gespräche es verriethen, daß sie dieselben nicht ohne Nutzen gelesen habe.

Die Stadt Schleswig ist außer dem Schlusse Gottorp an und für sich in drei Theile abgetheilt, und einer der unregelmäßigsten Orte, die man sich denken kann. An der westlichen Seite wird sie durch urbar gemachte, mit Gebüsch überwachsene Berge umringt, und bildet wenigstens während einer halben Stunde einen

Theil genommen, und mit den Bauern beider Landschaften viel zu thun gehabt hatte, versicherte mich, daß die Arbeitsamkeit der ersteren um die Hälfte größer als die der letzteren sey, und daß ein Hollsteinischer Bauer an einem Tage noch einmal so viel verdiene als ein Däne, dessen Mangel an Energie noch durch seine dicke und schwere Kleidung vermehrt wird. Uebrigens gab er dem guten und ehrlichen Charakter der Bewohner Fünens ein rühmliches Zeugniß, er zog sie ihren Brüdern auf dem benachbarten Seeland in dieser Hinsicht vor, bei denen sich durch ihre häufigere Verbindung mit der Hauptstadt der Saame moralischer Verdorbenheit bereits allgemeiner verbreitet hat. Die Bevölkerung Fünens schätzt man auf ungefähr 120,000 Seelen, wovon Odensee 5 bis 6000 enthält, die sich mit dem Handel und einigen Fabriken beschäftigen; kaum sollte man dieser Stadt eine solche Einwohnerzahl zugestehen, ob sie sich gleich in der Länge ziemlich weit ausdehnt. Sie ist dem Auge eben so unangenehm, wie die ganze Insel; sie hat außer der offenen Landstraße an beiden Seiten in ihrem Bezirke keine Spaziergänge irgend einer Art; der Garten hinter dem Gouvernementshause, der zwar nicht groß, aber doch mit Geschmack angelegt ist, und worin alle Früchte unsers Klimas zur Reife kommen, muß diesen Mangel allein ersetzen. Das Gouvernementshaus gehört dem Könige, und wird von dem Civilgouverneur über Fünen und Langeland bewohnt, es ist ziemlich in neuem Style gebaut, und hat gute Zimmer; sonst läßt sich von der Bauart der Häuser in Odensee nicht viel Rühmliches sagen, sie sind bis auf wenige

haberner Arbeit dargestellt. Es ist wahr daß viel verzeichnet ist, und man muß weder Ordnung noch Perspektiv in einem Stücke erwarten, wo z. B. Christus an einem Ende seine gewöhnliche Stelle einnimmt und den Johannes am Busen hat, während er am andern Ende dem Petrus die Füße wäscht; doch wird man eine Menge Beweise von Kunst und die unermüdete Geduld des Bildhauers, dem das Werk Jahre gekostet haben muß, dabei nicht übersehen. — Hier sind auch die Gräber der Herzoge von Schleswig, so wie mehrere andere herrliche Grabmäler, unter denen sich besonders die Ruhestätte der Grafen von Reventlow auszeichnet.

Das Innere des großen Rathhauses verdient nicht einmal flüchtig besehen zu werden. In dieser Gegend der Stadt befindet sich auch ein Fräuleinkloster, das aus zehn Bewohnerinnen mit der Priorin besteht.

Das Schloß Gottorp, bis ins dreizehnte Jahr des verflossenen Jahrhunderts, da Friedrich IV. sich das Herzogthum unterwarf, ein Fürstensitz, und jetzt der Aufenthalt der Dänischen Statthalter und hohen Landesgerichte, ist ein großes länglicht-viereckes Gebäude, nicht ohne Symmetrie, das auf einer Erhöhung liegt. Das Innere enthält keine Merkwürdigkeiten. Der Schwager des Königs und Schwiegervater des Kronprinzen von Dänemark, der Prinz von Hessen, der Gouverneur von Schleswig und Holstein ist, wohnt abwechselnd in diesem Schlosse, und auf einem

zwei Meilen von hier befindlichen Landgute. Hinter demselben erhebt sich ein langer, doch im alten Geschmacke angelegter Garten, der in einer ziemlich steilen Richtung bergauf geht. Sowohl das Terrain als die Aussicht von oben, machen ihn großer Verschönerungen fähig, besonders wenn auch hier das nahgelegene Gebüsch hineingezogen würde.

Uebrigens muß man Schleswig mehr als die Hauptstadt einer Provinz, wo viele Adliche ihren Aufenthalt haben, als wie eine Handelsstadt betrachten. Zu dem letztern ist ihre Lage, obgleich das Meer sehr nahe ist, nicht geeignet. Es fehlt ihr inzwischen nicht an Fabriken von verschiedener Art. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 6000.

Reise nach dem kleinen Belt.

(Julius 1797.)

Unter den Städten des Herzogthums, die man auf dem nördlichen Wege berührt, ist Flensburg die erste und vornehmste. Man sieht sie nicht eher als bis man sie in der Tiefe ganz unerwartet, gleichsam zu seinen Füßen entdeckt. An drei Seiten von Anhöhen umringt, zieht sie sich in einer einzigen langen Gasse hin, neben ihr läuft in paralleler Richtung ein Kai, der aber nicht die ganze Länge des Orts hat. Eine Bai, die hier die Ostsee bildet, bespült die vierte Seite, und macht die Stadt, die von der offenen See noch etwa vier Stunden entfernt ist, zum Handel außerordentlich geschickt, wie

die dritthalbhundert Schiffe, die den Bürgern eigenthümlich zugehören, hinlänglich beweisen. Ein Paar hundert Branntweinbrennereien arbeiten hauptsächlich für Norwegen. Dieser volkreiche Ort, der im Jahre 1799 zwischen 14 bis 15,000 Einwohner zählte, hat eine Dänische und drei hochteutsche Kirchen. Einige wenige Gebäude ausgenommen, entdeckt man an dem Aeußern der übrigen Häuser eben keine Spuren von dem Wohlstande der Einwohner.

Auf Flensburg folgen Apenrade und Hadersleben, und auch zu diesen Städten führt ein bergiger, angenehm abwechselnder Weg. Der erste dieser Orte stellt sich, wenn man ihn zuerst von der Höhe erblickt, nur als ein Punkt in der Mitte des Halbzirkels dar, der durch eine schöne Bai gebildet wird, und man fährt, nachdem man dieser reizenden Anhöhen einige Zeit ganz genossen hat, allmählich nach Apenrade hinunter. Die Stadt ist zwar größer als sie in der Ferne scheint, aber sie kömmt dennoch Flensburg in keiner Hinsicht gleich, ihr Handel ist viel geringer und die Einwohner besitzen kaum fünfzig Schiffe. Auch hat sie nur eine Kirche. Irre ich nicht, so wird in derselben sowohl Dänisch, als hochteutsch gepredigt; in Hadersleben ist dies gewiß der Fall; obgleich das Hochteutsche in ganz Schleswig die gewöhnliche Sprache ist, so fängt man doch bereits in diesem Theile des Herzogthums an, sich im gesellschaftlichen Leben auch des Dänischen zu bedienen. Die Kirche zu Hadersleben ist für sich selbst schon groß und hoch; die schweren Bleiplatten,

womit sie wie fast alle Kirchen in diesem Landstriche gedeckt ist, geben ihr überdies ein stattliches Ansehen. Vorne liegt der Markt, den ein Pranger verunziert. Von diesem Platze laufen wie aus ihrem Mittelpunkte, nach allen Seiten Straßen aus, unter denen eine ziemlich lang ist; die Anzahl guter Häuser aber ist gering. Ein kleiner Landsee liegt dicht neben der Stadt; an der anderen Seite erstreckt sich freilich ein Arm der See, doch verstattet er nur den kleinsten Schiffen, sich zu nähern; so daß der Handel hier sehr unbedeutend ist.

Auf dem angenehmen mit Bäumen besetzten Wege, der von hier nach Kolding führt, verdient die Herrnhutische Stiftung Christianfelde, daß man daselbst einige Stunden verweilt. Die Brüder haben das Stück Landes, worauf sie angelegt ist, erst seit ungefähr einem Vierteljahrhundert für 20,000 Reichsthaler gekauft. Zwei gerade, parallel nebeneinander laufende Straßen mit einem kleinen viereckten Platze in der Mitte, den die Kirche, das Frauen- und Wittwenhaus einnehmen, enthalten etwa 50 Häuser von Backsteinen, und in denselben die verheuratheten Mitglieder der Brüdergemeinde, das heißt ungefähr 300 Seelen, und die Hälfte der ganzen Bevölkerung; alle Einwohner sind Herrnhuter, sie gehen einfach gekleidet, die Weiber mit einer Kappe, die ihnen gewiß nicht vortheilhaft steht. Das Haus der Brüder ist weniger zahlreich bewohnt, als das der Schwestern. Sie waren zum Theil beschäftigt, Bettzeuch, Unterröcke u. d. gl. zu weben, andere verfertigten Tischler und Klempnerarbeit u. s. w.; des starken Absatzes

wegen, war ihr Vorrath nur sehr gering. Die luftigen gewölbten Schlafsäle zeugten von der Größe des Hauses und der darin herrschenden Ordnung. Es hat auch ein besonderes Betzimmer, das mit einer Orgel versehen ist. Die Schwestern saßen in dem anderen Gebäude in verschiedene Kammern vertheilt, und beschäftigten sich mit allerlei weiblichen Arbeiten; doch wäre es schwer zu bestimmen, ob die Zunge oder die Nadel, mit der sie vortrefflich umzugehen wissen, sich hier am meisten bewegten; und trotz aller Herrnhutischen Zurückhaltung, schienen mir viele der jungen Bewohnerinnen, im ganzen Umfange des Worts, das Bewußtseyn ihrer Weiblichkeit zu haben. Die meisten sind Dänninnen, doch sendet außer den drei nordischen Reichen auch Teutschland seine Töchter hieher; ich fand sogar eine Holländerin daselbst, die unlängst von Zeist gekommen war. Unter einander sprechen sie beständig hochteutsch. Die Aufsicht, obgleich sie hier vielleicht noch nothwendiger ist, schien mir der im Brüderhause nicht gleich zu kommen. Das Haus der Wittwen habe ich nicht gesehen. Die Kirche, woran zwei Prediger angestellt sind, besteht nur in einem grossen Saale. Die Verwaltung dieser Kolonie ist außer den Geistlichen ein Paar Männern anvertraut, die ebenfalls in Christianfeld ihre Wohnung haben. Die hier verfertigten Waaren, die sehr gesucht werden, werden in einem der benachbarten Häven eingeschifft, und gehen meistens nach Kopenhagen, wo die Brüder ebenfalls ein Haus haben.

Uebrigens bietet das Herzogthum Schleswig sowohl als die Teutschen Staaten des Königs von Dänne-

mark, aus welchem Gesichtspunkte man sie betrachtet, alle Zeichen der Wohlhabenheit dar; vortreffliche Wege, mitten durch die schönsten Fluren, häufig ein lehmichter und wohlangebauter Boden (der Buchwaizen macht unter dem Getraide das Haupterzeugniß aus), Einwohner, denen man Fleiß und Wohlstand ansieht; keine Pracht, aber Bequemlichkeit und Sauberkeit in Kleidung und Wohnungen. Das Gesicht der Frauen hat in diesen Gegenden viel Gleichförmigkeit, ihre Farbe ist ungewöhnlich schön, und ihr Betragen freundlich. Ihre Kopfbedeckung ist der Nordholländischen Kappe sehr ähnlich, doch bisweilen mit einem Paar Fortsetzungen versehen, die mehr oder weniger die Wangen bedecken.

Kolding liegt bereits in Jütland und alle Bekanntmachungen und Aushängschilder sind in Dänischer Sprache verfaßt; die wenigsten Leute an diesem Orte können hochteutsch sprechen. Auch die Dänische Münze nimmt hier ihren Anfang, die, was die circulirende Art betrifft, auf Banknoten, deren kleinste von einem Thaler sind, und ferner auf Stüver und halbe Stüver hinabsinkt. Kolding bedeutet an und für sich nur wenig, es zeichnet sich einzig durch das Schloß aus, das mehrmals von der königlichen Familie bewohnt ward, und zuletzt im Jahre 1715 durch Friedrich IV., als die Pest in Kopenhagen wüthete. Dies allein stehende, große und alte Gebäude ist auf einem etwas erhabenen Boden gebaut, an der einen Seite wird es von einer Reihe Bäumen umringt. Aus dem inneren Hofe, der eine unregelmäßige Form hat, erhebt sich ein hoher, an

das Gebäude angebauter Thurm. Im Inneren verdient die länglichte Gothische Kapelle, die symmetrisch angelegt ist, die meiste Aufmerksamkeit; die Schweden haben in den Kriegen des siebzehnten Jahrhunderts die Bildhauerarbeit an dem Altare, und unter der Kanzel muthwillig zerstört. Die langen Reihen der Zimmer sind unmöblirt, doch findet man hier und dort Ueberbleibsel alter Umhänge, theils von Tapeten, theils von Chinesischer Seide u. d. g.; auch bewahrt man noch einiges Leinzeuch und Hausgeräthe für den sehr unwahrscheinlichen Fall, das es einmal einem Dänischen Könige gefallen sollte, Kolding aufs neue zur Residenz zu wählen. Ein gefälliger Aufenthalt wird der Ort nie werden, da sich mit dem Alter des Gebäudes, und der Unansehnlichkeit der Stadt nicht nur der Mangel eines Gartens vereinigt, sondern auch das Auge allenthalben, wohin es sich wendet, nur auf kahle Berge fällt, denen allein ein Theil der Bai und ein wenig Gebüsch einige Abwechselung gewährt.

Auf einem bergigen Wege, dessen Aussichten sich wegen des sinkenden Abends nicht beurtheilen konnte, fährt man östlich längs dem obersten Ufer dieser Bai, nach Snovden, einem Dorfe, das dem Reisenden, der über den kleinen Belt will, nur ein einziges Haus am Strande zeigt; er findet daselbst eine gute Wohnung, die man auch bisweilen, wenn man durch Gegenwinde mehrere Tage aufgehalten wird, nöthig hat.

Insel Fünen. Odensee.

(Julius 1797.)

Der kleine Belt hat mehr die Gestalt eines Flusses als einer Meerenge, und obgleich Middelfart, wo man auf der anderen Seite landet, von fern nicht gerade gegen Snoo den über zu liegen scheint, so brachte ein ziemlicher Wind mich doch ungefähr in einer Viertelstunde nach der Insel Fünen; der Wagen war quer in das mit fünf Leuten bemannte Boot gesetzt. Die Schiffe, die sich des kleinen Belts bedienen, gehen meistens nach der Ostküste Schleswigs und nach Jütland.

Man fährt von dem armseligen und schlecht gebauten Mittelfart so gut als mitten durch Fünen, um die Hauptstadt Odensee, die sechs Meilen von der See, ungefähr im Herzen der Insel liegt, zu erreichen; eben so weit ist die Festung Nyeburg am anderen Ende von ihr entfernt. Der etwas unebene Boden ist von einer bekannten Fruchtbarkeit, und ein Reisender, der nur das, was sich auf dieser Wanderung zur Rechten und Linken des Weges seinen Blicken darbietet, beurtheilen kann, muß seine Lobreden damit schließen. Der Weg, den man macht, ist einförmig und ermüdend, vorzüglich wenn man diesen Boden mit anderen Ideen betritt, und von hundert adelichen Landsitzen gehört hat, welche die kleine Oberfläche begreifen soll. Zwei oder drei schlechte Dörfer zu beiden Seiten von Odensee, und hier und

da ein elendes Bauernhaus ausgenommen, sieht man nichts, was einem Schlosse, oder nur einem bewohnbaren bürgerlichen Hause gleicht, nur ganz am anderen Ende bei Nyeborg ließ mich eine durch ein Gehölz geführte Allee und ein Stacketenwerk auf die Nähe eines Landsitzes schließen. Noch erblickt man hier und dort, so weit die Augen dringen, einsam liegende Kirchen, die von außen alle geweißt sind, und den Fremden immer zu rathen geben, wo sich doch die Gemeinden, die sich des Sonntags darin versammeln, die übrigen Tage der Woche aufhalten mögen. Die Fahrt durch Fünen ward durch das stellenweise Arbeiten an einer Dammstraße, die nach ihrer Vollendung die Langeweile der Reisenden verkürzen wird, noch unangenehmer; ich mußte jeden Augenblick befürchten, umgeworfen zu werden. Damals war sie erst eine kurze Strecke lang ganz an der östlichen Seite fertig. Sobald man das Schleswigsche mit dieser Insel verwechselt, so zeigen nicht nur ihre äußerliche Gestalt und die schlecht gebauten Bauernhütten einen auffallenden Kontrast, sondern auch die menschliche Bildung bietet bei weitem nicht die schönen Umrisse dar, die man in jener Provinz entdeckt. Besonders ist dies bei den Weibern der Fall, und wer jemals das häßliche Gesicht der Bergschottinnen gesehen hat, wird sich hier augenblicklich wieder daran erinnern. In der Kleidung findet sich auf Fünen nichts Ausgezeichnetes. Die Bäuerinnen tragen meistens ein Tuch über den Kopf, der übrige Theil ihres Schmucks ist bunt. Ein Mann, der an mehreren öffentlichen Unternehmungen im Hollsteinschen, und auf den Dänischen Inseln

Theil genommen, und mit den Bauern beider Landschaften viel zu thun gehabt hatte, versicherte mich, daß die Arbeitsamkeit der ersteren um die Hälfte größer als die der letzteren sey, und daß ein Holsteinischer Bauer an einem Tage noch einmal so viel verdiene als ein Däne, dessen Mangel an Energie noch durch seine dicke und schwere Kleidung vermehrt wird. Uebrigens gab er dem guten und ehrlichen Charakter der Bewohner Fünens ein rühmliches Zeugniß, er zog sie ihren Brüdern auf dem benachbarten Seeland in dieser Hinsicht vor, bei denen sich durch ihre häufigere Verbindung mit der Hauptstadt der Saame moralischer Verdorbenheit bereits allgemeiner verbreitet hat. Die Bevölkerung Fünens schätzt man auf ungefähr 120,000 Seelen, wovon Odensee 5 bis 6000 enthält, die sich mit dem Handel und einigen Fabriken beschäftigen; kaum sollte man dieser Stadt eine solche Einwohnerzahl zugestehen, ob sie sich gleich in der Länge ziemlich weit ausdehnt. Sie ist dem Auge eben so unangenehm, wie die ganze Insel; sie hat außer der offenen Landstraße an beiden Seiten in ihrem Bezirke keine Spaziergänge irgend einer Art; der Garten hinter dem Gouvernementshause, der zwar nicht groß, aber doch mit Geschmack angelegt ist, und worin alle Früchte unsers Klimas zur Reife kommen, muß diesen Mangel allein ersetzen. Das Gouvernementshaus gehört dem Könige, und wird von dem Civilgouverneur über Fünen und Langeland bewohnt, es ist ziemlich in neuem Style gebaut, und hat gute Zimmer; sonst läßt sich von der Bauart der Häuser in Odensee nicht viel Rühmliches sagen, sie sind bis auf wenige

Ausnahmen schlecht und altmodisch. In der Hauptkirche ruhen die Gebeine Canuts des Großen.

Das ehemalige Franziskanerkloster ist gegenwärtig in ein reich dotirtes Hospital umgeschaffen; man war eben mit der Vollendung und der Erweiterung des Gebäudes, und der Verbesserung der Einrichtung unter der Aufsicht des Oberamtmanns, Herrn von Buchwald, der sich sehr für die Stiftung interessirte, beschäftiget. Es ist nicht sowohl für eigentliche Kranke, die das Institut nach ihrer Genesung wieder verlassen können, sondern für Alte, Schwache, Gebrechliche, Wahnsinnige und Kindbetterinnen, als ein Ort, wo sie ihrer Entbindung entgegen sehen können, bestimmt, es enthält in einer großen Anzahl von Gemächern ungefähr 130 Bewohner, die damals aber nicht alle gegenwärtig waren: man giebt ihnen Geld statt der Beköstigung, und dafür bereiten sie sich selbst in der Küche des Gebäudes ihre Speisen. Verschiedene Einrichtungen verdienen hier allerdings Lob, doch fand ich nicht alle Zimmer geräumig und lüftig; der Rentmeister, der Wundarzt und andere Officianten bewohnen ein besonderes Haus zur Seite des Hospitals.

Ungefähr eine Stunde oberhalb der Stadt bildet die See einen Busen; man hatte angefangen einen Kanal nach demselben zu graben, der dicht bei Odensee beginnt, er sollte eine gleiche Tiefe wie der Hollsteinische, aber nur die Hälfte seiner Breite erhalten; weswegen man sich genöthiget sieht, in gewissen Entfernungen geräumigere Stel-

len anzulegen, damit zwei Schiffe neben einander vorbeisegeln können. Um den Zweck des Kanals zu erreichen, mußte man ihn in Krümmungen durch das Land und sogar durch die Untiefen der Bai hinziehen. Man versprach sich von der Unternehmung nicht nur für den Handel der Stadt, sondern auch für die benachbarten Landeigner, die ihre Produkte bequemer und mit geringern Kosten verführen können, die augenscheinlichsten Vortheile. Dieser Kanal ist gegenwärtig vollendet, und hat 75000 Thaler gekostet.

Nyeborg, wo man sich einschifft, um über den großen Belt von Fünen nach Seeland herüber zu kommen, ist eine Festung, und zugleich ein munterer lebhafter Ort, der einigen Handel treibt; nach meiner Durchreise ist er aber durch einen schweren Brand heimgesucht worden.

Reise nach Roskild und Soröe.

(Julius 1797, Julius 1798.)

Mit einem günstigen Winde glückte es mir, die Ueberfahrt in fünftehalb Stunden zu machen; man versicherte mich, daß die Rückkehr bei derselben Beschaffenheit der Luft eine Dauer von 12 Stunden erfordern würde. Wenn man aus der, einen halben Zirkel bildenden Bai von Nyeborg herausfegelt, erblickt man von ferne die schmale und ausgedehnte Insel, die wegen ihrer Gestalt Lan-geland heißt; man wendet sich darauf links und alsbald erscheint am Saume des Horizontes

ein Stück der Seeländischen Küste; zur linken Hand läßt man die, nur von einer einzigen Bauernfamilie bewohnte Insel Spröe liegen, die über eine halbe Meile lang, aber nur einen Büchsenschuß breit ist. Corsör, wo man ans Land steigt, ist ein eben so schlecht gebauter, als schlecht gepflasterter Ort; er besteht nur aus einer einzigen sehr krumm laufenden Straße, hat ein mit einigen Invaliden besetztes Fort, und einen guten Haven, in dem aber nur wenige Schiffe lagen. Von hier bis nach Kopenhagen läuft eine vortreffliche Chaussee, die ganz Seeland queer durchschneidet, und 14 Meilen lang ist. Nicht nur ganze, sondern auch halbe und viertel Meilenzeiger messen den Weg genau ab, und helfen ihn verkürzen; sie fangen ihre Rechnung mit der Hauptstadt an. Man wechselt zu Slegelstadt, Ringstadt und Roskild die Pferde, und ein wenig Harren ausgenommen, wird man von der Post nicht schlecht bedient. Im Anfang war mir die Gegend eben so ermüdend als auf Fünen; doch nachher erheitern sie ein angenehmes Eichenwäldchen und ein Paar Seen, zwischen welchen die Landstraße hinführt. In den anmuthigen Gefilden von Soröe will ich jedem Reisenden, der an keine Zeit gebunden ist, rathen, einen Tag zu verweilen. Soröe bedeutet Söer-ö, Seeinsel, weil es auf einer von drei Seen umgebenen Insel gebaut ist; obgleich die Seen es nur zu einer Halbinsel bilden, die erst durch einen Kanal völlig vom festen Lande abgeschnitten wird. Zwei dieser Seen haben Gemeinschaft mit einander, und der Weg zwischen der ersten und zweiten Station geht über eine Brücke zwischen beiden. Der

dritte See besteht für sich allein. Der Sorösee, der dies Städtchen, wovon er den Namen hat, größtentheils umringt, hat sanft abschüssige, mit Bäumen bewachsene, oder mit Gras und Korn bedeckte Ufer. Ich ließ mich über den See hinrudern, theils um von dem Wasser den Anblick der Stadt und der Akademie, die es bespült, zu haben, theils um die kleine Insel Bankenholm, einen mit hohen Bäumen dicht bewachsenen Hügel, der sich nicht weit von der Stadt mitten aus dem Wasser erhebt, zu erklimmen. Es gehört, wie der See selbst und viele Ländereien in der Nähe, der Akademie; vordem fand man hier einige Spaziergänge und eine Art Salon, doch hat man dies alles ganz verfallen lassen. Die Fischerei auf dem See wird verpachtet, und der Pächter ist verbunden, seinen Fang, ehe er ihn anders wohin verkauft, in der Stadt und Akademie, das Pfund für 2 Stüver, auszubieten. Uebrigens sind hier auf allen Seiten, besonders längs dem Ufer hin entzückende Promenaden, und ein sogenannter Philosophengang führt nach einem nahgelegenen Gehölze, voll der herrlichsten Bäume, die, wie alles in dieser Gegend, ein kräftiges Wachsthum anzeigen. Es fehlt ihr jedoch, wenn man die Landstraße ausnimmt, sehr an Fahrwegen. Um das Städtchen zu erreichen, braucht man die Chaussee nur ein wenig seitwärts zu verlassen; es hat eigentlich nur ein einziges Thor, und besteht aus einer breiten, jedoch nicht sehr langen Straße, ein anderes Thor scheidet die Stadt von dem Gebiete der Akademie; diese nimmt einen großen Platz mit Gebäuden, Bäumen und Gärten ein, der an drei Seiten von dem Wasser umgeben ist. Das

akademische Gebäude und die alte Klosterkirche, worin auch die Einwohner der Stadt ihren Gottesdienst halten, stehen neben einander; hinten erstreckt sich ein Garten bis an den See, eben so ist auch an der Seite ein größerer Garten angelegt, der zuvor dem Oberhofmeister gehörte, eine Stelle, die seitdem (wie es mir schien, nicht zum Vortheil der Stiftung) abgeschaft ist. Die Ritterakademie, die mit fünf Lehrern besetzt ist, ward vor Zeiten ziemlich zahlreich besucht, aber als ich in Soröe war, studierte daselbst kein einziger. Wahrscheinlich hat die Hauptstadt, wo man dasselbe lernen kann, alles verschlungen. Der Professor der Geschichte verwahrt den Schlüssel der Bibliothek, die aus 3000 Bänden besteht, und durch Hollbergs Sammlung vergrößert ist, aber trotz eines zwei Tage hintereinander wiederholten Versuchs, konnte ich sie nicht zu sehen bekommen. Die dringenden Vorlesungen konnten warlich weder als Ursache noch Beschönigung dieser Weigerung angegeben werden. Mit einer kleinen Sammlung physischer und optischer Instrumente glückte es mir besser, wenn anders die Betrachtung einiger gewöhnlichen Dinge für ein Glück zu halten ist. Außer den Professoren, die alles, was zum Unterricht auf einer Ritterakademie gehört, selbst die Kriegswissenschaften vortragen, sind auch verschiedene Meister angestellt, die jetzt ebenfalls Gefahr laufen, ihre Künste selbst zu verlernen.

Slegestadt und Ringstadt sind beide geräumige, muntre und nicht schlecht gebaute Oerter. Sonst

trifft man auf dem ganzen Wege von Corsör nach Roskild wieder wie in Fünen nicht nur denselben Mangel an Schlössern oder Landhäusern, sondern auch an mäßigen Bürgerwohnungen. Nur wenn man ungefähr die Hälfte der letzten Station zurückgelegt hat, zeigt sich in einiger Entfernung zur linken Seite das große Lethraburg. Es ist wirklich auffallend, daß man einen Weg von etwa fünf und zwanzig Meilen durch das Herz zweier Inseln so künstlich zu ziehen gewußt hat, daß die Wohnungen aller Landeigner, die doch auf beiden in großer Anzahl sind, dem Auge des Reisenden verborgen bleiben, und daß keiner nachher auf den Einfall gerathen ist, sich neben der Chaussee anzubauen, um, wenn ich so sagen darf, hier zu sehen, und gesehen zu werden.

Roskild, Lethraburg.

(Julius 1797.)

Die beiden Thürme der Roskildschen Kathedralkirche entdeckt man in einer unglaublichen Ferne, von welcher Seite man sich auch der Stadt nähert; von außen macht sie keine besonderen Ansprüche auf Pracht, doch ist sie ziemlich groß und inwendig von guten Verhältnissen. Besonders merkwürdig aber ist sie durch die Asche so vieler Dänischen Könige, die sie bewahrt, und Klopstocks herrliche Ode: die Gräber Roskilds hat dieser Stelle ein noch höheres Interesse gegeben. Die Kirche und ihre nicht nur für jeden Dänen, sondern auch für jeden denkenden Fremden ehrwürdigen Schätze (denn we-

nige Reiche können sich einer solchen Reihe guter Regenten rühmen) sind das Einzige, weswegen man sich mehr als einen Augenblick in Roskild aufzuhalten braucht. Der Ort, der dicht an einem Meerbusen an der Nordküste von Seeland liegt, hat von seinem alten Umfange und seiner ehemaligen Blüte (man zählte daselbst vor Zeiten 27 Kirchen und Klöster) wenig übrig behalten; er besteht eigentlich nur aus einer einzigen breiten Gasse mit niedrigen bunten Häusern an beiden Seiten, die jedoch im Innern mehr Wohlhabenheit zeigen, als ihr äußerer Anblick zu versprechen scheint. Die Bevölkerung kann keine 2000 Seelen betragen.

Doch verdient das Landgut Lethraburg, das eine Meile von hier entfernt und unter der vorigen Regierung zu einer Grafschaft erhoben ist, eine Auszeichnung. Ein guter Weg und in der Nähe des Schlosses eine schöne Eschen- und Lindenallee führt nach dieser vortrefflichen Besitzung; die dazu gehörigen Bauerwohnungen sehen besser aus, als man sie sonst in diesen Gegenden findet. Alle Spuren des alten Leyre oder Lethra, das hier gestanden haben soll, sind verschwunden. Das jetzige Schloß ist durch den Vater des gegenwärtigen Besitzers, einen Grafen von Hollstein, königl. Oberjägermeister, auf einer Anhöhe aufgeführt; es besteht aus einem Corps de Logis und zwei von demselben abgesonderten, sich inwendig beugenden, schmalen Flügeln; das Ganze ist weiß und gelb angestrichen, und verräth von außen keine ausgezeichnete Bauart, obgleich es von weitem einen guten Anschein hat. Das Innere

gefiel mir sehr. Die Kapelle an dem einen Ende des Hauptgebäudes, worin wöchentlich für das Hausgesinde und die Leute in der Gegend gepredigt wird, enthält einige gute Gemälde. Die Zimmer des Schlosses sind ziemlich modern möblirt, und mit verschiedenen neuern Kupferstichen und einer Menge Gemälde verziert, worunter auch viel Mittelmäßiges vorkömmt, wobei das wahrhaft Schöne immer mehr verliert als gewinnt. Einer der beiden Flügel ist ganz einer Bücherſammlung gewidmet, die in der That sehr weitläuftig ist, und von Zeit zu Zeit durch den Besitzer vergrößert wird. Die Aussicht aus den Hinterfenstern des Schlosses ist weit, ohne deswegen gerade schön zu seyn. Von dieser Seite steigt man auf Terrassen in eine Tiefe hinab, die sich wieder gerade gegenüber in eine Höhe endigt. Von dieser Anhöhe hätte man, da sich der Blick vom Schlosse aus zunächst darauf heftet, unendlich mehr Vortheil ziehen können. Sie ist nur wild bewachsen, doch führt ein Pfad zu beiden Seiten dieses Thales nach zwei weitläuftigen und schönen Buchenwäldern, wohin sich die Spaziergänge erstrecken; der zur Rechten ist wilder und einer kühnen Natur überlassen, der andere ist regelmäßiger, und besonders merkwürdig durch die Statuen und Brustbilder aller frühern und spätern dänischen Könige, die der Eigenthümer in der Nähe des alten Lethra vereinigt hat, er hat durch diesen glücklichen Gedanken den Hain der Reihe seiner Monarchen aufs neue geheiligt. Margaretha glänzt unter allen hervor, ihre Statue von nicht gemeiner Arbeit steht in der Mitte eines runden Platzes, und wird von anderen Büsten umringt.

Kopenhagen.

(August 1797. April bis August 1798.)

Die Straße, die von Roskild nach der Hauptstadt führt, zeichnet sich von der vorigen auf keine Art durch Gefälligkeit, nicht einmal durch Fruchtbarkeit des Bodens aus. Die Thürme Kopenhagens entdeckt man bereits in einer weiten Entfernung; doch trifft man auf der ersten Hälfte des Weges kein einziges Gebäude, das die Nähe einer königlichen Residenz verriethe, und auch auf der zweiten noch sehr sparsame Spuren davon. An einer Stelle haben die Bauern zur Ehre des Eigenthümers ihres Dorfes einen Obelisk aufgeführt, um ihm ihre Dankbarkeit zu bezeugen.*) Eine halbe Stunde von der Stadt fährt man an Friedrichsberg, dem gewöhnlichen Sommeraufenthalte des Monarchen vorbei; das Schloß und der Garten liegt zur Rechten, zur Linken ein Wald; alsdann erblickt man von dieser Höhe, der einzigen in der Gegend, Kopenhagen in seinem ganzen Umfange und fährt allmählich durch eine schöne breite Vorstadt, die der neue Obelisk noch mehr verschönert, herab.

*) Auf dem Gute Bernstorf zum Andenken an den Grafen Joh. Hartwig Ernst Bernstorf, wegen der Aufhebung der Hofdienste und anderer zum Wohl der Bauern getroffenen Einrichtungen. (M. s. darüber unter andern Eck's Nord. Blätter, Bd. I. S. 71.)

D. Ueb.

Die Stadt ist regelmäßig befestigt und deswegen mit Wällen eingeschlossen; an dem nördlichen Ende liegt eine Citadelle, die auf der einen Seite an die Stadt gränzt, und auf der andern vom Meere bespült wird; von der Landseite ist sie durch drei Thore zugänglich, dazu kömmt noch der Ausgang durch das Fort und ein anderer nach der Insel Amak. Kopenhagen kann daher wohl nicht zu den großen, hingegen mit Recht zu den schönen Städten Europa's gerechnet werden. Der fürchterliche Brand, der zwei Jahre vor meiner Ankunft einen großen Theil der Altstadt verwüstete, hat nicht wenig beigetragen, den unangenehmsten Straßen eine bessere Gestalt zu geben: mit erstaunenswürdiger Schnelligkeit sind statt der eingestürzten Häuser von schlechten Ziegeln bereits eine bedeutende Zahl neuer Wohnungen aufgeführt; freilich auch von Backsteinen, die aber entweder durch ihre schöne Symmetrie, oder den leicht gefärbten Anstrich, der sie bedeckt, oder allerlei architektonische Zierrathen, Basreliefs u. dergl. die, wenn nur die Erinnerung an Noth, Elend und Verarmung davon getrennt werden könnten, *) wirklich den Wunsch zu erregen im Stande sind, daß die Flamme noch weiter um

*) Bisweilen leidet dies jedoch seine Ausnahmen. Mitten unter dem Brande und ehe er noch in den anderen Theilen des Reichs bekannt seyn konnte, sandte Jemand einen Boten nach dem Schleswigschen, und bestellte zweimal so viel Steine, als er zum Wiederaufbaue seines bereits von den Flammen verzehrten Hauses gebrauchte. Kurz darauf stieg der Preis der Ziegeln um das Doppelte, er verkaufte seinen Ueberschuß, und führte seine Wohnung ohne Kosten auf.

sie gegriffen haben möchte). Hier und dort haben sogar Hotels von großem Umfange und schöner Bauart die Stelle minder ausgedehnter und häßlicher Wohnungen eingenommen. Weil man aber das Eigenthum der Familien berücksichtigen mußte, so hat man die neuen Straßen nicht genug nach der Schnur ziehen können; doch ist es hier und da geschehen, und auch dem Amacker-Markt hat man zum Theil eine neue Richtung gegeben. Das Rathhaus, womit man gerade beschäftiget war, sollte die ganze Breite des Platzes, worauf es steht, und der noch mehrere schöne Gebäude aufweist, dem Anscheine nach mit vieler Wirkung einnehmen. Unterdessen hausten noch viele vom geringen Volke in den hölzernen Baraken, die man in der Eile errichtet hatte und auf einem ungetakelten Kriegsschiffe außerhalb des Havens. Verschiedenen diente auch das anderthalb Jahre vorher abgebrannte königliche Schloß zu einem Obdache. Man hatte die großen Fenster zugemauert und das Innere zu kleinern Wohnungen eingerichtet. Fürs erste war die Wiederherstellung dieses Schlosses, das, als es noch stand, nicht nur einer der größten, sondern auch der schönsten, und vielleicht bevölkertsten Pallaste von Europa war, sehr unwahrscheinlich. Besonders berühmt war der herrliche Rittersaal dieses Gebäudes; viele Kostbarkeiten, die es enthielt, wurden durch die Flamme vernichtet, andere konnten nur mit Mühe gerettet werden. Noch in seinen Trümmern gereicht es mehr zur Verschönerung als zur Unzierde der Stadt. Die Feuerpolizei hat hier übrigens keinen hohen Grad der Vollkommenheit erreicht; auch nachher und selbst während meines zweiten Aufenthaltes

wurden mehr als einmal einige nebeneinander stehende Häuser ein Raub der Flammen. Bei dem großen Brande ist das Feuer hauptsächlich durch die großen hölzernen Rinnen an den Dächern ausgebreitet worden, und ich weiß nicht, ob man bei der Wiederaufbauung immer hinlänglich bedacht gewesen ist, diesem Uebelstande abzuhelfen.

Auf der Mitte eines kleinen abgelegenen Marktplatzes in der Altstadt steht ein Denkmal, desgleichen man ganz nicht häufig antrift, eine Schandsäule zur Erinnerung an den Grafen Ulfeld. Ein niedriger schlecht gebauter Obelisk ruht auf einer groben Grundlage, und diese wieder auf einem Piedestal. Die Aufschrift heißt: For rædereren Corfitz U. F. (man hat den Vornamen und nicht den entehrten Geschlechtsnamen ausgedrückt) til ewig Spot, Skam och Skjendelse. (Dem Verräther Corfitz U. F. zu ewigem Spott, Schimpf und Schande). Glückliche Zeiten oder glückliches Land, wo Verrätherei gegen die gesetzliche Regierung des Vaterlandes ein so wenig bekanntes Verbrechen ist, daß man die Begehung desselben als eine unerhörte That durch Stein und Schrift den Nachkommen zur Verabscheuung übergeben zu müssen glaubt.

Kopenhagen wird durch eine lange Straße in zwei beinahe gleiche Theile getrennt. Diese Straße welche die Neustadt von der Altstadt absondert wird zuletzt ein Graben, worin sich verschiedene Schiffe aus dem Hafen vor Anker legen; doch läuft sie vorher

an einem unregelmäßigen Platze vorbei, der noch zur Altstadt gehört. Er ist der größte, der in der Residenz gefunden wird; es stehen auf ihm verschiedene gute Gebäude und mehrere Paläste, an einem Ende erblickt man das Theater und in der Mitte die bleierne, ehemals vergoldete Statue Christians V. zu Pferde, worauf ob sie gleich nicht ganz ohne Verdienst ist, doch nur selten ein Auge geworfen wird.

Die Neustadt kann man wieder in zwei nebeneinander liegende Städte abtheilen, wovon die eine außer einigen parallel laufenden Straßen und einigen Quergassen am Ende, die mit Reihen einförmiger niedriger Häuser für die außer Dienst befindlichen Seeleute bebaut sind, größtentheils durch den Garten hinter dem Rosenburger Schlosse gebildet wird. Dieser Garten, der an den Wall gränzt, ist regelmäßig angelegt, zur Zierde gereichen ihm einige Gruppen guter Statuen und ein Lusthaus. Die eigentlichen schattenlosen Alleen laufen zum Theil zwischen Gemüsquartieren hin; doch am Ende findet man einen schönen, von allen Seiten mit hohen Bäumen überschatteten Teich, und hinter dem Gehölze eine breite Allee, die den Hauptspaziergang derjenigen ausmacht, die diesen Garten besuchen; an Sommerabenden, besonders des Sonntags, sieht man ihn mit Menschen aus allen Ständen gleichsam überstreut. Kopenhagen hat auch in der That einer solchen Promenade doppelt nothwendig; die Wälle können nur für eine kurze Zeit gegen die brennende Sonne schützen, um so mehr, da das Feuer an der westlichen Seite eine

Menge Bäume vernichtet hat. Die Wälle der Citadelle sind schattig und gewähren eine schöne Aussicht in die umliegende Gegend; doch ist es wegen der daran stoßenden Gefängnisse nicht immer erlaubt, diesen kleinen Kreis ganz zu betreten; die Pflanzung vor derselben, die sie in einem langen Winkel von der Stadt abschneidet, ist noch zu jung, um sie anders als am Abend und bei bewölktem Himmel besuchen zu können, ob sie gleich für die Zukunft viel verspricht; ein hoher Baum ist übrigens auch außerhalb der Stadt, wenn man in einiger Entfernung die Allee nach Friedrichsberg und hier und da einen Garten ausnimmt, eine seltne Erscheinung.

Der zweite und schönste Theil der Neustadt ist die Friedrichsstadt, die ebenfalls aus drei parallel laufenden Straßen und einigen Queergassen besteht. Von diesen Straßen ist die mittelste, die Amalienstraße, die breiteste und beste. Unter ihren Häusern zeichnen sich verschiedene durch Pracht aus; doch ist die Bauart bis auf die Klassensche Bibliothek und ein Paar andere Gebäude etwas schwerfällig. Den Mittelpunkt der Friedrichsstadt nimmt ein achteckiger, durch vier Straßen und vier Palläste gebildeter Platz ein. Seit dem Brande des Schlosses bewohnen der König, der Kronprinz und der Prinz Friedrich drei dieser Schlösser, die nach einem guten Plane und einander völlig gleich gebaut sind; die Krone hat sie von den Familien Schack, Moltke und Lewetzow gekauft; das vierte ist die Wohnung

der Seekadetten; die beiden ersten hat man durch eine Kolonnade mit einander verbunden, die quer durch die Amalienstraße läuft und der Wirkung derselben in gewisser Hinsicht nachtheilig ist. Die vortreffliche bronzene Statue Friedrichs V. zu Pferde, welche die Ostindische Kompagnie durch den Französischen Bildhauer Sally errichten ließ, (sie hat über 400,000 Rthlr. gekostet) vollendet die Pracht dieses Achtecks; es wird eine neue Schönheit erhalten, wenn die massiv steinerne Kirche in seiner Nähe zu Stande kommen sollte; sie ist erst bis zu einer geringen Höhe gediehen, und seit geraumer Zeit hat man den Bau unterlassen. Uebrigens ist dieser ganze Theil von Kopenhagen todt, und des Sommers wächst selbst auf dem königl. Platze Gras.

Der Haven ist eigentlich die Scheidung zwischen Seeland und seinem kleinen Trabanten, der Insel Amak. An der Mündung gegen Norden ist er ziemlich breit, in der Länge wird er durch einen Damm getheilt, die rechte Seite dient den Kriegsschiffen, die linke den Kauffahrteischiffen zum Aufenthalt; die letzteren müssen alle durch eine Brücke laufen; weiter unten, wo der Haven schmäler wird, liegen einzelne Schiffe, die sich überdies auch in die aus dem Haven nach der Stadt selbst geführten Gräben begeben. Eine Zugbrücke verbindet das eigentliche Kopenhagen mit dem Theile der Stadt, der Christianshaven heißt, und gewissermaaßen schon auf Amak liegt, ob er gleich durch einen Kanal zu einer besonderen Insel gebildet

wird, am Ende des Hafens verknüpft auch noch eine für Fußgänger bestimmte, lange schmale Brücke die beiden Inseln mit einander. Christianshaven besteht aus verschiedenen regelmäßigen Straßen, und wird von einem Kanäle mit Kaien an beiden Seiten durchschnitten. Außer ein Paar schönen Kirchen findet man hier keine ins Auge fallenden Gebäude, ob es gleich nicht an guten und sehr bewohnbaren Häusern fehlt. Auch dieser Theil der Stadt ist nebst den Werften der Admiralität, die im Nordosten eine Fortsetzung derselben ausmachen, nach der Seite von Amak mit Festungswerken umringt.

Die Citadelle, die durch ein inneres und äußeres Thor zugänglich ist, hat in der Mitte einen geräumigen Platz, regelmäßige Reihen Gebäude, die besonders zu Kasernen dienen, eine Kirche, Magazine und einige Gärten. Uebrigens ist es Schade, daß man in keinem Theile der Stadt an einen fortlaufenden Kai, der sich längs dem Haven erstreckte, gedacht hat, es würde ohne Zweifel zu großer Verschönerung der Residenz gereichen. Kopenhagen ist gut erleuchtet. Das Pflaster verdient kein vorzügliches Lob; die Fußgänger treffen jedoch fast überall neben den Häusern Trottoirs an. Ein Paar nicht weit von der Stadt entfernte Teiche versehen die Einwohner mit süßem Wasser, im Sommer schöpft man auch aus dem Binnengraben einen Vorrath desselben. Die Polizei*) wird eben nicht für die allerwach-

*) Die Aufsicht darüber führt der Polizeimeister, unter ihm stehen der Polizeiadjutant, 18 Polizeibediente, 15 Quar-

sinnige gehalten, doch zum Glücke hat sie es mit einem Menschenschlage zu thun, der ihrer vielleicht weniger als in vielen anderen großen Städten bedarf. Vor einiger Zeit verübte ein unsinniger Weiberhasser, den verschmähte Liebe zum Feinde des ganzen Geschlechts gemacht hatte, auf den Straßen viele Ausschweifungen, Frauen und Mädchen, denen er begegnete, liefen Gefahr, von ihm geschnitten oder verwundet zu werden; endlich bemächtigte man sich seiner, später als es vielleicht an anderen Orten geschehen seyn würde.

Die Zahl der Einwohner betrug nach Catteau im Jahre 1799, 83,618; die Juden schätzt er ungefähr auf 2000. Die Bevölkerung des ganzen Reichs belief sich damals auf 2,547,693 Seelen; Dänemark enthält auf einem Raume von 646 Quadratmeilen 890,000, wovon ein Drittheil auf die Inseln kömmt, Norwegen auf 6966 Q. M. 900,000; die beiden Herzogthümer Schleswig und Holstein auf 337 Q. M., zusammen 600,000. (Holstein, obgleich nur wenig größer als Schleswig, zählt doch 60,000 Seelen mehr). Island auf 1405 Q. M. 50,000; die Färöer, die zusammen ungefähr 40 Q. M. ausmachen, 5000, doch sind nur 17 dieser Inseln bevölkert. Grönland, dessen Küste allein bewohnt wird, 6000, die Ostindischen Besitzungen der Dänen enthalten 50,000,

tierkommissarien und eben so viele Quartierbediente; auch stehen die Nachtwächter, deren alle Abend 110 aufziehen, unter seinem Befehle. D. Ueb.

die Westindischen 36,693 Einwohner. In dem eigentlichen Dänemark leben also nur 1300 Menschen auf jeder Quadratmeile, doch so ungleich vertheilt, daß in Seeland 2500 Menschen denselben Raum bewohnen, den in Jütland nur 8 bis 900 einnehmen. Das Verhältniß der Städter gegen die Bewohner des platten Landes ist gegenwärtig ungefähr wie eins zu vier; die übrigen Städte der Inseln enthalten, wenn man die Hauptstadt, Odensee und Helsingör ausnimmt, jede nur ungefähr ein bis zweitausend Seelen. In Schleswig ist der fünfte, in Holstein hingegen der dritte ein Stadtbewohner. Das Indigenatsgesetz von 1776 ist so gut als ein Grundgesetz; alle, die 20,000 Rthlr. im Handel circuliren lassen, alle Künstler und Fabrikanten, die sich im Lande ansiedeln, von anderen Orten berufene Prediger, u. s. w., wenn sie sich mit Indigenatsbriefen versehen, werden für Eingeborne gehalten. Nur Eingeborne, und die eben erwähnten Personen können, außer im Falle außerordentlicher Verdienste, Aemter erhalten. *)

In keiner Europäischen Stadt habe ich so viele Neger und Negerinnen gefunden, als in Kopenhagen; wahrscheinlich ist die starke Fahrt nach Ste. Croix Ursache dieser Erscheinung. Auch die Ausländer von allen Nationen sind sehr zahlreich. Englisch, Französisch und Teutsch wird hier unter den Leuten von der besseren Klasse beinahe eben so viel als Dänisch gespro-

*) Vergl. Catteau, S. 281. D. Ueb.

ben. Das Teutsche ist auch häufig dem großen Haufen eigen, und es giebt kaum einen Winkel in der Stadt, wo man es nicht verstehen sollte. Die Gemeinschaft, worin die Staaten des Königs mit Teutschland stehen, raubt in der That viel von dem Charakteristischen, welches sonst jede Nation und Insulaner mehr als andere, behalten. Dänemark kam mir beinahe in allen Hinsichten als ein sortgesetztes Teutschland vor. In der Hauptstadt ist es noch schwerer als anderswo, den Dänen, ehe man mit ihm gesprochen hat, von dem Fremdlinge zu unterscheiden. Selbst die hinten umgehagene und zugeschnürte Mütze der Bürgerfrauen, sonst hat die Kleidung nichts in die Augen fallendes, ist wenig von der unterschieden, die man hie und da auch in den obersten Theilen von Teutschland trifft. Eine gewisse Art von Schönheit herrscht allerdings ziemlich allgemein unter dem schönen Geschlechte; doch hat sie nicht lange Bestand; sobald der Teint verwelkt ist, verliert auch das feine matte Gesicht seinen größten Schmuck, so wie auch die dünne und nicht sehr lange Taille in spätern Jahren häufig in Wohlbeleibtheit ausartet. Unter den Männern trifft man wohlgebildete Gestalten an, vielleicht nirgends haben junge Leute ein hohes Blond mit vieler Farbe vereiniget, häufiger als in Dänemark. Uebrigens fehlt es auch hier unter beiden Geschlechtern nicht an einer Menge gebrechlicher, und verunstalteter Menschen.

So weit es die Einwohner von Kopenhagen auch in der Erlernung fremder Sprachen gebracht haben, so

worunter die Dänen ruhig leben, daß die beste Art des Verstandes, die Kunst, glücklich zu seyn, hier nichts weniger als fremd sey. Die Revolutionsraserei hat hier nur eine geringe Anzahl von Köpfen verwirrt, und die den (bereits demokratischen) Kantons der Schweiz durch Französische Bajonette aufgedrungene Freiheit, gab den meisten bald die Besinnung wieder. Bei dem großen Haufen, der überall von Vorurtheilen beschränkt ist, nutzet die Liebe für sein Vaterland vielleicht in einen gewissen Nationalstolz, und eine aus Unkunde entsprungene Verachtung anderer Staaten aus. In Schweden herrscht derselbe Fehler, und beschränkt sich hier bisweilen nicht bloß auf die unteren Klassen der Einwohner. Eine gegenseitige Antipathie charakterisirt überdies die beiden Nationen, und der Stoff ist unerschöpflich, sobald sie über einander spotten; wenn die Schweden aber unter andern ihre Nachbarn auch der Falschheit beschuldigen, so thun sie ihnen gewiß Unrecht; mag man auch von dem Eigensinne und der Schwerfälligkeit der Dänen sagen mag, an ihrer Aufrichtigkeit habe ich nirgends anders als jenseits des Sunds zweifeln gehört. — Die Sitten sind in Kopenhagen gewiß nicht verdorbener, als in anderen großen Städten. Man klagte über die zunehmenden Bedürfnisse, Eitelkeit und Verschwendung unter dem Volke, besonders der dienenden Klasse; doch wo ist das Land, wo man diese Klagen nicht führt? In Kopenhagen hat auch der letzte Brand in Hinsicht der Leichtigkeit Geld zu verdienen, das hernach wieder zur Verschwendung Veranlassung gab, nicht wenig Unheil angerichtet. So wie er

alles vertheuerte, so hatte er auch besonders auf den Arbeitslohn diese schädliche Wirkung; wer zu dem Wiederaufbaue mitwirkte, bestimmte, wie man leicht denken kann, den Preis, den er für gut fand. Die Menge von Holsteinschen, mit Handwerkern besetzten Wagen, denen man an Sommersonntagen in der Gegend umher begegnet, ist unglaublich, der Erwerb einer Woche wird häufig in den Zelten des Thiergartens, oder in entfernten Wirthshäusern an einem Tage in Fröhlichkeit durchgebracht.

Man kann nicht sagen, daß der Luxus unter den höheren Ständen und der Mittelklasse dieselben Unordnungen hervorgebracht habe, wie in verschiedenen andern Städten, auch der Hof giebt kein verführerisches Beispiel. Doch fehlt es hier eben so wenig als anderswo an Leuten, die durch Bauten, oder eine zu kostbare Lebensart ihr Vermögen vergeudet haben. Man hat mir Beispiele erzählt, daß Männer, die sich dreimal verheurathet und Kinder zeugten, dadurch ihrer Güter beraubt wurden. Das Gesetz bestimmt nämlich, daß beim Tode eines Ehegenossen der übrigbleibende Theil die Hälfte des Vermögens mit den Kindern theilen muß; wenn also der Mann das Geld allein zugebracht hat, so muß das Kapital dadurch ansehnlich verringert werden. Zwar findet dies nur Statt, wenn man in einem Heurathskontrakt die Aufhebung der Gütergemeinschaft unterläßt; dies wird aber häufig um so mehr versäumt, da eine besondere königliche Erlaubniß dazu erforderlich ist; der dabei interessirte Theil findet auch häufig Gele-

genheit, jeden Gedanken an eine so ängstliche Vorsicht bei dem andern zu verscheuchen. An üppigen Gastmälern ist sowohl unter den Kaufleuten, denen sich in den letzten Jahren der Gewinn so häufig darbot, als unter dem Adel Ueberfluß; beide Stände gehen miteinander um; durch dieses, verbunden mit dem Zutritt, den das Corps diplomatique in alle Häuser hat, wird der Aufenthalt in Kopenhagen für Fremde sehr angenehm. Der Spielsucht ist man indessen ziemlich allgemein ergeben. Ein Klub oder Societät, worin Reisende durch ein Mitglied vorgestellt werden, dann aber auch selbst bezahlen müssen, vereinigt zu gewissen Stunden des Tages mehrere Personen; doch zeichnen sich weder die Einrichtung, noch die Zimmer, noch die Wahl der Zeitungsblätter vorzüglich aus, und im Sommer, wenn alles, was kann, aufs Land zieht, oder von seinen Freunden zu Tische, oder auf eine längere Zeit hinausgenöthigt wird, ist er ganz todt. Zahlreich sind die Glieder eines Konzerts, das den Namen der harmonischen Gesellschaft hat. Ich hörte von ihnen eine Kantate auf den Grafen Bernstorf wiederholen, die unlängst auf Kosten eines Edelmanns, von einer Rede des Professors Moldenhauer begleitet, im großen Hörsale der Universität gegeben war. Die Sängerinnen waren meist vom Theater.

Die Nationalschaubühne ist die einzige in der Hauptstadt, und auch auf dieser werden nur des Winters Vorstellungen gegeben. Das Gebäude befindet sich auf dem großen Markte, und ist nicht nur für Schauspiele, sone

dern auch für Ballets und Opern von hinreichendem Umfange. Sowohl die innere als äußere Bauart ist nicht unangenehm, doch der Saal nicht sehr günstig für das Gehör. Ich hatte meinen Platz gewöhnlich in einer ziemlichen Entfernung von der Bühne in einer Loge, aber wenn ich das Stück nicht in der Hand hatte, so konnte ich selten etwas davon verstehen; nicht einmal die Töne drangen deutlich bis zu mir; dazu kam noch die Schnelligkeit, womit die Schauspieler sprachen, das unaussprechliche Lispeln und die Fremdheit der Sprache selbst, obgleich sie hier vielleicht besser als im gemeinen Leben geredet wird. Doch auch die Dänen gestehen, daß sie viel von den Stücken verlieren. Die Gesellschaft erhebt sich nicht über das Mittelmäßige. Es werden hier, wie anderwärts, viele Uebersetzungen Teutscher Schauspiele und Französische Opern gegeben. Dänemark besitzt jedoch auch verschiedene Nationalstücke, und ein Paar, die ich selbst gesehen, werden mit Recht geschätzt. Es sind Niels Ebbesen, ein Trauerspiel (von Sander) und Dyveke, das, als es zum erstenmal gegeben ward, große Sensation erregte, und noch immer mit Beifall und Vergnügen gesehen wird; der junge vielversprechende Verfasser desselben, Samsöe, ward gerade am Tage der ersten Vorstellung begraben. Die Ballette sind ohne Widerrede das Beste, was man auf der Kopenhagener Bühne sieht; mit den guten historischen Gegenständen vereinigt sich die Kunst einiger Tänzer und Tänzerinnen. Das Theater steht unter der Aufsicht des Hofes, der jährlich einen ansehnlichen Zuschuß giebt. Die Gesellschaft hat ihren eigenen Arzt.

Für den König und seine Familie sind ein Paar lange, mit einander verbundene, Logen an der rechten Seite des Schauplatzes bestimmt; der unglückliche Monarch, der selbst nur ein Repräsentant ist, versäumt fast nie, das Theater zu besuchen; wie es scheint, widmet er dem Stücke während der Aufzüge seine ganze Aufmerksamkeit, in der Zwischenzeit geht er die Logen unaufhörlich auf und nieder.

Das Zuchthaus bezeichnet vielleicht in Kopenhagen, mehr als ähnliche Einrichtungen, an anderen Orten den Charakter der Einwohner oder der Nation. Das Gebäude steht auf Christianshaven und bildet ein sehr ausgedehntes Viereck, das, wenn man will, in zwei Flügel oder Abtheilungen zerfällt, die doch ganz auf dieselbe Art verwaltet werden. Es ist nicht allein für die verurtheilten Gefangenen der Stadt, sondern auch für die des Amtes bestimmt und enthielt ungefähr 400 Bewohner. Vier Mörder saßen unten in einem Keller mit Gittern und werden nie herausgelassen, einige andre Männer raspelten in einem Nebentheile des Hauses Brasilienholz; noch ein Paar befanden sich in der Mitte des inneren Hofes in einem besondern Gebäude, alle übrigen fand ich in verschiedenen Zimmern, Männer und Frauen untereinander mit Spinnen beschäftiget; nur des Nachts werden beide Geschlechter abgesondert, um in den obern Gemächern zu schlafen. Allen wird eine bestimmte Arbeit aufgegeben, und die Nichtverfertigung derselben wird mit Schlägen bestraft, hierin besteht aber auch der einzige Zwang; denn nicht

nur wenn ihre Aufgabe beendet, sondern selbst in den Zwischenzeiten können sie, wenn es ihnen gefällt, für sich selbst arbeiten, und dadurch Geld verdienen, oder auch auf dem unteren Hofe spazieren gehen. Ihre Arbeit wird nach Verhältniß ihrer größern oder geringern Leichtigkeit, mit drei bis sechs Stüvern täglich bezahlet, wofür sie sich selbst von dem Oekonomen ihre Nahrungsmittel kaufen müssen. Man rühmte die Bereitung derselben. Das Betragen der Züchtlinge wird außerordentlich gelobt. Und fürwahr, wenn ihre Aufführung nur erträglich ist, so kann man sie bei einer solchen Einrichtung nicht genug erheben. Denn wo ist ein Land, wo 400, nur von vier Personen bewachte, Menschen, die nach Gutdünken arbeiten, oder sich nach dem untern Platze begeben können, sich nicht hundertmal vereinigen würden, auszubrechen und nach ihrer völligen Befreiung zu streben? Ist es das Dänische Phlegma, das sie zurückhält? Die Furcht vor schwererer Strafe bei ihrer Wiedererlappung, was auf einer Insel leichter als anderswo geschehen kann? Oder ist es die Annehmlichkeit ihres Aufenthaltes, wo sie bei erträglicher Nahrung keine zu sehr ermüdende Arbeiten, alle Reize der Gesellschaft und beide Geschlechter einen ungehinderten Umgang mit einander genießen? Welch ein Unterschied zwischen dem hiesigen und Wienerschen Zuchthause, wo die Menschenliebe, die man Unglücklichen immer schuldig bleibt, mit aller Strenge, allen den Versagungen und dem Zwange vereinigt ist, ohne welche die Strafe Vergnügen wird, und nie einige Besserung bei dem Züchtlinge hervorbringen kann. Dort verkündigte alles überdies Tod-

mung, Aufsicht und Gehorsam, hier fand ich gerade das Gegentheil. Einige der hier befindlichen Züchtlinge saßen auf ihre ganze Lebenszeit, andere gewisse Jahre oder Monate. Unter den Weibern befanden sich auch Kindermörderinnen, und einige hatten selbst andere Mordthaten begangen; doch die Milde und Sanftmuth der Dänischen Regierung ist Keinem unbekannt. Der Gottesdienst in der in dem Gebäude befindlichen Kirche wird auch von andern Personen, die keine Einwohner desselben sind, besucht.

Auch die Einrichtung des allgemeinen Hospitals kann ich nicht besonders rühmen. Es enthält beinahe 1000 Menschen, doch sind die meisten alt und gebrechlich, denn die Zahl der Kranken beläuft sich nur auf etwa 200; diese bekommen kein Geld, doch werden sie umsonst beherbergt, unterhalten und geheilt; nach ihrer Wiederherstellung sind sie es am häufigsten, aus denen der andere Haupttheil des Hauses bevölkert wird. Die Krankensäle waren noch das Beste in demselben, ein Arzt und ein Wundarzt wohnten in dem Gebäude, um den Patienten zu allen Zeiten beistehen zu können; auch hat ein Prediger darin seinen Aufenthalt, der den Gottesdienst besorgt. Die Gebrechlichen genießen wöchentlich verschiedene Zulagen, nach Verhältniß ihres sonstigen Verdienstes; 16 Stüver war das höchste; diejenigen, deren Kräfte es verstatteten, konnten sich in einem besondern, dazu bestimmten Zimmer mit Spinnen noch etwa 12 Stüver überdies verdienen. Dafür müssen sie sich selbst Kleidung und Unterhalt verschaffen. Aber

Speisen können sie von dem Oekonomen bekommen, doch, wenn sie lieber wollen, auch außerhalb des Hauses kaufen; es ist ihnen zu allen Zeiten erlaubt, auszugehen, und Niemand ist an eine bestimmte Arbeit gebunden. Die Säle und Kammern, worin sich die Einwohner vertheilen, sind von verschiedener Größe, auch sind in der That die Ordnung, die Reinlichkeit und selbst die Luft darin sehr verschieden. Alles hängt natürlich von den Bewohnern ab, die sich ganz selbst und ihrer eigenen Oekonomie überlassen sind. Ich fand noch viele Betten für zwei Personen, und ich habe kaum nöthig auf die Nachtheile dieser Einrichtung aufmerksam zu machen; in einem besondern, durch eine milde Stiftung unterhaltenen, Saale waren die Betten etwas besser. Unter den Männern soll der Branntwein großes Unheil anrichten, und das Geld, welches sie einmal in der Woche erhalten, wird häufig so bald durchgebracht, daß sie sich bis zum Augenblicke der neuen Zahlung oft in der äußersten Verlegenheit befinden. Die Mortalität wird jährlich auf 120 Personen geschätzt. Das Haus hat seine besondere Verwaltung und einige andere Hospitäler in der Stadt erhalten aus dem Fonds desselben ihre Einkünfte.

Unendlich besser als das vorgenannte ist das Friedrichshospital eingerichtet, eine der Wohlthaten, die der letzte König seiner Hauptstadt erzeigte, und die nachher verschiedene mehr oder weniger bemittelte Einwohner, entweder durch die Stiftung ganzer Säle oder einzelner Betten erweiterten; unter diesen gefühlvollen

Menschenfreunden zeichnet sich vor Allen der General-major von Klassen aus. Das Gebäude, das vorne nach der Friedrichsstraße einen Hof hat, ist an und für sich nicht sehr hoch, doch erstreckt es sich im Viereck rund um einen mit Bäumen bepflanzten Platz erstaunlich weit. Etwa dreißig Zimmer, jedes mit 10 Betten versehen, (ohne daß jedoch diese Zahl genau vorgeschrieben ist,) enthalten über dreihundert Patienten, an der einen Seite des Hauses befanden sich diejenigen, die allein des Arztes bedurften, (und ihre Zahl war klein) an der andern, die noch unglücklichern, die besonders die Hülfe des Wundarztes verlangten. Die Säle waren überall sauber, nur in wenigen war die Luft nicht vollkommen rein, jedes Bette hatte seine Vorhänge, und war mit guter Leinwand bedeckt, oben hieng die Nummer, nebst dem Namen des Patienten, die Vorschrift seiner Diät, und wenn ein Aderlaß nothwendig war, die Bestimmung, wie viel Unzen Blut ihm abgezapft werden sollten. Jedes Zimmer hat seine bestimmte Aufwärterin, in einer Ecke ist ein Verschlag mit einem Bette für sie, und Einigem zu ihrem Dienste nöthigen Hausgeräthe. Jeder Kranke wird auf eine von glaubwürdigen Personen unterzeichnete Bescheinigung seiner Armuth angenommen, ihm wird alsdann die Tracht des Hauses gegeben; doch nehmen auch mehrere, die selbst bezahlen, zu dieser vortrefflichen Stiftung ihre Zuflucht, häufig sind es Leute, die keineswegs zu den untern Ständen gehören; der Preis ist nach Art der Kost und der andern Bequemlichkeiten, die verlangt werden, verschieden. Für die Kranken sind besondere Zimmer bestimmt, die jedoch nicht

gemacht werden. Patienten, die für unheilbar erklärt sind, und venerische Kranke werden gar nicht aufgenommen. Für Personen, die einen Arm oder ein Bein gebrochen haben, ist ein eigner Saal bestimmt. Zum Nutzen der Studierenden ist eine Art Theater für die Operationen eingerichtet. Die Aerzte wohnen in dem Gebäude; doch ist ihre Zahl nicht sehr groß. Alles was sonst zu einer Anstalt dieser Art gehört, die Küchen, Vorrathskammern u. s. w. verdienen ihres Umfangs und ihrer Reinlichkeit wegen besucht zu werden; besonders zeichnet sich die Apotheke neben dem Hospitale aus, die Officinen derselben sind von großer Ausgedehntheit und enthalten einen Schatz von den besten Arzneimitteln in ihrem ursprünglichen Zustande.

Die berühmte Juliane Marie suchte ihren Gemahl noch zu übertreffen, als sie nahe bei dem vorigen ein Hospital für Kindbetterinnen stiftete. Die große Frau des Landes dürfte sich nicht schämen, hier ihre Entbindung zu erwarten, oder befürchten, weniger Bequemlichkeiten oder schlechtern Aufwartung, als in ihrer eignen Wohnung zu finden. Nach Verhältniß der Kost, Bedienung und Zimmer werden wöchentlich 15, 12, 8 und 3 Reichsthaler bezahlt. Nur für den niedrigsten Preis sind mehrere (etwa ein halbes Dutzend) in einem Zimmer beisammen; die Gemächer zum höchsten Preise sind gut, die folgenden wenigstens nett möblirt. Ueber jeder Thüre hängt ein Papier, worauf die bestimmte Diät der Bewohnerin für die ganze Woche verzeichnet ist. Sobald eine Stube von diesen vermiethet ist, darf man sie

nicht betreten, doch in die wohlfeilen Zimmer wird man hineingelassen; man findet größtentheils unverheurathete Frauenzimmer darin, die entweder auf königliche Rechnung, oder von den dazu bestimmten Vermächtnissen erhalten werden; auch hier hat sich der Herr von Elessen durch die Stiftung von fünf Betten und zwey Ammen ein Denkmal gesetzt. Jedes Stockwerk hat seine besondre Aufwärterin, doch hat man eine einzige Wehmutter für hinreichend gefunden, um so mehr, da ein Professor der Hebammenkunst und mehrere Chirurgen sie unterstützen. Frauen, die sich diesem Geschäfte widmen, erhalten hier zugleich Unterricht. Ueber die Oekonomie des Hauses, führt eine Frau die Aufsicht. Die Zahl der Kinder, die sich, als ich das Haus besuchte, etwa auf 100 belief, übertrifft die der Schwangern fast um die Hälfte, denn die Aermeren lassen ihre Kinder häufig zurück. Es sind viel zu wenig Ammen, auf die meisten werden vier Säuglinge gerechnet, und ungeachtet die Kinder zugleich andere Nahrung erhalten, so fallen sie doch sehr schwächlich aus. Ist es thunlich, so bringt man sie bei Bauern unter *); die Pflegeältern sind alsdann verpflichtet, sie während einer bestimmten Zeit für eine gewisse Summe, die der König bezahlt, zu unterhalten; hernach, wenn sie sie länger bei sich behalten wollen, wird dies Geld durch gewisse Vorrechte ersetzt; so z. B. können sie die aufgenommenen Kinder statt ihrer eignen Söhne Soldaten werden lassen. Daß die Stiftung ihre beson-

*) Jährlich hat sich die Durchschnitte die Zahl auf 500 be-

dem Winter- und Sommerzimmer hat, beweist, auf was für einen großen Fuß sie eingerichtet ist.

Endlich muß ich auch noch des Sukhospitals gedenken. In dies von außen schöne, inwendig geräumige Gebäude werden die im Dienste befindlichen Matrosen, um alle Ansteckung auf den Schiffen zu verhüten, bei der geringsten Unpäßlichkeit gebracht, daher zeigten sich auch wirklich in verschiedenen großen und Wohlgerichteten Sälen mehr umhergehende junge Leute, an denen fast keine Spur von Krankheit zu bemerken war, als eigentliche bettlägerige Personen. Das Bettzeuch, die vorgeschriebne Diät und die Aufwartung sind vortrefflich; ein Paar Zimmer waren noch ganz ledig. Ein ganzer Flügel des Hauses ist kranken Männern, Weibern und Kindern gewidmet, die in entfernteren Verhältnissen mit der Marine stehen; 1000 diesen Leute erhalten, so lange sie gesund sind, 8000 Reichsthaler aus dem Fonds des Hospitals, und so bald sie krank werden, nimmt sie dies Gebäude so lange auf, bis ein Zeugniß des Arztes ihre Wiederherstellung versichert; wir kamen indessen die diesen Patienten bestimmten Gemächer, die zahlreicher als die andern bewohnt waren, auch schlechter eingerichtet vor. Außer den Kranken nimmt man auch einige arbeitende Frauen, für die ein besonderes Spinnzimmer eingerichtet ist, und Kinder auf, die hier unterrichtet werden, und so lange hier bleiben, bis sie ihr Glaubensbekenntniß abgelegt haben.

Seitdem der Brand das Waisenhaus zerstörte,

werden die Zöglinge desselben irgendwo in einer Vorstadt erzogen; die Ordnung und Aufsicht schien keinem Tadel unterworfen zu seyn. Die Stiftung besteht etwa in 120 jungen Leuten beiderlei Geschlechts, einigen Lehrern und einigen Aufseherinnen, die die Mädchen in weiblichen Arbeiten unterrichten. Die Kinder werden schon frühe aufgenommen und nicht zu schnell entlassen; die Jünglinge lernen auf Kosten des Instituts ein Handwerk. Die Waisenkinder haben ihren Aufenthalt gegenwärtig im blauen Hofe, einer Reihe unterer Gebäude, die einen geräumigen [illegible] ein großes [illegible] Garten [illegible] doch sehr enge, [illegible] dieses Haus zu verschiedenen Zwecken gedient, [illegible] er noch [illegible] Günstling [illegible] geführte Hauptgebäude ist gegenwärtig zu einem Seminarium für Schulmeister eingerichtet. Es werden ungefähr vierzig Zöglinge von 12 bis 15 Jahren zugelassen. Söhne von Schulmeistern, Landpfarrern und Landleuten haben immer den Vorzug. Einige unterhält der König, andere bezahlen, doch bekommen sie gleichfalls wöchentlich einen Thaler Kostgeld. Sie sind in drei Klassen vertheilt; ihr Aufenthalt ist auf 3 Jahre bestimmt; drei Lehrer unterrichten in verschiedenen Wissenschaften und Kenntnissen, in der Geographie, Naturgeschichte, den Anfangsgründen der Philosophie und der Dänischen Sprache, wenn die Lehrlinge es wollen, auch im Teutschen. Jedes Mitglied hat seinen eignen Platz im Garten, um sich auf den Gartenbau zu legen. Bereits 90 Jünglinge waren aus dieser Anstalt zu guten Stellen be-

fördert; man lobte ihr Betragen und ihre Wissenschaft außerordentlich; doch behauptete man, daß die religiöse Bildung der Seminaristen zu sehr nach den neueren Ansichten gemodelt werde; ist diese Beschuldigung gegründet, so brauche ich die Folgen wohl nicht zu entwickeln, die eine allerwegerklärende Exegese in den Gemüthern der Bauern hervorbringen kann.

Die übrigen Erziehungsanstalten hab' ich nicht selbst besucht. Die Kinder der Vornehmen genießen größtentheils Englische Aufsicht und Unterricht. Friedrich IV. ließ im Jahr 1719 zu gleicher Zeit 240 Schulen in seinem ganzen Reiche erbauen. Noch gegenwärtig erkennt man sie an der gleichförmigen, viereckigten Bauart, die die Gestalt einer Kapelle hat und oberhalb der Thüre mit einer allenthalben gleichen Inschrift versehen ist.

Der Herzog von Augustenburg steht an der Spitze der Universität zu Kopenhagen, die ein Einkommen von 300,000 Rthlr. genießt. In der Theologie sind, wenn man den Bischoff von Seeland, der nur einen Theil des Jahrs hindurch Vorlesungen hält, mitrechnet, vier Lehrer angestellt, in den Rechten zwei, in der Medizin vier, und in den zur philosophischen Fakultät gehörigen Wissenschaften, acht; hiezu kommen außer einigen Privatdocenten, dreizehn außerordentliche Professoren. Die Kollegien werden meist in Dänischer Sprache gelesen.

Die Zahl der Immatrikulirten ist ziemlich ansehnlich

doch die Studenten, die wirklich Vorlesungen besuchen, betragen nur etwa 500. Den Isländern *) ertheilt man ein besonderes Lob des Fleißes. Armen Studierenden gewähren eine Menge von Stiftungen Unterstützung. Im Sommer werden mehrere Tage hindurch in den verschiedenen Hörsälen des alten und deutenden akademischen Gebäudes öffentliche Prüfungen angestellt; sie bestehen in Fragen, Beurtheilungen schriftlicher Aufsätze über aufgegebene Gegenstände oder Streitpunkte, Disputationen u. dergl. bei den Theologen überdies auch noch im Predigen. Eine ganze Woche ist bloß zur Prüfung der Kandidaten bestimmt, die sich zu geistlichen Bedienungen geschickt fühlen. Ich bin einmal dabei gegenwärtig gewesen; an einem Tische saßen ein Paar Jünglinge, die von zwei gegenübersitzenden Professoren, einer nach dem andern über die Theologie und die Griechische und Hebräische Sprache lateinisch examinirt wurden. Ich würde ihnen zu nahe treten, wenn ich sie einer allzu grossen Strenge beschuldigen wollte; in der That war es auch nöthig, daß sie ihren Kandidaten die Antworten in den Mund legten, denn Einer antwortete auf die Frage, wer der Vorläufer des Erlösers gewesen sey? nach einigem Bedenken — Paulus.

An der H. Dreifaltigkeitskirche befindet sich ein runder Thurm von ziemlicher Dicke, dessen Durchmesser oben

*) In Island giebt es ein Paar lateinische Schulen, und um Geistlicher zu werden, braucht keiner die Insel zu verlassen; aber um wichtige politische Stellen zu erhalten, muß man in Kopenhagen studiert haben.

[illegible]

so viel Ehre als die Sammlung selbst der gelehrten Gesellschaft, die sie besitzt. Am wenigsten zahlreich sind die vierfüßigen Thiere, hingegen ist sie reich an Schlangen, und andern in Spiritus aufbewahrten Gegenständen, an Conchylien, Insekten und vorzüglich an Mineralien. Der ziemlich beträchtliche Garten hinter dem Schlosse Charlottenburg auf dem Königsmarkt ist der Akademie eingeräumt. Er soll wohl versehen seyn und wird noch täglich mit neuen seltenen Gewächsen vermehrt. Eine Amerikanische Pflanzung zur Seite mit allerlei hohen Bäumen macht eine gute Wirkung. In einem Weiher am Ende giebt man eine Menge Wasserpflanzen. Die Treibhäuser tadelt man ihrer Bauart wegen. Zwei oder drei Professoren lesen abwechselnd in dem Garten oder einem Zimmer des darin stehenden Gebäudes, vor etwa 40 Zuhörern; eine kleine bloß botanische Büchersammlung kommt denen, die sich auf die Kräuterkunde legen, in ihren Studien zu Hülfe.

Erst seit kurzem ist auf königliche Kosten noch eine chirurgische Akademie eingerichtet. Die Vorderseite des dazu gewidmeten Hauses ist von schöner Architektur. Die Vorlesungen werden in einem prächtigen Auditorium, das die Gestalt eines halb durchschnittenen Amphitheaters hat, gehalten. Acht Professoren erläutern alle Theile der Chirurgie, Hebammenkunst, Anatomie und was sonst hieher gehört. Die Zahl der Schüler beträgt zwischen 2 bis 300. Drei oder vier andere Zimmer bewahren eine Sammlung von allerhand Präparaten und Modellen. Unter den auswärtigen Mitgliedern dieser

Akademie sind ich die Namen Retzius und Brocmbilla.

Die Veterinärschule stand zu meiner Zeit noch unter der Aufsicht des seinem Vaterlande zu früh entrissenen Professors Abildgaard; der einen Theil seines eignen Vermögens zur Vervollkommnung des Instituts verwandte. Dreißig Lehrlinge, die größtentheils zu den Kavallerieregimentern gehören, genießen hier drei Jahre hintereinander freie Wohnung und Unterricht. Ueberdies nehmen noch zehn andere an den Vorlesungen Theil. Außer dem Hörsaal sind mehrere Zimmer zu den verschiedenen Sammlungen von anatomischen Präparaten, Eingeweidewürmern, Thierskeletten u. s. w. bestimmt. Hinter dem Hause befinden sich Ställe für die kranken Pferde. In seiner eignen Wohnung zeigte mir Herr Abildgaard ein Kabinet der merkwürdigsten und seltensten Mineralien; eine Reise nach Spanien hatte ihm Gelegenheit verschafft, sehr viel schönes und sonst nicht bekanntes, zusammen zu bringen.

Die Königlich-Dänische Gesellschaft der Wissenschaften, die den Staatsminister Grafen von Schimmelmann zum Vorsitzer und den Konferenzrath Jacobi zum Sekretair hat, steht an der Spitze der gelehrten Societäten des Reichs. Durch die Herausgabe ihrer Abhandlungen in einer zahlreichen Reihe von Bänden hat sie bereits gezeigt, wie weit man es auch hier in verschiedenen Fächern des menschlichen Wissens gebracht hat. Im letzten Viertel des vorigen Jahrhun-

[illegible] hat sie auch einen vortrefflichen Atlas über ganz Dänemark in 15 schönen Charten stechen lassen. Dann folgt eine Königlich-Dänische Gesellschaft zur Verbesserung der Nordischen Geschichte und Sprache, wovon die Stiftung des Arnas Magnaei zum Besten der Nordischen Vorzeit und Historie noch unterschieden ist; ferner eine königliche genealogische und heraldische Gesellschaft, damals noch unter dem Präsidium des verewigten Suhm, und eine königliche ökonomische Societät. Hieran schließen sich mehrere Privatverbindungen, die im Stillen und nicht ohne Frucht sich mit verschiedenen Zweigen der Wissenschaften beschäftigen. Die eine heißt die naturforschende Gesellschaft. Sie besteht aus etwa 200 beitragenden Mitgliedern, die jedes jährlich 10 Reichsthaler erlegen; für diese Summe wird ein Haus gemiethet, und das Naturalienkabinet bereichert, welches die Gesellschaft bereits gesammelt hat. Ein Paar Mitglieder reisen jährlich nach Schweden und Norwegen, in der Absicht, neue Kenntnisse zu verbreiten, und Naturseltenheiten mitzubringen. Es ist Schade, daß der Saal, der das Kabinet enthält, für die Anzahl der Gegenstände zu eng ist; man findet aus allen Naturreichen schöne und seltene Stücke, besonders zeichnen sich die Vögel aus, von denen jeder Erdtheil die seinigen beigetragen hat. Unter den Muscheln findet man viele, die einer der größten Conchyliensammler Europas, Herr Spengler, nicht besitzt. An Schmetterlingen ist das Kabinett noch am ärmsten. Der verstorbene Herr Val, dem die Aufsicht darüber anvertraut war, und der seine Zimmer in demselben Gebäude hatte, besaß

hingegen, selbst etwa 30 Kasten mit Insekten, die er theils durch Kauf und Tauschmittel, theils auf seiner Reise durch Italien, Sardinien und die Barbarei, besonders an der Seite von Tunis, wo er die Ruinen von Karthago und andere große und sonst berühmte Städte, längs der Küste besuchte, gesammelt hatte. Sein Herbarium war indessen noch reicher, die Zahl seiner Pflanzen übertraf weit die zwölf Tausend, die Linné kannte. Unter der Leitung eben dieses Naturforschers steht auch die Ausgabe der Flora Danica, die auf königliche Kosten mit illuminirten Kupfern erscheint. Er selbst gab zugleich ein anderes botanisches, doch unilluminirtes Werk heraus. Uebrigens ist Dänemark nicht das Land, wo solche Unternehmungen glücken. In ganz Kopenhagen hatte allein die Classensche Bibliothek ein Exemplar seines Werks gekauft; auch die Flora Danica befindet sich, wenn man die Exemplare abrechnet, die der König von Zeit zu Zeit verschenkt, in beiden Reichen in den Händen von so wenig Privatpersonen oder Gesellschaften, daß ich die Zahl zu Dänemarks und Norwegens Ehre verschweigen will.

Eine andere Verbindung war erst kürzlich unter dem Namen der Skandinavischen Literaturgesellschaft zusammengetreten; sie beschränkt sich nicht bloß auf das Königreich, wo sie ihren bestimmten Sitz hat, sondern ihre Absicht ist, eine nähere Verbindung der drei Nordischen Reiche, in Hinsicht auf Literatur, zu bewirken, d. i. mit anderen Worten, die Dänen und Schweden gegen-

Pflicht mit ihrer Literatur näher bekannt zu machen. Deswegen sind die Mitglieder aus dem ganzen Skandinavischen Norden gewählt; während meines Aufenthalts erschienen die ersten Hefte des Skandinavischen Museums, einer von ihr herausgegebenen Zeitschrift.

Unter den übrigen literarischen Hülfsmitteln nimmt die königliche Bibliothek unstreitig eine der ersten Stellen ein. Sie kann mit Recht zu den größten und vorzüglichsten in Europa gerechnet werden; ihren Glanz hat sie jedoch vornehmlich erst den spätesten Jahren zu danken. Der gegenwärtige Bibliothekar, Professor Molbech hauer, der in jeder Hinsicht wie zu einem solchen Amte geboren ist, fand sie in einem sehr verfallenen Zustande, und wandte alle Mittel zu ihrer Wiederherstellung an, sie ist von ihm nicht mehr mit den wichtigsten und prächtigsten neuen, sondern auch mit vielen älteren Werken von Werth bereichert worden. Die Krone hat überdies aus der Thottschen Auction einen großen Büchervorrath erstanden, und die ganze Bibliothek des Kammerherrn von Suhm der ihrigen einverleibt. Dieser damals noch lebende Greis genoß dafür eine Leibrente von 3000 Reichsthalern; seiner viel jüngeren Gemahlin waren, im Falle sie ihn überleben würde, 1500 Reichsthaler zugesagt. Ihn hat bereits das Alter und sie eine Niederkunft ins Grab geworfen; die königliche Bibliothek ist also auf die wohlfeilste Art mit beinahe 100,000 Bänden bereichert worden. Beim Herrn von Suhm standen sie in zwei Sälen übereinander, und in zehn Zimmern, überdies waren noch viele unter dem Dache

befindlich; auch in der großen königlichen Sammlung nehmen sie einen besonderen Platz ein, während seines Lebens hatte jedoch der Kammerherr das Recht, einen Theil zu seinem Gebrauche zurückzubehalten. Die königliche Bibliothek hat indessen durch diese Erwerbung die Zahl ihrer Doubletten, die sich damals auf mehr als 50,000 Stücke beliefen, ansehnlich vermehrt. Im Ganzen schätzt man sie auf ungefähr 260,000 Bände; in der Regel werden jährlich, doch ohne feste Bestimmung 3000 Reichsthaler zur Vermehrung angewandt. Außer dem Professor Moldenhauer sind zwei Sekretaire und ein Schreiber dabei angestellt. Der Katalog besteht noch aus losen Blättern. Täglich wird ein Zimmer für diejenigen, welche die Sammlung benutzen wollen, geöffnet. Das Lokale ist ohne allen Anspruch auf Pracht, und nicht im Geringsten bequem und genügend. Die Bibliothek liegt in der Nähe des abgebrannten Schlosses, und besteht aus einer langen Galerie, oben zieht sich ein Gang rund um sie herum, der von weißen vergoldeten Pfeilern getragen wird; überdies sind noch zwei andere auf gleiche Art eingerichtete Säle, und endlich ein vierter für Handschriften dazu gewidmet. Man findet hier nebst einem großen Schatze von Kupferwerken und Kupfern nach berühmten Meistern, die zwischen den Fenstern liegen, die meisten gedruckten Bücher; die Incunabeln sollen sich allein auf 30,000 Stück belaufen. Der obere Saal ist ganz der Nordischen Literatur gewidmet; man hat hier so viel als möglich Alles, was in den drei Reichen erschienen oder über sie geschrieben ist, bis auf Pamphlets und Zeitungen zusammenzubringen gesucht.

Eine schöne Sammlung von Kupfern und Bildnissen in achtzehn Portefeuilles lehrt diese Länder noch besser kennen. Die Handschriften sind in dem vierten Saale in Repositorien längs den Mauern aufgestellt, sie belaufen sich auf etwa 30,000 Stücke, und betreffen die alte und neue orientalische, klassische und Nordische Literatur.

Zur Beförderung des Studiums der Mineralogie hat die Krone vor ungefähr acht Jahren das prächtige Holmskjöldische Kabinet gekauft, doch stand es noch in eben denselben beiden Zimmern, worin der verstorbene Besitzer es aufgestellt hatte. Ich hatte das Vergnügen, den Zugang zu demselben zu erhalten, doch mußten erst die ziemlich massiven Schlösser geöffnet und die Siegel, worunter es seit drei Jahren verschlossen gewesen war, aufgebrochen werden. Merkwürdig ist es wegen der großen und seltenen Stücke, die es enthält.

Auch die Classensche Bibliothek kann gegenwärtig zu den öffentlichen Anstalten gezählt werden, welche dieser Hauptstadt zum Glanze gereichen. Sie vereinigt viele äußere Schönheit mit innerem Werthe. Die Fassade des Gebäudes ist vielleicht die schönste in Kopenhagen. Die gesammte Bibliothek nimmt einen einzigen langen und hohen viereckigen Saal ein; oben geht eine Galerie umher; in der Mitte erblickt man die Büste des Stifters, des General-Majors von Classen, auf dem Laufe einer Kanone, wodurch auf die Geschützgießerei von Friedrichswerk, deren Besitzer er war, angespielt wird. Die Sammlung steht unter der Auf-

ficht eines kenntnißreichen Mannes, des Herrn Ramus; sie ist viermal in der Woche beinahe den ganzen Vormittag zum allgemeinen Gebrauche offen; zur Vermehrung und Vervollständigung hat sie ein starkes, aber noch ungewisses Einkommen; gegenwärtig besteht sie aus etwa 25,000 Bänden, die sich meistens auf die physischen und mathematischen Wissenschaften, Naturgeschichte, Oekonomie u. s. w. beschränken; obgleich man auch mehrere seltene und brauchbare Werke aus anderen Fächern, namentlich geographische, topographische und Wörterbücher antrifft. Auch findet man die Verhandlungen der meisten gelehrten Gesellschaften in Europa; zur größten Zierde dieser Bibliothek gereicht jedoch der große Schatz von illuminirten naturhistorischen Werken.

Unter den Privatsammlungen zeichnen sich die Konchyliensammlungen der Herren Spengler und Chemnitz aus. Der erste besitzt vielleicht den ansehnlichsten Vorrath von Seeprodukten, der je in Europa zusammengebracht worden ist, und zugleich die sonderbarsten und seltensten Stücke. Er hat sie selbst mit vollkommener Sachkenntniß gesammelt; ein Venusherz trägt von ihm den Namen Spengleriana. Von einigen Muschelarten trifft man bei ihm ganze Magazine an, von anderen entweder große und wohlerhaltene Exemplare, oder doch äußerst seltene Individuen. Seine Geschicklichkeit im Drechseln erwarb ihm die Gunst des vorigen Königs, der ihn als Aufseher über seine Kunstkammer anstellte. — Der verstorbene hochteutsche Prediger an der Garnisonskirche Hr. Chem-

nitz hat sich durch seine Fortsetzung des Martinischen Konchylienkabinets sehr verdient gemacht. Seine Sammlung kam an Reichthum der Spenglerschen lange nicht gleich, doch war sie sehr zahlreich und enthielt viele schöne und seltene Stücke aus der Südsee, den Indianischen Gewässern und den nordischen Meeren. Die Konchyliologie verdankt seinen Untersuchungen über die Entstehung, den Wachsthum, und die Oekonomie der Seeschalthiere wichtige Bereicherungen. — Das Insektenkabinet, das die Herren Lund und Sehstedt gemeinschaftlich besitzen, ist in seiner Art, was das Spenglersche für die Konchylien ist, und enthält viele noch unbeschriebene Thiere. Es ist nach dem Fabricius geordnet. Außer Schmetterlingen und Käfern fand ich bei ihnen auch eine Anzahl von Krabben und Krebsen. Professor Schuhmacher hat in mehreren Fächern mit Glück gesammelt; seine Vögel sind zwar nicht einheimisch, doch ausgesucht und wohl zubereitet. Unter seinen Konchylien befinden sich schöne und seltene Stücke, die in anderen Kabineten fehlen; vorzüglich zeichnen sich aber seine Mineralien, sowohl durch Auswahl, als Anordnung aus. Auf die Mineralogie legt man sich im Norden, unterstützt durch den Boden, von allen Zweigen der Naturgeschichte am meisten. Dem Emmerlingschen Systeme scheint man hier allgemein den Vorzug zu geben.

Ich schließe diese Nachrichten über Kopenhagen's literarische Anstalten und Hülfsmittel mit der Bemerkung, daß sich während des ganzen Zeitraums der Französischen Revolution, die Regierung nicht stark genug

fühlte, der ungebundensten Preßfreiheit die nöthigen Schranken zu setzen; sie hat dadurch auf die allgemeine Denkart einen Einfluß erlangt, der theils durch den Volkscharakter, theils durch eigene dazwischen kommende Ereignisse, und theils auch durch die Neutralität, die das Reich während des letzten Kriegs beobachtete, von heftigen Ausbrüchen abgehalten ward. Ein Zusammenfluß mehrerer Umstände gab zu dem Edikte vom September 1799 Veranlassung, wodurch auf jeden schriftlichen Antrag einer Konstitutionsveränderung, oder die Anzettelung eines Aufruhrs, die Todesstrafe gesetzt ward; alle die gegen die monarchische Regierungsform schrieben, oder die Grundsätze der natürlichen Religion, und des Christenthums umzustürzen suchten, sollten verbannt werden; wer Mächte, mit denen die Regierung in Freundschaft und Verbindung steht, beleidigte, sollte ins Zuchthaus kommen, und wer die Ehrbarkeit und die guten Sitten aus den Augen setzte, bei Wasser und Brod sitzen. Den Schriftstellern ward überdies befohlen, ihre Namen und Titel ihren Werken vorzusetzen; übrigens blieb allen Bürgern das Recht, ihre Ideen über Gesetze und Staatseinrichtungen mit Bescheidenheit im Drucke mitzutheilen. Nach den Herzogthümern wurden nur interimistische Verordnungen gesandt. Es ist indessen leicht einzusehen, welchen Eindruck eine solche Verordnung auf Gemüther machen mußte, die seit lange gewöhnt waren, die Regierung gleichsam als die Theilnehmerin ihrer zügellosen Freiheit zu betrachten. Man hat ihr auch in der Folge durch Modifikationen und nähere Erklärungen einen milderen Sinn beilegen müssen.

Erinnert man sich der unlängst von Schweden über einen neuen Mißbrauch der Dänischen Preßfreiheit zum Nachtheile dieses Reichs geführten Beschwerde und der Dänischen Antwort, so scheint die Verordnung von 1799 ihrem Geiste nach kaum mehr beobachtet zu werden.

Obgleich Dänemark in unseren Tagen in den Redekünsten kein Genie aufzeigen kann, dessen Schriften einen Fremden veranlassen können, ihrentwillen die Landessprache zu erlernen, so fehlt es doch keineswegs an Produkten, worin Geschmack, Beredtsamkeit und poetisches Talent mit einander wetteifern. Von dem Zustande der schönen Künste kann man im Allgemeinen keine großen Lobreden machen; doch finden sich einige glückliche Ausnahmen von diesem Urtheile. Die Maler-, Bildhauer- und Bauakademie, die bestimmt ist, die Nation auch in diesem Zweige der Kultur zu bilden und das Genie zu wecken, das aus Mangel an Gelegenheit und Ermunterung erschlaffen muß, hat den König, dem sie jährlich 8000 Reichsthaler kostet, zum Beschützer, und den Prinzen Friedrich zum Vorsitzer. Der kürzlich verstorbene Maler Juel war ihr Direktor. Außerdem besteht sie aus acht Professoren, vier Informatoren und einer Menge in- und ausländischer wirklicher und Ehrenmitglieder. Sie hat ihren Sitz im Schlosse Charlottenburg, hier werden die Zusammenkünfte gehalten, und bisweilen an 800 Eleven unterrichtet. Die Zimmer, die man ihr angewiesen hat, sind zahlreich, aber unansehnlich, und in einem hohen Grade

schmutzig. Ich sah im Sommer 1797 die Preisausstellung. Sara's Tod war der sowohl den Malern als den Bildhauern vorgeschriebene Gegenstand. Einer der letzteren hatte ein Basrelief verfertiget, das noch einigermaaßen der Forderung der Akademie entsprach, und eine Idee von den Talenten des Urhebers geben konnte; doch beinahe alle übrige zur Konkurrenz gebrachte Werke fand ich weit unter dem Mittelmäßigen. Die Zimmer waren übrigens mit Gemälden, Zeichnungen, Kupferstichen, einigen Statuen, Rissen und Modellen angefüllt; die letzteren, die von allen anderen Kunstwerken am leichtesten sind, übertrafen auch hier durchgehends die übrigen. In dem Risse zu einem neuen Rathhause, der die Preisaufgabe für die Baukunst war, hatten die meisten einen guten Plan befolgt. Das Beste, was ich unter dem Ameublement dieser Akademie, wenn ich mich so ausdrücken darf, antraf, waren einige Portraits von Müller, ein Paar Blumenstücke von Frau Bärens und ein Gemälde einer Prinzessin von Baden. Auch der vorige König von Schweden hat zwei geätzte Platten von seiner Arbeit hieher geschenkt. In einem besonderen Zimmer, zu dem man nur durch eine eigene Erlaubniß den Zutritt erhält, wird das sehenswürdige Modell der unvollendeten Kirche in der Friedrichsstadt verwahrt. Es ist sehr nett gearbeitet, und so geräumig, daß man durch eine unten angebrachte Oeffnung den Kopf hineinstecken kann. Die Kirche, woran man bereits arbeitete, wird jedoch nach einem anderen geschmackvolleren Plane ganz aus Norwegischem Marmor aufgeführt werden.

Die beiden größten Dänischen Künstler, die während meines Aufenthaltes eine besondere Aufmerksamkeit verdienten, sind jetzt nicht mehr; der Maler Juel und der Bildhauer Wiedewelt. Der erste hat beinahe die ganze Stadt portraitirt; selbst mehrere Schweden kamen hieher, um ihr Gesicht durch seinen treffenden Pinsel, und sein angenehmes Kolorit verewigen zu lassen. In der letzten Zeit seines Lebens forderte er einen ziemlich hohen Preis für seine Stücke. Inzwischen fehlte es ihnen an Kraft, wozu auch wohl die Stadt, in welcher er malte, und der Menschenschlag, der sich durch ihn abbilden ließ, mitgewirkt haben mögen. Bei Hrn. Wiedewelt fand ich sehr viele Produkte der Bildnerei, besonders in Gyps. Das Mausoleum des vorigen Königs, das er bereits lange vollendet hat, ist ohne Zweifel sein Hauptwerk. Es stellt einen Sarkophag vor, an dem Tugenden in Basrelief angebracht sind; doch eben so wenig als das ganze Werk bedeutet, eben so unglücklich ist, meinem Gefühle nach, die Säule erfunden, die sich hinter dem Sarkophag erhebt. Er ruhet auf einem langen Fußgestelle, an den Enden desselben trauern Dänemark und Norwegen; es würde ungerecht seyn, diesen beiden Figuren sein Lob zu verweigern. Außer diesem Denkmale traf ich in der Werkstätte des Künstlers verschiedene Monumente, Medaillons u. d. g. *)

Die Königliche Gemäldegalerie gehört nicht wie die Bibliothek unter die ersten Europa's, ob sie gleich schöne

*) Seine Lebensgeschichte liefert Hr. Eck in seinen Nordischen Blättern, I., S. 31 u. 152. D. Ueb.

und gute Arbeiten aus beiden Hauptschulen enthält. Ungefähr 3000 Stücke finden sich in einer langen niedrigen Galerie mit einem Zimmer daneben, das für Miniaturgemälde bestimmt ist. An einer Wand des Vorzimmers erblickt man die alten Teutschen Werke Albrecht Dürer's und seiner Zeitgenossen. Hinter dieser Galerie erstrecken sich die vier großen, für die Kunstkammer bestimmten Zimmer, worin man allerlei Sachen, selbst einige Naturalien, besonders aus dem Mineralreiche, antrifft. Zuerst fallen einem die in Wachs pousirten Figuren mehrerer Dänischer Monarchen, und anderer fürstlicher Personen in Lebensgröße auf. Die beiden berühmten in Jütland *) gefundenen Hörner von Gold, gehörten nebst anderen in Seeland ausgegrabenen Gefäßen und Geräthschaften unter die größten Seltenheiten der Sammlung, die aber vor Kurzem gestohlen, und von einem Goldschmiede, **) der das Metall mehr als die Alterthümer liebte, in den Schmelztiegel geworfen worden sind.

Die Kirchen in Kopenhagen, geben dem Kunstliebhaber keine große Befriedigung. In der Dänischen Kirche auf Christianshaven, hörte ich ein Orgelkon-

*) Nur das eine ist wirklich in Jütland gefunden, das andere hatte Christian I. genau nach dem ersten nachbilden lassen, es hieß das Oldenburgische Horn.
D. Ueb.

**) Er hieß Heydenreich, und war ein Schwede von Geburt. D. Ueb.

cert des berühmten Abt Voglers; er wollte unter anderen aus dem Buche Hiob die Stelle ausdrücken, wo Eliphas des Nachts einen Geist erscheinen sieht, ohne jedoch irgend einen Zuhörer von der Aehnlichkeit zu überzeugen, oder nur im Geringsten den Schauder zu erwecken, den die einfache Erzählung des alten Dichters unwiderstehlich hervorbringt.

Das Aeußere des Gottesdienstes ist von der Form desselben in Teutschland, wenig verschieden. Die lutherischen Kirchen in Kopenhagen, worin entweder Dänisch oder Teutsch oder abwechselnd in beiden Sprachen ministrirt wird, waren des Sonntags Vormittags, besonders an Buß- und Feiertagen, im Ganzen ziemlich voll, obgleich der größere oder geringere Beifall der Prediger einen bedeutenden Unterschied machte; des Nachmittags hingegen waren die Kirchen beinahe ganz leer; daher ward es auch oft einem Kandidaten überlassen, diese Zeit auszufüllen; übrigens werden auch dann während des Gottesdienstes die Stadtthore geschlossen, so daß selbst für Geld keiner, besonders mit einem Wagen herausgelassen wird. Die Predigten, denen ich beiwohnte, waren von sehr verschiedenem Werthe; ich habe warme, ächt christliche Vorträge, und trockene schaale Kanzelreden angehört, die den Grundsätzen der reinen Orthodoxie geradezu entgegen waren; ohne Zweifel hat die Teutsche Reformationssucht bereits große Fortschritte in Dänemark gemacht; man kann zwar nicht sagen, daß die Regierung die neue theologische Aufklärung begünstige, doch glaubt sie nicht stark genug zu seyn, um

ihr durch Mittel, die sonst in der Gewalt einer jeden Regierung sind, entgegen zu wirken. Eine Wochenschrift: Jesus und die Vernunft — voll heterodoxer Behauptungen und Spöttereien über die Andersgesinnten, ward zahlreich verkauft. Der gegenwärtige Bischof von Seeland, Doktor Balle, hat sich freilich alle Mühe gegeben, das Gebäude, das man niederzureißen strebt, zu stützen; allein er zog sich dadurch die ganze Last des Hasses und Spottes der Gegenpartei zu, und mußte viele Unannehmlichkeiten und Verfolgungen erdulden, die ihm sein Amt verbitterten; *) er sucht für diese Kränkungen sich durch die Erhaltung und Beförderung der ächt evangelischen Wahrheit unter den Mitgliedern seiner Gemeine zu trösten, die er an den Sonntagsabenden im Winter durch besondere biblische Vorlesungen erbaut. Auch auf dem Lande, und in den Schulen werden die neuen aufgeklärten Ansichten immer herrschender. Auffallend ist hier — wie auch in Schweden und im lutherischen Teutschland — der seltene Gebrauch der Bibel im Vergleiche gegen andere Erbauungsschriften; in der Hauptstadt von Dänemark konnte mir einer der ersten Buchhändler, nur nach vielem Suchen, nur ein einziges unbrauchbares Exemplar der heiligen

*) Der Verfasser jener berüchtigten Wochenschrift hieß Hornbow; Dr. Balle setzte ihm zwei andere Blätter: Bibeln för fuaver sig selv und Pligtanker, entgegen; Hornbow führte auch Krieg mit der neuen Philosophie, die an Herrn Oerstadt einen rüstigen Vertheidiger findet. D. Ueb.

Schrift verschaffen, und erst ganz kürzlich erhielt ich eine Quartausgabe von 1777.

Die reformirte Kirche hat in Kopenhagen zwei Teutsche und zwei Französische Lehrer, die in benachbarten Häusern freie Wohnung haben. Die ersteren haben natürlicherweise mehr Zulauf, als die letzteren; ihre Gemeinde besteht aus 600, die der letzteren aus 200 Seelen. In allen Dänischen Staaten giebt es kaum 2000 Reformirte; sie können, wenn ihnen die Gelegenheit fehlt, sich eines Predigers von ihrer Konfession zu bedienen, das Abendmahl mit den Lutheranern genießen. Man hat dies selbst einmal einem Katholiken erlaubt, da er sich entschloß, es unter beiderlei Gestalt zu empfangen. Um zu Aemtern und Würden zu gelangen, braucht man nicht der herrschenden Religion zugethan zu seyn. Seitdem der Brand die Synagoge der Juden in die Asche gelegt hat, vertheilen sie sich zur Ausübung ihres Gottesdienstes in Häuser. Jeder Jude, der die Erlaubniß dazu nachsucht, kann sich in Dänemark ansiedeln, alle Zweige der Industrie treiben, und selbst in Innungen aufgenommen werden, nur Norwegen ist ihnen verschlossen. *)

König Christian VII. vereinigt noch eine wohlgebildete Gestalt mit dem jugendlichen Aussehen, das

*) Vielleicht aus Furcht, daß sie den Metallhandel an sich ziehen möchten; in Kopenhagen giebt es beinahe 2000 Juden. Catteau III, S. 43.

D. ueb.

das hohe Blond, besonders in gewisser Entfernung, auch in einer bereits fortgerückten Lebenszeit behält. Alle äußerliche Handlungen der Majestät verrichtet er fortdauernd, er giebt den auswärtigen Ministern Audienz, beantwortet selbst ihre Reden, nimmt die Präsentation von Fremden und Ausländern an, unterzeichnet die Staatspapiere und Depeschen von Wichtigkeit, und hält selbst das jährliche höchste Reichsgericht; bei allen diesen Verrichtungen beträgt er sich auf eine Art, die es nicht nöthig macht, auch sie einem Andern anzuvertrauen. Während des Gottesdienstes singt er mit vieler Herzlichkeit, und hört mit der größten Andacht zu. Im Theater wendet er, wie ich bereits gesagt habe, so lange man spielt, sein Auge nicht von dem Schauplatze; man sagt sogar, daß er sich in den langen Stunden, die er einsam in seinen Zimmern zubringt, damit beschäftigen soll, Bücher aus zwei oder drei ihm bekannten Sprachen in seine Muttersprache, und umgekehrt aus dieser in feemde zu übersetzen. Man begreift leicht, daß er beständig von Begleitern umgeben ist, und es gehört, wenn er es anders fühlt, zu den unangenehmen Umständen seines Lebens, daß keiner, so nah er ihm auch verwandt seyn mag, den er an öffentlichen Orten anreden sollte, ihm eine andere als eine leise Antwort giebt. Im Allgemeinen ist der wahre Zustand des Monarchen von allen Dingen in Kopenhagen dasjenige, worüber man sich besonders in einem höheren Kreise, gar nicht auszulassen wagt, beinahe hätte ich gesagt, das Staatsgeheimniß. Die Reichsverwaltung befindet sich unterdessen in den Händen des Kronprinzen, der an der

Spitze eines vorsichtigen, redlichen und das Wohl der Unterthanen beherzigenden Ministeriums, das Gedeihen seines Vaterlandes im Stillen befördert, und in der Liebe der Dänen, und der Verbindung mit einer der liebenswürdigsten Prinzessinnen Europa's, Belohnung seiner heilsamen Absichten findet. —

Wenig Europäische Höfe sind auf einem so wenig kostbaren und prächtigen Fuß eingerichtet, als der Dänische; fast nirgends herrscht ein so einfaches Zeremoniel.

Selbst durch den Brand ward diese Lebensart begünstigt; der König und der Kronprinz bewohnen seitdem ein Paar Häuser, die für adeliche Familien allerdings prächtig waren, keineswegs aber zum Aufenthalte eines Königs geeignet sind; das Ameublement entspricht vollkommen dem Gebäude. Das Palais des Kronprinzen hat die Aussicht nach der See und ist mit einem Garten versehen, der dem alten Schlosse fehlte; Vorzüge, die wahrscheinlich die Wiederherstellung desselben, die nothwendig große Kosten verursachen würde, nur wenig wünschenswerth machen werden. Im Jahre 1788 kostete (nach Thaarup) die Erhaltung des Hofes nur 137,000 Reichsthaler; seitdem ist er noch sehr eingeschränkt worden. Die gedruckte Liste der Hofbeamten führte während meines Aufenthaltes einen Oberkammerherrn und vierzehn Kammerherren, ferner eine ganze Reihe von Kammerherren in verschiedenen Bedienungen, mehrere andere Ober- und Unter-

hofämter, von denen manche unbesetzt waren und einige Hof- und Kammerjunker auf. Unter den geringeren Stellen scheint mir die eines Hof-Hochzeits- und Leichenbitters überflüssig. Der Kronprinz hat keinen eigenen Hofstaat und gebraucht die Beamten seines Vaters. Seiner Gemahlin, ob man sie gleich in der That für die Königin halten kann, wird nur von einer Kammer- und zwei Hoffräulein, einem Hofmeister und einem Kammerjunker aufgewartet. Im Winter ist alle vierzehn Tage bei Hofe Cercle; nach demselben ist Souper, wobei — die königliche Familie ausgenommen — die Plätze durch das Loos bestimmt werden. Nur bei diesen öffentlichen Assembleen können Fremde, die nicht Minister oder von außerordentlichem Range sind, dem Könige vorgestellt werden; nach ihrer Beendigung im Frühling hat keiner weiter den Zutritt zu ihm. Den übrigen Mitgliedern der königlichen Familie wird man jedoch auf Verlangen zu allen Zeiten präsentirt, und nicht nur der Minister der Nation, zu der ein Ausländer gehört, sondern jeder Einheimische, der am Hofe zugelassen wird, kann ihn einführen; auch ich war genöthigt diesen Ausweg zu wählen, da der Batavische Gesandte zwei Monate vor dem Fall der Regierung, die zwischen dem Januar und Junius 1798 das Vaterland beherrschte, ich weiß selbst nicht mehr, aus was für einer Rücksicht gegen die alten Machthaber, es nicht wagen durfte, meiner am Hofe zu erwähnen. Sonst ist die Art, wie man vorgestellt wird, in Vergleichung mit allen andern mir bekannten Höfen keine Präsentation, sondern eine Anmeldung; wenn man zu bestimmten Stunden in der Anti-

chambre des Kronprinzen oder seiner Gemahlin erschienen ist, findet man daselbst den aufwartenden Kammerherrn oder die *Dame du jour* und wird von ihnen hineingewiesen; man öffnet und schließt selbst die Thüre, sieht sich mit den Herrschaften ganz allein, und unterhält sich stehend mit ihnen, so lange es der Anstand zu verstatten scheint. Werden Damen bei der Kronprinzessin eingeführt, so werden sie nicht durch eine Hofdame, sondern durch die Bekannte aus der Stadt, die die Einführung über sich genommen hat, begleitet. Beinahe dieselbe Weise herrscht am Hofe der Prinzessin von Augustenburg, die in einem andern Theile der Stadt wohnt; ihr Hofstaat ist eben so stark wie der ihrer Schwägerin. Ihr ist ein Loos zu Theil geworden, wie es in ihrem Kreise selten Statt findet; es war ihr vergönnt, sich mit einem Standesgenossen zu vermählen, und doch in ihrem Vaterlande bleiben zu können. Durch das Beispiel ihrer Mutter unterrichtet, war sie weise genug, die Hand eines apanagirten Fürsten zu wählen, statt sich einem auswärtigen Prinzen von höherem Range, den die unglückliche Braut gemeiniglich nie zuvor gesehen hat, aus Ehrsucht oder politischen Rücksichten anzuvertrauen und ohne Schutz in der Fremde allen Intriguen, Verfolgungen und heimlichen Verdrüßlichkeiten, die so häufig ihren Schwestern durch ganz Europa widerfahren sind, bloßzustellen. Ihrem Gemahl, dessen Güter im Schleswigischen liegen, sind die Universitäten und wissenschaftlichen Anstalten in den Dänischen Staaten anvertraut. Im Sommer 1798 wohnte ich der Taufe ihres neugebornen Kindes bei. Etwa hundert Personen beiderlei Geschlechts, doch mei-

stens Herren, versammelten sich zu der bestimmten Nachmittagsstunde in einem großen Saale ihres Palastes; die fremden Minister waren durch Annoncecharten dazu eingeladen; die Luxusgesetze verbieten den hier erscheinenden Großen, außer ihren reichsten Ordensinsignien, prächtige Kleider zu tragen. Die Damen waren alle in der weißen Gallatracht, die weiter nichts ausgezeichnetes hat, als daß ein Theil derselben von hinten in die Höhe geschlagen, und mit einer Agraffe befestiget wird. Nach einiger Zeit ward man in einen zweiten Saal geführt, wo das Kind in einer großen sehr zierlichen Wiege, oder vielmehr in einem Bettchen lag. Das Taufkleid war mit Diamanten besetzt. Darauf ward der Täufling in ein Nebenzimmer getragen, hier saß die Mutter — bereits völlig wiederhergestellt — auf einer Art Paradebett. Die königliche Familie trat von einer andern Seite in das Gemach, die Taufhandlung ward darauf vollzogen, ohne daß die übrigen Anwesenden bis auf die wenigen, die sich an die offen gebliebene Thüre drängen konnten, etwas davon zu sehen im Stande waren. Nachdem sich der Hof fortbegeben und man der Prinzessin Glück gewünscht hatte, kehrten alle in den Saal zurück, wo Erfrischungen herumgereicht wurden.

Das Palais des Prinzen Friedrich ist inwendig zierlicher und in einem neuern und bessern Geschmack möblirt als die übrigen. Doch beschränken sich die Vorzüge desselben allein auf eine gewisse Eleganz der Stühle, Tapeten, Plafonds, Portraits u. dgl.; die Gemälde, Bücher und wirklichen Kostbarkeiten, die der

Fürst vordem besaß, sind meistens bei dem Brande des Schlosses verloren gegangen. In dem Audienzzimmer besteht sein Thron in einer Sella curulis, die jedoch nicht, wie gewöhnlich, unter einem Himmel, sondern nur vor einem hohen, an der Mauer befestigten herzoglichen Mantel steht. Der Tanzsaal ist weiß und gelb gemalt und mit einigen Säulen verziert; er gehört gewiß unter die größten und schönsten seiner Art. Der Hofstaat des Prinzen besteht aus einem Oberkammerherrn, einem Hofchef, einer Hofmeisterin für die drei jüngsten Kinder, zwei Kammerherren und einem Professor zur Erziehung seines ältesten Sohnes. Er ist Wittwer einer Schwerinischen Prinzessin. Den Winter bringt er in der Stadt, den Sommer auf einem Landgute zu.

Das von Christian VI. erbaute und nur von zwei Königen bewohnte Schloß Rosenburg war ursprünglich zu einem Sommeraufenthalt für den Hof bestimmt. Es liegt zwischen dem großen Garten, der jetzt zu einer öffentlichen Promenade dient, und zwischen dem westlichen Theile des Walles; da es am weitsten von der See entlegen ist, so ward es beim letzten Besuche der Engländer die Zuflucht der königlichen Familie. Der Umfang ist gering, die Bauart Gothisch. Der Rittersaal, ein langes schmales Zimmer, nimmt die ganze Breite des zweiten Stockwerks ein. Der Plafond ist mit zahlreichen, weit hinaustretenden Figuren angefüllt. Die ehemals zu Kopenhagen selbst verfertigten Tapeten von *Haut-de-lisse* stellen Christian's V. Kriege dar, die Bildnisse Tromps und Ruiters leh-

ren darin häufig wieder. Der König hält hier jährlich am ersten März eine feierliche Sitzung oder Eröffnung des höchsten Gerichts und unterzeichnet die Urtheile. Auf seinem Throne, vor dem, wie vor dem Salomonischen, einige silberne, zum Theil vergoldete, nicht ohne Geschmack gearbeitete Löwen liegen, hängt ein königlicher Mantel, den er selbst an dem Gerichtstage nicht anlegt, sondern der nur auf dem Armsessel ruhen bleibt. In einiger Entfernung vom Throne und dem Sitze der Richter stehen die Advokaten hinter Schranken. Am Ende des Saales erblickt man das silberne Taufbecken des Dänischen Hauses, nebst einigen schönen Arbeiten in Florentinischer Mosaik und von Scajola. An den Rittersaal stoßen vier mit Kostbarkeiten angefüllte Kabinete. In einem derselben trifft man nichts als Glas, ein Geschenk von Venedig. In einem andern verwahrt man die, bei der Krönung des Königs und der Königin gebräuchlichen Throne, der erste soll aus Einhorn*) verfertigt seyn. Es ist mir nicht geglückt, auch die übrigen in diesem Gebäude befindlichen Insignien zu Gesicht zu bekommen. Diese Zimmer enthalten ferner das königliche Goldservice für 12 oder 14 Personen, das bei der Vermählung des Kronprinzen und andern Gelegenheiten noch mit mehreren Stücken vermehrt ist; eine goldne Toilette, die Karoline Mathilde aus England mitgebracht hat, einen prächtigen Sattel und eine mit Perlen und Edelgesteinen besetzte Schabracke Christians IV.; andere Steine von Werth,

*) Das heißt aus den Hörnern des Narwals. d. ueb.

unter andern einen Amethyst, der mehrere Tausende gekostet hat, Statuten von besonderer Größe u. d. m. Die aufeinanderfolgenden Unterzimmer bieten außer einem Sprachkanal nichts Merkwürdiges dar. Dieser nimmt seitwärts an dem Ende des Gebäudes in der Mauer unter einem Fenster seinen Anfang, läuft nach unten bis in die Keller und kömmt am andern Ende an einer ähnlichen Stelle wieder zum Vorscheine. Ungeachtet eines Abstandes von 60 Ellen klingt es, wenn zwei Personen an den beiden Enden mit einander reden, nicht anders, als sprächen sie Mund an Mund. Die meiste Aufmerksamkeit von allen in diesem Schlosse befindlichen Gegenständen, verdiente die in zwei Zimmern aufgestellte Münz- und Medaillensammlung. Die Medaillen liegen hinter Glas. Im Ganzen herrscht hier bei der trefflichsten Ordnung großer Reichthum; obgleich es nicht an ausländischen Münzen fehlt, so sind doch die Dänischen natürlich die zahlreichsten. Im Jahre 1791 erschien auf königliche Kosten in zwei Foliobänden eine prächtige Beschreibung dieses Kabinets mit Kupfern von Nielsen, Müller, Kölle und Spengler unter dem Titel: *Beskrivelse over Danske Mynter og Medailler i den Kongelige Samling.* Drei Jahre nachher kam noch ein Anhang zu diesem Werke heraus.

Bekanntlich kann kein Reich in Europa ein Grundgesetz aufzeigen, das eine so ausgedehnte, und unumschränkte Monarchie begründet, als Dänemark; nichts destoweniger herrscht vielleicht in keinem andern monarchischen Staate eine größere bürgerliche Freiheit als hier.

Alles in der politischen und richterlichen Verfassung ist so sehr nach Formen und Observanzen eingerichtet, daß man gewöhnt ist, sie gleichsam als ein zweites Staatsrecht anzusehen; ein wirklicher Despotismus ist daher nicht möglich und eine öffentliche Ungerechtigkeit läßt sich nicht füglich ausführen; denn weder der König noch die Minister dürfen es wagen, der allgemeinen Meinung zu trotzen. Man bemüht sich sogar seit einiger Zeit, dem Publikum die Gründe, die diesen oder jenen wichtigen Beschluß veranlaßt haben, durch angemessene Mittel mitzutheilen. Außer dem Könige, dem Kronprinzen und dem Prinzen Friedrich sitzen eigentlich sechs Mitglieder in dem Staatsrathe. Hier werden alle wichtige Sachen abgemacht und die Präsidenten der verschiedenen Kollegien, vor welche sie gehören, und denen alle Sachen zuerst vorgelegt werden müssen, statten davon Bericht ab. Bewilligt der König, ohne den Staatsrath, irgend eine Vergünstigung, so muß der Empfänger sie unverzüglich den Kollegien anzeigen, die alsdann dem Monarchen Vorstellung gegen die Nichtbeobachtung der gewöhnlichen Form thun. Unter den vielen Einrichtungen, welche die Dänische Regierung zum Wohl des Reichs getroffen hat, verdienen besonders die beiden Verordnungen vom 8 Junius 1787 und vom 20 Junius 1788 ausgezeichnet zu werden. Die erste, die Frucht einer in dem vorhergehenden Jahre zur Untersuchung der, zwischen dem Landeigner und dem Bauern stattfindenden Verhältnisse, bestimmte auf das allergenaueste die gegenseitigen Rechte und Pflichten. Die zweite zerstörte die Leibeigenschaft (Stavns-baandet) völlig. Zur Ehre dieses, in der

That wichtigen Ereignisses hat man unfern von dem Thore, durch welches alle Fremde von der Teutschen Seite hineinkommen, einen prächtigen, gut ausgeführten Obelisk von 24 Ellen aufgeführt. *) Das Fußstück, eine weißlichte Steinart, stellt an den vier Ecken, vier Tugenden aus weißem Marmor dar, deren Ausführung jedoch nicht sehr zu rühmen ist. Die vier Seiten dieses Fußgestelles sind mit zwei Medaillons und zwei Inschriften versehen. Der Obelisk ist von braunem Steine; auf demselben liest man vorn und hinten folgende Worte:

Kongen kjendte, at Borgerfrihed bestemt ved retfärdig lov, giver Kjerlighed til fäderneland, mod til dets värn, lyst til Kundskap, attraa til flid, haab om Held.

* * *

Kongen böd: Stavnsbaandet skal ophöre, landboelovene gives orden og Kraft, at den fribonde kan worde kjek og oplyst, flittig og god, haederlig borger lykkelig.

* * *

(Der König fühlte, daß durch gerechte Gesetze bestimmte Bürgerfreiheit mit Liebe fürs Vaterland und Muth zu dessen Vertheidigung beseelt, Neigung für die

*) Er hat 14,000 Reichsthaler gekostet, die durch Subskription zusammengebracht wurden, der Kronprinz legte im J. 1792 den ersten Stein dazu. Cattrau 1, 318.

Wissenschaft giebt, zum Fleiß ermuntert und Hoffnung auf Wohlstand gewährt. — Der König befahl, daß die Leibeigenschaft aufhören und den Gesetzen für den Landmann Kraft und Wirksamkeit gegeben werden sollte, damit der freie Bauer muthig und aufgeklärt, fleißig und gut, redlicher Bürger und glücklich werden möge.)

Die Leibeigenschaft fand jedoch nur auf Seeland und den kleinen Inseln statt, und hatte sich hauptsächlich im siebzehnten Jahrhunderte durch das Soldatenstellen ausgebildet. Der Gutsbesitzer mußte den Soldaten schaffen und erhielt dadurch die Macht, seine Bauern zu allem zu zwingen, was er nur verlangte. Ohne also die wesentlichen Rechte des Herrn zu kränken, war es genug durch eine bessere Art der Konskription, die Ursache aus dem Wege zu räumen. Die eigeschlichenen Mißbräuche ließen sich jedoch nicht auf einmal abschaffen, das Gesetz hat bestimmt, wie viele Tage in der Woche ein Bauer seinem Herrn oder dessen Pächter umsonst dienen soll; man sucht auch das Abkaufen der gebräuchlichen und erlaubten Dienste zu befördern. Erst im J. 1800, zwölf Jahre nach dem verbesserten Gesetze hat alles seine gehörige Gestalt erhalten. Auch in den Herzogthümern, wo die Leibeigenschaft ebenfalls statt fand, hat man sie abgeschafft. *)

*) Es würde dem Zwecke dieses Werks zuwider seyn, das Wesen und die Geschichte der Dänischen Leibeigenschaft weitläuftiger auseinander zu setzen; Liebhaber finden ausführliche Materialien dazu in Nyerup's hist. statist. Schilderung

Die städtische Verfassung ist in Dänemark von der Teutschen wenig verschieden; der Magistrat besteht gewöhnlich aus ein Paar Bürgermeistern und einigen Rathsherren, außer einem Schultheiß oder Richter, dessen Amt sehr häufig mit dem eines Bürgermeisters vereinigt ist. Die Bürgerschaft hat durchgehends eine Repräsentation, die aus Leuten, von einigen Einsichten in die Oekonomie besteht. Kopenhagen ist natürlich auf einen größern Fuß gesetzt; die Stadt selbst gehört nicht einmal zu dem Stifte Seeland. An der Spitze ihres Raths hat sie einen Oberpräsidenten; auf ihn folgen zwei Bürgermeister, drei Vicebürgermeister, sechs Rathmänner und sieben Viceräthmänner; das Kollegium der zwei und dreißig macht eine Mittelinstanz zwischen der Bürgerschaft und dem Stadtrathe aus.

Das Dänische Gesetzbuch ward im J. 1679 unter Christian V. vollendet, acht Jahre später das Norwegische. Der vielen in neuen Verordnungen geschehenen Zusätze wegen ist man beschäftigt, sie aufs neue zu übersehen. In Jütland und Schleswig gilt auch noch das Jütsche Lowbog vom J. 1240. Es giebt zwei Appellationsinstanzen, die erste an eines der fünf Provinzialgerichte, die von einem Oberrichter und mehreren Assessoren gehalten werden, und von diesen an das höchste Tribunal. Zu Kopenhagen, so wie in andern großen Städten, in den Grafschaften und Baronieen ap-

von Dänemark und Norwegen, übersetzt von H. Gerdthausen, Altona 1804, I. Bd. d. Ueb.

pellirt man gleich von dem städtischen Hof- und Stadtgericht, das außer dem Oberjustizarius aus 14 Gliedern besteht, *) an dasselbe; unter ihm stehen auch in Dänemark sowohl als in Norwegen die mit Titeln versehenen Edelleute in der ersten Instanz, es sey denn daß sie mit militärische Würden bekleiden, die übrigen nur in Sachen von Ehre und Leben, die Bischöffe in äußerst wichtigen Fällen. Es ist im J. 1660 eingerichtet, und hat außer einigen Sekretarien ein und zwanzig ordentliche und vier außerordentliche bürgerliche und adliche Mitglieder. Obgleich der König jährlich nur einmal in denselben erscheint, so wird doch seine Gegenwart immer vorausgesetzt, die Advokaten wenden sich während ihrer Vorträge auch immer nach dem Thron (nirgends im ganzen Reiche als hier wird mündlich plaidirt.) In Sachen über Leben und Ehre steht dem Könige überdies noch eine Revision zu. Vom Januar bis Julius 1809 sind vor diesem Gerichtshofe 254 Rechtssachen entschieden worden. **) — Seit 1795 hat man in Dänemark Friedensrichter eingeführt, die sich bemühen streitende Parteien ohne Prozeß zu vergleichen, keine Sache, die nicht vorher vor diese gebracht ist, wird von den Tribunalen angenommen. In den Städten muß alles in acht,

*) Ueberdies giebt es in der Hauptstadt noch ein besonderes See- und Polizeigericht. d. Ueb.

**) Ueber diese Anzahl wundert sich Hr. Meermann und glaubt kaum die physische Möglichkeit begreifen zu können, allein werden von Teutschen Gerichtshöfen, Fakultäten und Schöppenstühlen nicht bei weitem mehrere Prozesse entschieden? d. Ueb.

auf dem Lande in vierzehn Tagen abgemacht seyn, wenn die Parteien nicht in eine Verzögerung willigen. Durch diese Einrichtung ist die Zahl der Prozesse bereits in 3 Jahren von 25,000 bis auf 9000 gefallen. *) Für die Abkürzung der Prozesse selbst haben die Gesetze gesorgt. In Kriminalfällen erhält jeder Gefangene einen Advokaten. In Island richtet man sich meistens nach dem Norwegischen Gesetzbuche. Ein Distriktsrichter und seine Beisitzer urtheilen hier in erster Instanz; von ihnen appellirt man seit dem J. 1800 an das allgemeine Landesgericht und von demselben wieder an das höchste Tribunal in Kopenhagen. Eben so wird es auf den Färöer-Inseln gehalten, wo gleichfalls das Nordische Gesetzbuch eingeführt ist. Die beiden Herzogthümer, bis auf die mit besonderer Jurisdiktion versehenen Distrikte, haben ihre Oberappellationsgerichte zu Gottorp und zu Glückstadt und zugleich besondere Landesuntergerichte. Jene haben den Prinzen an ihrer Spitze und bestehen theils aus adelichen, theils aus bürgerlichen Mitgliedern. Aus Indien wird in wichtigen Fällen nach dem Mutterlande appellirt, dies kann auch von In-

*) Urheber dieser Vergleichkommissionen war der damalige Generalprocureur, Conferenzrath Christian Colbjörnsen. Nach und nach sind sie in alle Staaten des Reichs (nur nicht in die Herzogthümer) eingeführt, natürlich mit gewissen, dem Lokal angemessenen Modifikationen. Wer sich näher über diese wohlthätigen Anstalten unterrichten will, sehe die klare und gründliche Beurtheilung mehrerer sie betreffender Schriften in der Hallischen A. L. Z. Nr. 159, 1805.

Ü. Ueb.

bianern selbst bei geringerern Verbrechen als Mord und Empörung, geschehen; doch erschwert man in Europa nie das Asiatische Urtheil. Auch den Dänischen Besitzungen in Westindien steht das königliche Gericht zu allen Zeiten als eine Appellationsinstanz offen. Eine königliche Verordnung vom J. 1746 vertheilt alle Beamte, von welcher Art sie auch seyn mögen, in 9 Klassen, wodurch aller Rangstreit unter ihnen und ihren Frauen aufgehoben ist.

Das Getraide, das im ganzen Reiche, Schleswig mit einbegriffen, gewonnen wird, schätzt man jährlich auf mehr als acht Millionen Tonnen, und dennoch wird etwas Weniges mehr ein- als ausgeführt. Im Ganzen nimmt der Ackerbau zu; wozu eine Kreditkasse, wodurch die Urbarmachung wüster Ländereien und andere nützliche Unternehmungen unterstützt werden, und der freie Kornhandel in dem ganzen Reiche nicht wenig beitragen. Die Ausfuhr an Pferden und Rindvieh ist ansehnlich. Vor ungefähr 30 Jahren zählte man weit über 400,000 Stück Rindvieh in Dänemark und noch mehr als einmal so viele Schafe; in den beiden Herzogthümern 355,000 Häupter Hornvieh. 1795 wurden aus Dänemark 6000 Pferde 22,000 Ochsen, außer mehreren tausend Tonnen Salzfleisch, und 1797 aus Schleswig 3646 und aus Hollstein 6386 Pferde ausgeführt. Auf Island befinden sich gegenwärtig ungefähr 10,000 Stück Ochsen, vor dem unglücklichen Jahre 1783 besaß die Insel wohl noch einmal so viel. Auch die Schafe, deren Anzahl sich jetzt auf etwa 300,000 Stück belaufen mag,

wurden damals sehr vermindert. Die Färöer-Inseln bringen bloß Futter hervor, sie bestehen eigentlich nur aus Felsen die oben mit ein Paar Ellen Erde bedeckt sind.

Sämmtliche Einkünfte der Krone aus allen ihren Besitzungen ohne Unterschied sollen sich auf mehr als acht Millionen Reichsthaler belaufen; seit einem Vierteljahrhundert haben sie sich um ein Viertheil vermehrt. Die gewöhnliche Landsteuer ist eine der Hauptquellen dieser Einkünfte und beträgt weit über die Hälfte des Ganzen, dazu kommen die außerordentlichen Grund- und Personensteuern mit den Konsumtionseintraden. Der Sund- und die übrigen Zölle geben zusammen über eine Million. Die Ausgaben stehen mit dieser Einnahme ungefähr im Gleichgewichte und durch eine ökonomische Staatsverwaltung wird die im Vergleiche mit andern Europäischen Ländern so geringe Nationalschuld, die 1787 noch nicht 26½ Millionen betrug, nicht vermehrt: 14 Millionen ist das Land in der Fremde und 12 zu Hause schuldig; die Interessen werden auf 4 p. C. berechnet. Im Jahr 1790 beliefen sich sämmtliche Ausgaben nach Catteau auf 6,525,500 Reichsthaler, für die königliche Familie 250,000, die Landarmee 2,080,000, die Marine 1,200,000, die Civilbeamten 707,500, die Interessen der Staatsschuld, 1,100,000. Dänemarks Staatskredit ist allgemein bekannt; die Banknoten standen zu meiner Zeit al Pari, und sowohl in der alten als in der neuen, im J. 1791 errichteten Bank ward jährlich ein ansehnlicher Theil derselben verbrannt; sie gelten durch das ganze Reich als baares Geld und außer den

kleinen, halb silbernen, halb kupfernen Schillingen, sieht man wenig anderes als Papiergeld im Umlaufe. Die Herzogthümer haben zu Altona ihre eigene Bank.

Catteau schätzt die Gesammtzahl aller, den Unterthanen des Königs von Dänemark zugehörigen Schiffe auf 3000, bis 3400: Dänemark und die Herzogthümer besitzen davon etwa zwei Drittheile, und Norwegen das kleinere Drittheil. Kopenhagen allein hat 229 von jeder Größe, im Durchschnitt segeln jährlich ungefähr 4000 Kauffahrer in diesem Haven aus und ein. Im Jahr 1789 betrug die Summe der in Dänemark eingebrachten Waaren 4,350,000 Reichsthaler, die Ausfuhr war um 300,000 Reichsthaler stärker als die Einfuhr, doch läßt sich das, was durch Schleichwege eingebracht wird, nicht berechnen. Zwischen Norwegen und Dänemark finden keine Zölle statt, wohl aber zwischen den Herzogthümern und diesen Reichen. Der Handel nach Island steht seit dem J. 1787 allen königlichen Unterthanen unter gewissen Einschränkungen offen und beschäftigte in dem Jahre, als ich mich in der Residenz befand, etwa 50 Schiffe. Die Isländer selbst dürfen nur, wenn sie mit einem Dänischen Handelshause in Verbindung stehen, eigne Fahrzeuge ausrüsten; und den Fremden, so sehr die Einwohner auch ein freies Verkehr mit ihnen wünschen, ist der Zugang gänzlich verschlossen. Sechs Häven dieser Insel sind bestimmt allmählig Städte zu werden. Die Ausfuhr beträgt jährlich ungefähr 200,000 und die Ein-

fuhr 150,000 Reichsthaler. Man betrachtet diese Insel als eine Kolonie in einem andern Erdtheile, wovon aller Vortheil dem Mutterlande zu Gute kommen muß; und so viel man auch in den letzten Jahren zur Unterstützung des unglücklichen Volks dieses entlegenen Theils gethan hat, so hat man doch zu verhindern gesucht, daß es nicht in fremde Hände fallen möchte, als wenn dies die gewisse Folge einer freien Schiffahrt seyn würde. Aus Finmarken, wurde im J. 1788 für 42,000 Reichsthaler Waaren nach Kopenhagen gebracht. Auf den Färöer-Inseln betragen die Ex- und Importen jährlich im Durchschnitte 22,000 Reichsthaler. Die Grönländische Fischerei steht allen Dänen frei; 10 oder 12 Schiffe sind damit beschäftigt, doch der Gewinn beträgt kaum 200,000 Reichsthaler. Im J. 1787 machte die Einfuhr nach Grönland 74 und die Ausfuhr 93,000 Reichsthaler aus, wozu noch 168,000 Reichsthaler als Gewinn vom Wallfischfange kamen. Die Fahrt nach den Westindischen Besitzungen steht den Eingebornen der beiden Königreiche völlig frei; die Zahl der Schiffe die dorthin und zugleich häufig nach Nordamerika segelt, ist sehr ungleich; im J. 1797 waren es 86, und im J. 1798, 75. Ste. Croix bringt der Krone jährlich 105,000, St. Thomas 25,000 und St. Johann 3000 Reichsthaler ein. Die Dänen führen jährlich mehr als 3000 Sklaven aus Afrika nach Westindien; der Verkaufspreis ist noch einmal so hoch, als die Einkaufssumme; doch ist ein Gesetz zur allmählichen Abschaffung dieses Handels vorhanden. Die Asiatische Kompagnie besteht aus 4800 Aktien, jede von 500 Reichsthalern; von 1780 bis 1793

betrug die jährliche Dividende 48 Reichsthaler. Sie sendet alle Jahre ein oder zwei Schiffe nach Sina, wohin sie den ausschließenden Handel hat; an dem übrigen Indischen Verkehre läßt sie auch andere Kaufleute gegen eine Abgabe von 4 p. C. Theil nehmen. Jährlich werden 4 oder 5 Fahrzeuge nach Bengalen abgesandt, sie ist verpflichtet nach dem erstern Lande für 3000 und nach dem letztern für 2000 Reichsthaler an einheimischen Fabrikaten mitzunehmen. Die zurückgebrachten Sinesischen Waaren zwischen den Jahren 1781 und 1787 wurden für 13 Millionen abgesetzt; im Einkauf hatten sie nur $7\frac{1}{2}$ Million gekostet. In der Hauptstadt sollen 1300 Menschen von diesem Handel leben. Wer 20,000 Reichsthaler in dieser Kompagnie oder sonst eine Besitzung von 30,000 Reichsthalern im Reiche oder einen Antheil von 10,000 Reichsthalern in einer Fabrik hat, genießt nach dem Indigenatgesetze die Rechte eines Eingebornen. Die Kompagnie sowohl, als die besondern nach Ostindien handelnden Kaufleute bezahlen 1 p. C. für die Ein- und Ausfuhr an den König.

Unter den von mir besuchten Fabriken, nimmt die königliche Porzellainfabrik, die erste Stelle ein. Ihr Lokale ist ein sehr weitläuftiges Gebäude, dessen innere Einrichtung gern den Neugierigen gezeigt wird. Bei der Mischung des Stoffs, den man zum Porzellan gebraucht, erwartet man viel von dem Norwegischen Quarz, um der Masse dadurch Glanz zu geben. Es arbeiten ungefähr 120 Personen in der Fabrik, und darunter sind ein Drittel, zum Theil nicht ungeschickte Maler; in den

drei Sälen, die zum Magazine dienen, trifft man freilich einen großen Vorrath fertiger Sachen, auch sind die Preise ziemlich hoch, doch kann nur das Wenigste durch Ordnung und Geschmack Anspruch auf die Aufmerksamkeit eines Reisenden machen, besonders wenn er diese Fabrik mit andern ihrer Art vergleicht. Sie hat auch nur einen geringen auswärtigen Absatz, und der König setzt dabei jährlich zu. In der außerhalb der Stadt nicht unangenehm liegenden Tuttainschen Kattundruckerei, sind ein Paar hundert Leute beschäftiget, die alle nach Verhältniß ihrer Arbeit bezahlt werden. Man erhält den bereits gewebten Stoff aus Ostindien; man muß ihn jedoch, um ihn für die Annahme der Farben geschickt zu machen, noch einer Vorbereitung unterwerfen, wodurch der Kattun glätter und weicher wird. Das Aufdrücken der Farben wird, je nachdem viele oder wenige derselben zu einem Muster gehören, öfter oder seltener, bei einigen Zeichnungen neunmal wiederholt. Die Entwürfe schienen mir im Ganzen eben von keiner glücklichen Erfindungskraft zu seyn. Die Fabrik arbeitet auch beinahe bloß für einheimischen Absatz, sie liefert jährlich 56,000 Stücke, jedes im Durchschnitt von 20 Ellen. Ein weitläuftiger Garten, der mit einigen Alleen bis ans Meer reicht, liegt hinter dem Gebäude, und auf einem großen ebenen Platze, den er einschließt, empfängt der bereits ganz oder zum Theil gedruckte Zitz den Einfluß, den er zu seiner Vervollkommnung von der Luft und den Sonnenstrahlen bedarf. In einer anderen, ebenfalls außerhalb der Stadt liegenden, Fabrik derselben Art, werden zugleich Stoffe halb aus Seide und halb aus Baumwolle

gewebt, die nicht schlecht ausgeführt werden. Außer einer Menge verschiedener Weberstühle trifft man hier auch in einem Nebengebäude eine Kattunspinnerei. Ein einziges Rad, das unten von zwei herumgehenden Pferden in Bewegung gesetzt wird, bringt in einem oberen Stockwerke alle die Maschinen in Gang, wodurch die Baumwolle, beinahe ohne die geringste Dazwischenkunft einer Menschenhand, allmählich zu Fäden gesponnen wird. Einige der eigentlichen Spinnmaschinen können auch, wenn das große Rad stille steht, durch besondere Handräder für sich in Bewegung gesetzt werden; andere, die in einem Seitenzimmer befindlich sind, standen mit dem unteren Rade in ganz und gar keiner Verbindung. An den Webstühlen in dieser Fabrik bemerkte ich zuerst, daß das Schiffchen, nicht wie gewöhnlich, mit der Hand durch den Einschlag gezogen ward, sondern es geschah durch eine Vorrichtung, wobei der Arbeiter nichts weiter zu thun hatte, als oberhalb des Einschlags bisweilen ein Flöckchen entweder rechts oder links zu bewegen. — Die Brandorfsche Seidenfabrik ist die einzige der Art in Kopenhagen, von 100 Stühlen, die sie vordem aufzeigen konnte, ist sie bereits bis auf die Hälfte gesunken. Sie bereitet sowohl zur Kleidung, als zum Ameublement, mehrere Arten von seidenen, sammtnen, satinetnen und drapd'ornen Zeuchen. Von den letzteren nimmt die Asiatische Kompagnie gewöhnlich einige, die in Indien verschenkt werden. Sonst erstreckt sich ihr Absatz meistens auf das Reich, jedoch wird auch bisweilen etwas nach Schweden und Teutschland geschickt. Die Seide kömmt schon gesponnen nach Ita-

lien, wird jedoch zu Kopenhagen gefärbt. — In allem befinden sich ungefähr 12,000 Handwerker und Fabrikanten, sowohl Meister als Gesellen in dieser Stadt; alles Tuch für die Armee wird daselbst verfertiget.

Die Börse ist ein langes Gothisches Gebäude, innen enthält es einen einzigen Saal, der die ganze Länge desselben ausfüllt, und in dem man längs zwei Gängen und einer doppelten Reihe Buden mit allerlei Waaren gefüllt, hinwandelt.

* * *

Ehemals mußten die Gutsbesitzer die Soldaten stellen, allein gegenwärtig wird die Landmiliz nach den Dörfern und Ortschaften, in Verhältniß ihrer Volksmenge ausgehoben. Niemand dient länger als acht Jahre in einer bestimmten Zeit seines Lebens; vor Ablauf derselben darf keiner ohne Einwilligung der Obrigkeit seinen Distrikt verlassen. Während des Friedens ist der Soldat nur verbunden, sich jedes Jahr auf vier Wochen, nach einer ihm bestimmten Stelle zu begeben, um sich in den Waffen zu üben. In diesen vier Wochen hat er außer freier Wohnung, und einigen anderen Kleinigkeiten, wöchentlich ohngefähr 1½ Rthlr. Ein Bauer, der in seinem 21sten Jahre gewählt wird, ist frei, wenn er einen zwanzigjährigen Rekruten statt seiner stellen kann, und ein zwei und zwanzigjähriger, wenn er einen von ein und zwanzig Jahren für sich zu schaffen im Stande ist. Im Ganzen leidet diese persönliche Dienstverpflichtung sehr viele günstige Ausnahmen. Seit dem

Jahre 1790 giebt es 11,824 Arrondiſſements, die eben ſo viel Soldaten abgeben, außer jährlich 879 Rekruten für die geworbenen Regimenter. Dieſe müſſen zu jeder Zeit marſchfertig ſeyn. Seit dem Jahre 1800 iſt die Nationalmiliz auch in den Herzogthümern eingeführt, die 4000 Mann liefern. Die Landmiliz in Norwegen iſt nach neun, oder wie andere behaupten, nach zehn Dienſtjahren noch verpflichtet, im Falle der Noth ſechs Jahre Päſſe und Feſtungen zu beſetzen. Seit dem Jahre 1801 hat man auch in Dänemark ein ſolches Korps von Landesvertheidigern errichtet.

Kopenhagen's Lebhaftigkeit wird nicht wenig vergrößert, wenn im Mai die dienſtthuenden Bauern in ihrer groben rothen Uniform, von allen Seiten herbeiſtrömen. Die Uebungen zeichnen ſich durch nichts auſſerordentliches aus. Die allgemeine Revue wird im Juni auf zwei großen Ebenen im Norden der Stadt, theils auch auf Amak gehalten. Es ſind alsdann ungefähr 8000 Mann beiſammen, die, wenn ſie Proben ihrer Tüchtigkeit abgelegt haben, vor einem Zelte, worin ſich die Königliche Familie befindet, und das von einer Menge Fuhrwerken umgeben iſt, vorüber defiliren. Die Beurtheilung der Uebungen und der Däniſchen Truppen überhaupt, muß ich competentern Richtern überlaſſen; die Schnelligkeit der reutenden Artillerie ſchien mir jedoch ein vorzügliches Lob zu verdienen. Der Prinz von Heſſen ſteht unter dem Kronprinzen an der Spitze des geſammten Militairs. Die Zahl der Generale ſtieg während meines letzten Aufenthalts in

Kopenhagen auf 49. Außer einem kleinen Ingenieurkorps und den Artilleristen, wozu mehr als 3000 Mann und 400 Pferde gehören, und einer Kompagnie Leibgardisten zu Pferde (deren Kleidung stattlicher als ihre Anzahl ist,) bestand die Dänische Kavallerie jeder Art, aus 12 Regimentern, die Infanterie aus der Leibgarde und 24 Regimentern, nebst noch 4 Jägerkorps und zwei Bataillons leichter Infanterie. Die gesammte Kavallerie in Dänemark und den Herzogthümern beträgt 6000 Mann, und nicht völlig so viele Pferde. Die Infanterie ungefähr 29,000 Mann. Ein Viertel der Kavallerieregimenter wird geworben, und ist allezeit im Dienste, ein zweites Viertel sind Landrekruten, die immer dienstfertig seyn müssen, und die Hälfte macht die erwähnte Landmiliz aus. In allen Regimentern sind also die regulairen Truppen mit der Miliz zusammengeschmolzen. Bei der Infanterie herrscht beinahe, doch nicht völlig, dasselbe Verhältniß der verschiedenen Truppenarten: man zählt unter denselben noch besondere Garnisonskompagnien. Die ganze Armee des Reichs — Norwegen mitgerechnet — besteht aus beinahe 75,000 Mann, wovon ungefähr zwei Drittheile Miliz sind, unter den letzteren befinden sich noch keine 8000 Mann Kavallerie. Die regulirten Truppen belaufen sich, wenn ich mich nicht irre, nur auf 16 bis 17,000 wirkliche, dienstverrichtende Soldaten.

Die Hauptstadt hat eine Land- und eine Seekadettenschule. Die erste, deren Obervorsteher, meiner Meinung nach, der Prinz von Hessen ist, hat ihr Lokale

in einem großen, obgleich düstern und schmutzigen Hause, welches ehemals zu einem Theater gebraucht ward. Sie enthält nicht viel über hundert junge Leute, doch ist die Zahl nicht bestimmt, und kann zum wenigsten verdoppelt werden. Der König bezahlt indessen nur für fünfzig, die übrigen sind auf ihre eigene Kosten in dem Institute; Kinder von Militairpersonen müssen jährlich 80 Reichsthaler, und andere 150 Reichsthaler bezahlen. Durch gute Aufsicht kommt die Kost, Feuerung und das Licht für die Person täglich nicht höher, als 12 Schillinge zu stehen. Die Pensionnairs werden in ihrem zwölften oder dreizehnten Jahre aufgenommen. Ihre Erziehung ist in vier, und bei außerordentlichen Anlagen wohl in zwei Jahren vollendet. Man vertheilt sie in vier Klassen, für eine jede ist ein besonderes Zimmer eingerichtet. Unter den Lehrern zählt man nur einen einzigen Offizier, die übrigen sind gewöhnliche Lehrmeister; man unterrichtet in keiner anderen Sprache, als im Teutschen und Französischen. Die Unterweisung im Zeichnen beschränkt sich nur auf die Kriegsbaukunst. Die Leibesübungen werden in dem Gebäude selbst, das Reiten in der Königlichen Reitbahn viermal in der Woche gelehrt. Die Fortschritte der Zöglinge werden bisweilen, und oft ganz unerwartet geprüft, und die Verdienste eines jeden genau angemerkt. Sollte sich aber Jemand dadurch beeinträchtigt halten, so kann er sich am gehörigen Orte darüber beschweren. Bei Aufmerksamkeit erfordernden Arbeiten werden die Jünglinge durch Schirme von einander getrennt. Sie erhalten eine gute und eine alltägliche Uniform. Sie speisen unten in einem großen

Saale miteinander, und schlafen alle zusammen auf einem Boden im dritten Stockwerke. Ihr Bettzeuch wird nicht öfter, als alle sechs Wochen gewechselt. Zum An- und Auskleiden sind einige besondere Zimmer bestimmt. Ein Unteroffizier hat bei jeder Klasse beständig die Wache und Aufwartung; selbst des Nachts verläßt er seinen kleinen Haufen nicht, und steht gewissermaaßen für ihn ein. Auch hat der Aelteste in jeder Klasse eine Art Aufsicht über seine Gefährten. Die zwölf Aeltesten des ganzen Instituts machen zusammen das Korps der Königlichen Pagen aus; sie setzen nichts desto weniger, so viel es seyn kann, ihren Aufenthalt in dem Institute fort. Uebrigens ist, um mich kurz zu fassen, diese Akademie, wenn man sie mit anderen vergleicht, nicht glänzend; da aber die Offiziere der ganzen Armee beinahe allein aus den Kadetten genommen werden, und ihre Beförderung mit ihrem Betragen und ihren Fortschritten in genauester Beziehung steht, so ist die Ermunterung zum Fleiß sicherlich nicht gering. Sie sind von den Seekadetten aus ihrer ehemaligen Wohnung in einen der Paläste wovon die übrigen seitdem von der königlichen Familie bewohnt werden, vertrieben worden. Auch hier bezahlt der König für 50 junge Leute, aber noch einmal so viel nehmen an gewissen Lectionen Theil, und essen und schlafen übrigens bei ihren Aeltern. Ein Entrepreneur erhält für den Tisch von einem jeden monatlich 6 Reichsthaler. Die Schlafzimmer, worin fünf oder sechs beieinander wohnen, aber nur die Nacht zubringen, gehen alle nach einem großen Gange, wo immer zugleich ein Offizier seinen Aufenthalt hat. Das Bettzeuch wird

alle vier Wochen gewechselt. Die oberen Hinterzimmer wo vier Lehrsäle auf einander folgen, gewähren eine schöne Aussicht nach dem Haven. Ein großer Vorplatz dient zum Tanzen, Voltigiren und anderen Uebungen. Unten auf dem Hofe findet man mehrere Anstalten, die den Zöglingen zur Motion dienen. Ein besonderes Zimmer enthält verschiedene Modelle von Schiffen. Vier Offiziere und verschiedene Lehrer, geben in allem, was zur moralischen und bürgerlichen Erziehung und zur Bildung eines Seemanns gehört, Unterricht. Die Lehrlinge zeichnen im Ganzen schön. Zu den Sprachen, worin man sie als beinahe unzertrennlich von ihrer Bestimmung unterrichten, gehört auch die Englische. Sie arbeiten wie in der anderen Cadettenschule täglich acht Stunden, eine eben so lange Zeit nehmen sie dem Schlafe, und der übrige Drittheil des Tags, wird zur Erholung und den nothwendigen Geschäften des Lebens angewandt. Sehr zweckmäßig wird die Theorie mit der Praxis verbunden, beständig liegt im Haven eine Fregatte bereit, worauf sie alles was zu dem Schiffbau und der Behandlung eines Fahrzeugs gehört, untersuchen und lernen können; bisweilen machen sie sogar Reisen. Uebrigens wird nie zwischen den Adelichen und Bürgerlichen, selbst nicht einmal bei Beförderungen irgend ein Unterschied gemacht.

Die Admiralitätswerfte darf man nur auf eine besondere königliche Erlaubniß besehen. Sie stoßen an den für die Kriegsschiffe bestimmten Haven. Auf der alten Werfte treiben gegenwärtig die Schmiede, Zimmerleute,

Böttcher, Segelmacher und ähnliche Arbeiter ihr Wesen. Verschiedene Aufseher und unter ihnen selbst Fremde haben sich hier durch allerlei Erfindungen zur Erleichterung der Arbeiten ausgezeichnet. In der Ankerschmiede ersetzt, um die Räder in Gang zu bringen, eine Feuermaschine den Mangel des fließenden Wassers; eine Art Luftpumpe sammelt dies Element in einem eingeschlossenen Raume, um es durch lange Röhren und Kanäle nach beliebigen Orten und in verschiedene Oefen zu leiten, wo es die Stelle der Blasbälge vertritt. Die Zugrollen werden hier durch eine sehr zusammengesetzte, aber kräftig wirkende Drechselmaschine verfertigt. Die Reiferbahn ist 180 Faden lang. Die größten Masten, die man auf diesem Werfte konstruirt, bestehen aus 10 Stücken, zwei in der Länge nebeneinander gefügte Bäume, machen den Hauptheil derselben aus. Hier befindet sich auch der zum Bau der Fregatten bestimmte Platz, von dem aber nur wenig Gebrauch gemacht wird, weil der Raum zum Ablaufen nicht groß genug ist. Das Arsenal, das verschiedene Modelle von Schiffen, selbst aus der heidnischen Zeit enthielt, brannte vor einigen Jahren ab. Von diesem alten Werft, muß man sich nach dem neuen hinüber rudern lassen; auf demselben befindet sich das Seearsenal, ein sehr weitläuftiges Gebäude, oder vielmehr zwei, durch ein prächtiges Staketenwerk mit einander verbundene Flügel; zwei andere gehen nach hinten zu. Im Erdgeschosse werden die Lafetten, oben das Gewehr aufbewahrt, außen liegt das Geschütz und die Kugeln. Ein anderes, ebenfalls aus zwei Stockwerken bestehendes, Gebäude enthält das grö-

dere und feinere Tauwerk. Bei dem Geräthe steht häufig der Name des Schiffs, wozu es gehört. Ein besonderes Inselchen im Haven ist allein zur Aufbewahrung der Anker bestimmt. Auf dem neuen Werft ward eine Fregatte reparirt, auf einem folgenden baute man gerade ein Schiff von 86 Kanonen, eins von 74, eine Fregatte und noch ein kleineres Fahrzeug. Bei dem Schiffe von 74 Kanonen befolgte man einen neuen Plan, der Bauch ward ganz rund gemacht, und oben lief er so enge zu, daß das Hintertheil die Breite einer Fregatte von 24 Kanonen nicht übertraf. Das Holz kömmt theils aus Teutschland, theils aus Rußland, einiges auch aus Norwegen. Der Werft ist von kleinen Magazinen zum täglichen Gebrauche umringt und mit einem schönen Pavillon geschmückt, in welchem die königliche Familie die Schiffe ablaufen sieht; bei dieser Gelegenheit haben die Kadetten der Marineschule die Wache. Bei ungünstiger Witterung arbeiten die Zimmerleute unter einem großen Verdecke; um die Masten zu heben und einzusetzen, sind Winden angebracht. Am Ende steht das Wachhaus. Der neue Werft hat durch zwei Zugbrücken mit der Stadt Zusammenhang, durch welche alle Kriegs- und Kauffahrteischiffe in See stechen müssen. Nach der Außenseite ist das ganze neue Werft mit Festungswerken umgeben, überdies entdeckt man auf einer kleinen Insel noch ein Paar niedrige Schanzen. Die neben dem Werfte liegenden Kriegsschiffe (mehr als zwanzig an der Zahl), und nahe an der Stadt die ansehnliche Menge von Handlungsfahrzeugen geben einen schönen Anblick. Doch ist es ein Unterschied, 30 Kriegsschiffe zeigen und sie wirklich aus-

rüsten zu können; der letzte Besuch der Engländer vor Dänemarks Hauptstadt hat bewiesen, was trotz der Tapferkeit der Dänen ein geübter und mächtiger Feind gegen ihre ganze, durch die Landbatterieen unterstützte Flotte auszurichten im Stande war. Schon ein Paar Jahre früher behaupteten Leute von Einsicht, daß es den Dänen schwer seyn würde, nur 12 Linienschiffe, in dienstfähigen Stand zu setzen. Man zählte nicht mehr als 3000 wirklich angestellte Matrosen; seit einigen Jahren hat man in allen Dänischen Staaten aus den Küstenbewohnern, die sich einer königlichen Verordnung zu Folge alle einschreiben lassen müssen, eine Art Seemiliz errichtet. Die Zahl derselben beläuft sich im Ganzen, Norwegen mitgerechnet, auf 30,000. Keiner bekommt Erlaubniß auf einem Kauffahrteischiffe zu fahren, oder sich mit der Fischerei zu beschäftigen, wenn er sich nicht vorher bei der Marine hat einschreiben lassen. Ein junger Mann, selbst von dem höchsten Stande, kann nicht eher Seeoffizier werden, als bis er sich unter die Zahl der Matrosen hat aufnehmen lassen und als solcher einige Zeit hindurch wirkliche Dienste geleistet hat. Auf der Liste des Seestaats stehen zwei Admirale, wovon einer zugleich Viceadmiral ist, vier Kontreadmirale, 4 Kommandeurs von Divisionen, 14 Kommandeurkapitäns und 24 Kapitäns. Die Seesoldaten werden wie die Landtruppen arrondissementsweise ausgehoben. Ueberdies befinden sich zu Kopenhagen noch 500 geworbene Matrosen, deren jeder außer Kleidung und einigen Victualien, jährlich 20 Reichsthaler erhält. In Christianshaven befindet sich endlich noch eine, von den Admiralitätswerften abge-

sonderte, trockne Docke, doch kann sie nur ein einziges Schiff aufnehmen. Durch Hülfe des Wassers läßt man die Schiffe aus und ein. Außer den beiden gewöhnlichen Schleußenthüren werden des Winters noch zwei andere vorgelegt. In 24 Stunden wird das Wasser durch eine Kettenpumpe ausgeschöpft, die ganz oben durch 4 Pferde, die um eine Winde laufen, in Bewegung gesetzt wird. *)

Die Insel Amager.

Amager, oder wie man durchgängig spricht Amak, eine mit Christianshaven verbundene Insel, ist eine Ebne, die anderthalb Meilen lang und halb so breit ist; sie enthält zwei Kirchspiele und besteht größtentheils in Kornfeldern und Wiesen. Diese Beschreibung könnte genug seyn, wenn nicht eine seit beinahe drei Jahrhunderten daselbst angesiedelte Holländische Kolonie dem Ländchen ein höheres Interesse gäbe. Christian II. vermählte sich im Jahr 1515 mit Elisabeth, Karls V. Schwester; der jungen Königin waren manche Entbehrungen unangenehm, zu welchen sie der nordische Himmel zwang; sie sehnte sich besonders nach den Blumen

*) Um Kopenhagen in historischer und topographischer Hinsicht genau kennen zu lernen, muß man zu *Nyerups* Beskrivelse om Kiöbenhavn, 1800 gr. 8., wovon auch schon seit lange eine Uebersetzung angekündigt ist, seine Zuflucht nehmen. d. Ueb.

und Früchten ihres Vaterlandes; man ersuchte daher die Statthalterin Maria, einige Familien aus Holland nach Dänemark zu senden, und einige vaterländische Bauern und Bäuerinnen entschlossen sich ihre Heimath zu verlassen. Die ursprünglichen Bedingungen, die man ihnen bewilligte, sind bei der Belagerung Kopenhagens im Jahr 1659 eine Beute der Flammen geworden. So viel weiß man, daß sie gegen eine geringe Abgabe und mit Befreiung von mehreren Lasten, denen der Dänische Bauer unterworfen ist, das Dorf Maglebye *) mit den dazu gehörigen Ländereien und der kleinen nahbelegenen Insel Saltholm erhielten. Das älteste noch vorhandene Privilegium dieser Kolonisten ist vom Jahre 1541 und hat die Beilegung einiger, zwischen ihnen und den sie umgebenden Dänen entstandenen, Mißhelligkeiten zur Absicht; unter andern erhellt daraus, daß sie jährlich 3 Tonnen Butter auf das Kopenhagner Schloß liefern mußten. Christian III. bestimmte im Jahr 1547 ihre Abgaben auf 300 Mark Dänisch, auch mußten sie die königliche Küche mit so vielen Wurzeln und Zwiebeln versorgen, als man daselbst nöthig hatte. Sie werden in der Urkunde zugleich zu einem christlichen Leben und zur Erhaltung guter Ordnung unter sich ermahnt und erinnert, keine Ketzer in ihrer Mitte aufzunehmen. Nach einer andern Schrift von 1569 trieben sie den Aalfang und mußten 6 Tonnen gesalzenen Aal auf das Kopenhagner Schloß liefern. Im J. 1574 ward ihnen erlaubt, beim Mangel an Erwerb in der Stadt, ihre jungen Leute auch auf

*) Großdorf, das andere Kirchspiel heißt Laarnbye.

den andern Amagerschen Dörfern mitten unter den Dänen, mit gleichem Rechte wohnen zu lassen. Die Mannschaft, die sie für die königliche Flotte stellen mußten, ward im J. 1584 auf 30 gute Matrosen festgesetzt, hundert Jahre nachher waren es 40. Christian IV. erlaubte ihnen im Jahre 1615 sich statt ihres bisherigen aus Holland mitgebrachten Gesetzbuchs, des Jütischen Gesetzbuchs nebst dem Receß zu bedienen, zugleich ward ihnen vergönnt, von ihrem Schultheiß und Schöppen an den Amtmann in Kopenhagen, (mit Uebergehung des Landgerichts) und von diesem an den Reichsrath zu appelliren; ferner ward es ihnen verstattet, ihren Kindern ein Stück Landes zum Heurathsgute geben zu können. Fremden ward es verboten, sich in ihrer Mitte anzusiedeln, und sie erhielten Erlaubniß ihre Produkte zu verkaufen, wo sie wollten. Ihre Privilegien sind, so weit sie mit den Rechten der Krone nicht streiten, von den Dänischen Königen häufig bestätiget worden. Im J. 1667 geschah dies von Friedrich dem III. der ihnen auch die Beibehaltung des vaterländischen Erbrechts bewilligte; ein wichtiger Punkt desselben, die völlige Gleichheit der Brüder und Schwestern (das Dänische Recht spricht den letztern nur den halben Theil der erstern zu), ward im J. 1690 abermals bestätigt. Sie hatten häufig Streitigkeiten mit ihren Dänischen Nachbaren, die bald durch friedliche Uebereinkunft, bald durch königliche Entscheidungen beigelegt wurden. Im Jahre 1728 erhielten sie unter andern auch das Vorrecht, daß kein unter ihnen wohnender Handwerker, Länderein kaufen sollte; alle Einwohner wurden angewiesen, sich den Urtheilen des Schultheisen und der Schöppen zu unterwerfen und im Falle sie

sich dadurch beschwert glaubten, sich an den Amtmann zu wenden.

Holländerdorf liegt beinahe am Ende von Amak in der fruchtbarsten Gegend der Insel; man fährt in etwas mehr als einer Stunde, von Kopenhagen dahin. Es besteht nur aus einer Hauptstraße, und da die Häuser meistens nach hinten gehen, führt sie nur durch leimene Scheuern und Ställe, von denen die wenigsten weiß angestrichen sind. Die Anzahl der Häuser kann, da die Kolonie nur ungefähr 500, und mit den Dienstboten 600 Seelen enthält, nicht sehr groß seyn. Der Kirchhof ist als Begräbnißplatz für die Einwohner der beiden Dörfer, die hier eingepfarrt sind, in zwei Hälften getheilt; auf demselben steht außer einem kleineren Gebäude, welches man für das alte Gotteshaus hält, die einfache, doch ziemlich große Dorfkirche. Zwei plattentsche Inschriften geben die Jahre 1611 und 1737 als die Zeit ihrer Renovation an. Die Abendmahlsworte auf dem Altar hingegen, so wie die Inschriften auf den Kannen und Kelchen sind rein Holländisch. Uebrigens wird Platteutsch gesungen und gepredigt, auch die Bibel ist in dieser Sprache. Der Titel des zuletzt eingeführten Gesangbuchs lautet wörtlich: Nedderdüdesche Kercken- und Huspsalmboeck. Tho deenst der Holländergemeine up Amak in Druck gestellt, vermehret, und in Ordninge gebracht, Copenhagen 1785, dem 268 Jahr sint der Holländer erste Ankumpst up Amak. Ihre Sprache steht in der Mitte zwischen dem Platteutschen

und Holländischen; das Friesische, das sie mit sich brachten, war im Anfange des 16ten Jahrhunderts überhaupt von der letzten Mundart nicht sehr verschieden. Einmal haben sie einen Holländischen Prediger gehabt. Der Schultheis und ein Paar andere, hatten sich auf die Holländische Sprache gelegt, auch fand ich bei mehreren Gemeindegliedern Holländische Bibeln. Unter sich sprechen sie übrigens meistens Dänisch. *) Zu ihren verlornen Vorrechten, gehört auch die Berufung ihres Lehrers, jetzt ernennt ihn der König, und stellt dem Indigenatrecht zu Folge, nicht gerne einen Ausländer an; es ist alsdann die Sorge des Predigers, sich seiner Gemeinde verständlich zu machen. Der gegenwärtige, ein Däne, der das Hochteutsche vollkommen gut versteht, hatte sich gewissermaßen eine eigene Sprache gebildet; das Plattteutsche, worin er die Predigt, der ich beiwohnte, hielt, schien sich im Ganzen nicht sehr an Regeln zu binden. Ich erhielt durch ihn, einen von ihm in dieser Sprache geschriebenen Katechismus. **) Er ge-

*) Nur der Gottesdienst erhält noch die Bekanntschaft mit der alten Muttersprache; denn würde er Dänisch gehalten, in einigen Generationen wäre sie gewiß ausgestorben. In einem Jahrhundert wird das Platteutsche auch in ganz Nordteutschland aufhören, weil nirgends mehr darin gepredigt und ministrirt wird. Aus eben dem Grunde ist in England das Cornische, in Nordteutschland das Slavische erloschen, anderer Beispiele zu geschweigen.

d. Ueb.

**) Unter d. T. Ordnung des Heils, dörch den Catechismum Lutheri in erem Tosamenhang gefö-

nießt eine gute Besoldung und bewohnt ein ziemlich gutes Pastoratshaus, auch der Dänische Pfarrer für Dragoe hat seine Wohnung. Beide predigen hier alle Sonntage vormittags, abwechselnd jeder in seiner Sprache. Weder in Dänemark, noch in Schweden wird des Nachmittags auf den Dörfern Gottesdienst gehalten. Die Dragoer Gemeinde, ist bedeutend zahlreicher als die Holländische: ich fand, da die Aerndte dieses Mal noch viele im Felde beschäftigte, nur etwa 100 Zuhörer ausser einigen wenigen aus dem andern Dorfe, die auf der Emporkirche ihren Platz hatten. Alle Männer tragen einen runden, an den Seiten aufgeschlagenen Hut; ihr kurz abgeschnittnes Haar und ihr Gesicht unterscheiden sie wesentlich von den Dänischen Bauern und verrathen ihren Ursprung. Ihre Kleidung ist übrigens schwarz, das Kamisol und die Aermel des Oberkleides, das auf dem Kamisol gleichsam befestigt ist, sind von Tuch, der Rücken und Brustlatz von Serge, das Ganze ähnelt sehr einem umgewandten Rock, dessen Unterfutter nach außen gekehrt ist. Rothe, an einem kupfernen Stifte befestigte Quasten verzieren ihre Schuhe; zu ihrer

retz darin de ersten und nöthigsten Lehren unser allerheiligsten evangelischen Religion enthalden sind; utgeferdiget von C. F. Schmittop, Koppenh. 1788. A. d. O. Liebhabern der Sprachkunde ist es vielleicht interessant zu wissen, daß im Amagerschen Dialekt 1754 eine Catechismusscholz dorch Th. Harder in 12. erschienen ist. Siehe Nachrichten von dem Zustande der Wissenschaften in den Dän. Reichen, II, S. 124. d. Ueb.

Staatskleidung, deren sie sich auch bei der Kommunion bedienen, gehören große, runde, blaue Mützen, aus gesponnener Wolle, nebst blauen Strümpfen. Das Haar der jungen Mädchen ist allgemein 4 Finger lang zurückgeschlagen und endigt hinten in einer Flechte aus rothem Bande. Die meisten Weiber, die gegenwärtig waren, hatten den Kopf mit einem himmelblauen Käppchen bedeckt, (noch vor wenigen Jahren pflegte es weiß zu seyn), welches vorn dicht an den Vorkopf anschließt und dann in schiefer Richtung nach dem Nacken geht, wo es etwas breiter wird. Von hinten sieht man eine flache oder auch wohl hohle Ründung. Ein blauer, nicht unzierlich gekrümmter Kragen bedeckt den Hals. Die ganze übrige Kleidung ist schwarz, außer daß vor dem kurzen Rock eine blaue gefaltete Schürze hinabhängt und der oberste Theil dieses Rocks mit einem breiten gefalteten Rande versehen ist, der bei der kleinsten Beugung zwischen dem Mieder und Rock zum Vorschein kommt. Hinten auf den Hüften zeigen sich zwei goldne Knöpfe oder Rosetten, geputzt tragen sie dieselben vorne auf der Brust. Einige, besonders bejahrte Frauen hatten ihre Mieder mit zwei abstechenden Farben, z. B. weiß und roth besetzt, weswegen man bei ihnen den weißen Gürtel nicht gewahr ward; andere hatten an dem Rocke ein Paar rothe Schleppen oder Flügel (Vleugels.) Die tägliche Kleidung, wie man sie zu Kopenhagen beständig sieht, besteht bei den Männern in dunkelbraunen Wämsern und bei den Weibern in Jacken und Röcken, ungefähr von derselben Farbe, einem bunten Schnupftuch um den Hals und einer hohen Mütze auf dem Kopfe. Ueber das sittliche

Betragen seiner Holländer, legte der Prediger das beste Zeugniß ab, er hatte während seines zwölfjährigen Amts noch keinen Betrunknen, selbst nicht einmal bei Gelagen gesehen; auch Balgereien unter den jungen Leuten sind äußerst selten. Sie nähren sich ganz vom Landbau und der Viehzucht; zweimal bringen sie wöchentlich ihre Milch in die Stadt. Butter bereiten nur diejenigen, die zwanzig Kühe im Vermögen haben, Käse wird gar nicht verfertigt. Noch gegenwärtig behaupten sie das Recht, daß nur diejenigen, die von ihrem Stamme sind, und in ihrer Mitte wohnen, hier eigenthümliche Güter besitzen dürfen. Wenn daher ein Holländisches Mädchen einen Drag oder heurathet, so muß sie die ihr durch Erbschaft zugefallenen Aecker, unverzüglich verkaufen; dies hat die nachtheilige Folge gehabt, daß fast alles Land allmälich in die Hände einiger wenigen Vermögenden gerathen ist. Die Hollander hingegen heurathen fast niemals Töchter aus dem andern Dorfe; weil die Weiber in demselben zu einer ganz andern Wirthschaftsart erzogen werden. Ihre übrigen Privilegien, hat man hie und da beschnitten, so ist das Recht der Priesterwahl erloschen, doch haben sie die meisten anderen erhalten. Noch immer wählen sie alljährlich ihre sieben Schöppen, die alle kleine Sachen unter ihnen abmachen, bis jetzt hat der König, auch den von ihnen gewählten Schultheiß nur bestätiget; doch seit der letzten Erledigung (es war dermalen nur die Stelle ad interim besetzt,) bestritt man ihr Recht, den Schulzen selbst zu wählen. Ein Eingeborner aus einem andern Dorfe, der dies Amt suchte, behauptete, sie wären allerdings befugt, einen

eignen Schulzen zu haben, doch fehle in ihren Privilegien der Zusatz aus ihrer Mitte. Sie hatten deswegen selbst nach dem Vaterlande geschrieben, ob sie nicht einige Nachricht erhalten könnten, wie es hier zur Zeit ihrer Auswanderung beschaffen gewesen sey? Sie behaupteten, daß wenn die Bayern damals das Recht gehabt hätten, ihre Schulzen zu wählen, es ihnen auch gegenwärtig nicht genommen werden könne, da ihnen alle Holländischen Rechte zugesichert wären. *)

Es haben sich außer der Amagerschen, von Zeit zu Zeit, noch mehrere Holländische Kolonieen in Dänemark niedergelassen. Besonders begünstigte sie Christian II. der sie gern in allen Land- und Handelsstädten seines Reichs, angesiedelt zu sehen wünschte; er gab ihnen Schlösser und Ländereien, und man trifft an mehreren Stellen der Dänischen Insel, Holländer, die in der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts dahingerufen worden sind, und sich seitdem beständig daselbst aufgehalten haben; der König würde ihnen ganz Helsingör eingeräumt haben, wenn sich nicht die Dänen diesem Plane widersetzt hätten. Auf dem kleinen Eiland Sprov, das in der Mitte des großen Belts liegt, siedelte sich die zweite Holländische Kolonie an,

*) Den Amagern ist unstreitig Holländisch (Hollersch) Recht zugestanden, unter dessen Hauptbedingungen, eignes Gericht und das Wahlrecht der Richter gehört.

d. Ueb.

Wahrscheinlich mußten sie dieselbe nach einiger Zeit wieder verlassen; denn von Jahr zu Jahr verkleinert das Meer den Boden und gegenwärtig befindet sich hier nur noch eine einzige Bauernwohnung. Christian III. schenkte ihnen darauf im Jahr 1552 das fruchtbare Inselchen Bykoe an der Ostseite von Falster; Sophia, Friedrichs des ersten Wittwe, belehnte sie gegen eine Recognition von 600 Reichsthalern und eine Abgabe von 30 Reichsthalern für jede erledigte Wohnung, aufs neue damit. Als Sophia Amalia, Friedrichs III. hinterlassene Gemahlin, im Jahr 1670 Falster zum Wittwenlehen erhielt, wurden ihnen ihre Ländereien entzogen, und zu einem andern Gebrauche bestimmt. Nach ihrem Tode im Jahre 1685 fielen ihre Besitzungen an Christian V. der statt der Viehzucht, wieder die alte Wirthschaftsart, den Ackerbau einzuführen suchte; man konnte aber nicht mehr als vier oder fünf Nachkömmlinge der ehemaligen Kolonisten zusammenbringen, und mußte den Mangel durch Inländer und Hollsteiner ersetzen, mit denen sich die Holländer vermischt haben. Man entdeckt daher jetzt nichts unterscheidendes mehr, außer vielleicht einige schwache Spuren, auf dem Eilandchen Hasselse bei Bytoe, welches jetzt für die Stadt Nyköbing auf Falster dasselbe ist, was Amager für Kopenhagen; die Holländer in dieser Kolonie haben jedoch nie eine eigne Kirche gehabt, sondern sie gehörten zum Kirchspiel, Beggerlöse. Ihre beständige Fahrt nach Rostock, wo sie viel Butter und Käse verkaufen, bewirkte, daß sie das Holländische und Plattteutsche nicht vergessen haben.

Ein Jahrhundert nachher, ließ sich abermals ein Haufe von Holländern, an der Westseite der Hauptstadt in dem Kirchspiel Hvidovre nieder, welches Königs-Amager oder Neu-Amager genannt wird und wo gegenwärtig das Dorf Friedrichsberg liegt. Als man am Ende des siebzehnten Jahrhunderts daselbst das Schloß baute, und es mit einem Park umgeben wollte, nahm man ihnen ihre Ländereien ab, und gab ihnen andere Vorrechte dafür. Einige ihrer Nachkommen wohnen noch gegenwärtig in dem gedachten Dorfe, mit den übrigen Einwohnern vermischt. Unter Friedrich III. und Christian V. kam eine neue niederländische Kolonie in der Hauptstadt an. Die Reformirten unter ihnen erhielten eine eigne Kirche, dieselbe, in welcher noch gegenwärtig die Konfessionsverwandten in Teutscher und Französischer Sprache ihren Gottesdienst halten. Die Zahl der Lutheraner war zu gering, doch ward im Jahr 1687 in der Holmskirche für sie gepredigt, sie haben jedoch nur zwei Holländische Lehrer gehabt, von denen der eine nach Amager, der andere 1703 nach Aarhus berufen ward.

Vor etwa zwei oder drei Jahrhunderten als zu Ribe in Jütland der Handel blühte, ließen sich daselbst Gröninger nieder, weswegen noch gegenwärtig eine Straße die Gröningerstraße heißt. Sie hatten eine Niederlage auf dem alten Rathhause, welches damals die Börse war und in dem obersten Stockwerk eine Packkammer für die Kaufleute ihres Landes. Friedrichs-

stadt ist mit geflüchteten Remonstranten bevölkert, die sich in ansehnlicher Anzahl dahin begeben haben müssen, weil die Stadt auf einmal zierlich und regelmäßig erbauet ward. Es befanden sich viele angesehene, begüterte und berühmte Männer in ihrer Mitte; gleich nach dem bösen Ausgange der Dordrechter Synode nahmen sie ihre Zuflucht zu Friedrich III. Herzog zu Schleswig und baten ihn um die kleine Stadt Seebeil im Amt Stopelholm an der Trune, deren Wasser sie in kostbaren Schleusen und Kanälen theils rund um, theils durch ihre Stadt leiteten. Im J. 1621 fieng der Bau von Friedrichsstadt nach Holländischer Art an, noch jetzt wird es für die schönste Stadt des Herzogthums gehalten. Im Jahr 1625 legte man den Grund zu einer Remonstrantischen Kirche, allmählig hatten sich auch andere Bürger in ihrer Mitte niedergelassen, und 25 Jahr nachher, ward auch eine lutherische Kirche gebaut. Nach Moritzens Tode kehrten mehrere der ersten Stifter in ihr Vaterland zurück, in ihre Stelle kamen andere Holländer von der Mennonitischen Secte, deren Nachkommen noch gegenwärtig hier ein ruhiges und friedliches Leben führen. *) —

*) Cattau erwähnt Kap. XV noch einer Friesischen Kolonie auf der Insel Helgoland in der Nordsee, wo die Friesische Sprache und die alten Sitten noch nicht ausgestorben sind.

Reise durch das südliche Seeland und die Insel Möen.

(Junius 1798.)

Friedrichsberg liegt nur eine Meile von Kopenhagen und dient dem Hofe zum gewöhnlichen Sommeraufenthalte. Das große, weiß angestrichene Schloß, mit einem geräumigen Vorhofe nach der Landstraße, kann nicht die geringsten Ansprüche auf eine ausgezeichnete Bauart machen, und wird von keinem besehen. Es liegt auf der höchsten Spitze des Bergs; der Garten, der einen ziemlich ausgedehnten Umfang hat, senkt sich allmählig von der Hinterseite des Schlosses nach unten hinab; obgleich er regelmäßig angelegt ist, so gewähren ihm doch die breiten Alleen und kühnen Partieen, zwischen denen Fußsteige abwechseln, vielen Reiz. Eine schmale Terrasse zur Seite des Schlosses, giebt nach der Stadt, der See und ihren Inseln, der Flotte, und was sonst diese Gegend darbietet, eine treffliche Aussicht. Außer der Landstraße, führt auch eine breite Lindenallee, die nicht weit von dem Obelisk seitwärts anfängt, zu diesem Garten, der an Sonn- und Festtagen mit Menschen angefüllt ist. Ein kleiner Theil des Gartens ist abgesondert, mit einer Art Salon versehen und im Englischen Geschmack angelegt; auch die größere und wildere Partie, die durch die Landstraße von dem Schlosse getrennt wird, ist für den Hof allein bestimmt, und dem übrigen Publikum verschlossen; sie scheint zum Theil der Ueberrest eines ansehnlichen Birkenholzes zu seyn, noch gegenwär-

tig zeigen sich hier und dort Bäume dieser Art von ansehnlicher Größe. Außer drei regelmäßigen Alleen besteht die Anlage hauptsächlich in einem Englischen Spaziergange, der den ganzen Platz umringt, und bisweilen nach außen angenehme Aussichten gewährt, dazwischen winden sich einige schmälere Steige hindurch, man geht über viele unregelmäßige Rasenplätze und über verschiedene Hügel und Thäler. Andere Ausschmückungen oder Kunstanlagen von einiger Wichtigkeit entdeckt man nirgends, außer einer nicht schlecht angelegten Eremitage. Das Ganze, das durch eine geringe Veränderung in dem Entwurfe und bessere Erhaltung der Gazons glückliche Verbesserungen erhalten würde, macht keinen unlieblichen Spaziergang aus.

Wenn man das an Seelands südlicher Spitze, belegene Moen besuchen will, beugt man etwa auf dem halben Wege nach Roskild links von der Landstraße ab; eine nicht sehr breite Chaussée führt nach dem kleinen, unbedeutenden Städtchen Kjögen, das dicht an der See liegt. Schmale, krumme, und unebne Leimwege folgen; doch statt der vorigen nackten und einförmigen Ebne, werden die Umgebungen abwechselnder, die Dörfer häufiger, die Kornfelder lachender, und zeigen sich zugleich in veränderter Gestalt.

Die alltägliche Kirche des Dorfs Karise zeichnet sich durch die daneben aufgeführte Begräbnißkapelle des berühmten Grafen Moltke und seiner Familie aus. Sie ist ein ziemlich ansehnliches viereckes, mit Pila-

stern versehenes Gebäude. Die Architektur, die Dekorationen und die Decke derselben, die äußerst prächtig sind, stechen gegen die Einfachheit einer der elendesten Dorfkirchen, durch die das Mausoläum allein zugänglich ist, gewaltig ab. Es ruht auf vier kannelirten Säulen, deren Kapitälchen sowohl als Füße jedoch besser seyn könnten. Dem eisernen Gitter, durch welches man hereintritt, gleich gegenüber, erblickt man den Sarkophag des Grafen nach einer bekannten antiken Form aus weissem Marmor, in demselben wird seine Asche wirklich aufbewahrt. Oben steht eine Inschrift. Sein Bildniß, ein Medaillon lag noch auf dem Boden, es soll aber an eine Art Fußgestell, das man unter dem Sarkophag und von demseben abgesondert anbringen wird, befestigt werden. An zwei andern Seiten der Kapelle, stehen noch zwei Sarkophage, doch von weit geringerer Kunst und Geschmack als der erstere. Der eine enthält die Asche der ersten Gemahlin des Grafen, der andere ist für die noch lebende Wittwe bestimmt, alsdann sollen auch die noch über der Erde stehenden Särge ihrer Kinder und Kindeskinder unter derselben beigesetzt werden.

Zwischen Karise und Kallehaven, von wo man nach Moen überfährt, trifft man wieder eine Menge Dörfer; die mit Steinen besäten und bisweilen durch die Ueberbleibsel einer alten Chaussée noch verschlimmerten Lehmwege sind durchgehends, besonders aber in den Dörfern unerträglich; nirgends habe ich schlechtere Wege gefunden, als selbst bei dem trockensten Wetter auf Seeland: ihre geringe Breite, verbunden mit der Holprig-

keit und den vielen Steinen, verursachten, daß ich in ein Paar Tagen zu zwei verschiedenen Malen, neue Räder nöthig hatte. *) Die Aussichten auf diesem Wege hingegen, sind reich und angenehm. Der Boden ist, ohne eben bergigt zu seyn, überall abschüssig, man findet nicht viel Gehölz und hohe Bäume, doch treiben alle kleinere Pflanzen in kräftigem Wachsthume. Hier und dort wechseln Triften mit den Ackerfeldern ab, und dann fährt man wieder eine halbe Stunde neben einem Meerbusen. Auch erblickt man von Zeit zu Zeit einige Hünengräber und Steinhügel, die in den Nordischen Ländern so häufig sind. Die Bauern verrathen sowohl in ihren Personen, als in ihren Hütten, eine Art Wohlhabenheit, die Kleidung der Frauen ist bunt, und auf ihrem Gesichte, ist nicht das Geringste mehr von dem Glanze und der Helle zu bemerken, die man in der Gegend von Kopenhagen wahrnimmt.

Auf der Höhe von Kallehaven erblickt man zuerst die Insel Moen und in einer halben Stunde rudert man die Meerenge hinüber. Man fährt eine halbe Meile, um von der Fähre nach Marienburg zu kommen, dem Landgute des nachherverstorbenen Bosc de la Calmette; (dessen Vater eine sehr geraume Zeit Minister der Holländischen Republik am Dänischen Hofe gewesen ist, und der sich nachher eben so wie sein Bruder in diesem Reiche niedergelassen hat.) Ein großer Theil der

*) Seit dem J. 1800, höre ich, soll man einige dieser Binnenwege zu verbessern gesucht haben.

Mädcheninsel (denn dies ist die wörtliche Bedeutung des Wortes Moen, welches man auch im Niederdeutschen Mouen ausspricht,) gehört ihm zu, und ich hatte in Abwesenheit der Aeltern, der Gastfreiheit und Humanität seines noch jungen Sohnes, und eines Schweizers, dem seine Erziehung anvertraut war, einige angenehme Tage zu verdanken. Eine lange Allee führt vor der wohlgebauten Dorfkirche vorbei, durch ein Thor nach dem Hofe des Wohnhauses, das ohne weitläuftig oder prächtig zu seyn, sich durch Nettigkeit auszeichnet und eine schöne Aussicht nach dem Garten hat; dieser ist ebenfalls nicht groß, aber doch äußerst geschmackvoll und gefällig angelegt. Hier und dort sieht man noch einige Ueberbleibsel der alten Anordnung; alles übrige sind Englische Partieen von der mannichfachsten Abwechslung. Hier erhebt sich ein Eiland mit hoch aufgeschossenen Bäumen geschmückt, aus dem Wasser, und dazwischen ein Vogelhaus voll Turteltauben; dort erblickt man andere kleine Inseln, Hügel mit passenden Inschriften, Statuen und kleine Gebäude; bald ergötzt man sich an Kaskaden, Grotten und Eremitagen, dann führen schlängelnde Pfade durch Blumenbeete, Fruchtbäume und Pflanzenschulen, und überall trifft man hinreichenden Schatten. Zuletzt umwandelt man eine grüne Flur von ziemlichem Umfange, derselben zur Seite ist ein offenes Gebäude aufgeführt, vorne im Sinesischen Styl, tritt man aber von hinten herein, so entdeckt man den Norwegischen Charakter; vor demselben ist (außerhalb des Gartens) ein Hünengrab, (wie man sie auch auf Moen findet) aufgethürmt, die Steine dazu sind von pabbe-

legenen Gräbern dahin verpflanzt. Neben dem Garten befindet sich ein eingefriedigter Park mit einigem Wild: von einem nahen Hügel genießt man einer weiten Aussicht über die Insel, man entdeckt selbst Falster, das durch einen Seearm eben so wie Seeland, von Moen getrennt ist und einige andere, nicht weit entfernte Eilande. Auch auf der sogenannten Kaninchencinsel dicht an der Seeländischen Fähre, wohin man nicht anders kommen kann, als wenn man durch das Wasser watet, und die mit Gras, Korn und Sträuchen bedeckt ist, zeigen sich ihrer Höhe wegen, zehn größere und kleinere Inseln.

Von ganz verschiedener Natur als Marienburg ist das zweite vom Herrn de la Calmette angelegte Landgut Lisenlund. Es liegt an der Ostseite und um es zu erreichen, muß man die Insel quer durchschneiden, welches eine Entfernung von ungefähr drei Dänischen Meilen ausmacht. Man kommt auf diesem Wege durch Stege, das einzige Städtchen, das man hier antrifft; es liegt am Ende eines Seebusens, in welchem drei Schiffe einen bequemen Haven finden. Der Ort ist klein, doch geräumig gebaut, die Häuser haben ungeachtet ihrer Niedrigkeit ein ziemliches Ansehen und sind noch allein in der Länge gebaut. In dem Zuchthause, das zu einem ausgedehntern Gebrauche, als bloß für die friedlichen Bürger Moens bestimmt ist, befindet sich, wie man mir gesagt hat, eine natürliche Tochter Christians VI. die man aus Ursachen, die schwerlich die Probe halten, mit einem Einkommen von 100 Reichs-

thalern zu der Wohnung der Verbrecher verurtheilt hat. Der Boden ist uneben und gegen die östliche Seite erhebt er sich sehr hoch, überall trifft man angenehme Aussichten, und einen Ueberfluß an allerlei Arten von Produkten: die Dörfer sind zahlreich, die Bauernhäuser, deren jedes hinten seinen Blumengarten hat, gewähren nichts weniger als einen ungefälligen Anblick. Von den Einwohnern muß ich das, was ich von denen des südlichen Seelands gesagt habe, wiederholen, man versicherte mich, daß sie häufig Fleisch, selbst von Hühnern speißten und täglich sieben Mahlzeiten hielten, ein Beweis des unter ihnen herrschenden Wohlstandes. Unterwegs sah ich viele alte Grabhügel. —

Das Wohnhaus zu Lisenlund ist eigentlich nur ein Pavillon von einem Stockwerke, mit hölzernen Pfeilern, die wie blauer Stein gemalt sind, umgeben; unter der Erde sind die zur Wirthschaft nöthigen Einrichtungen; einige Schlafgemächer befinden sich oben unter dem Strohdache, die Zimmer sind einfach, aber nett möblirt, und die Wände mit Gemälden versehen. An der einen Seite wird das Haus mit Gebüsch, auf der andern von einem Bassin umgeben, vorn schweift das Auge über eine Ebne mit Fischweihern von verschiedner Größe, und erreicht alsdann zwischen zwei Bergen hindurch das Meer. Unfern von dem erstern steht ein anderes Haus, das ein Aufwärter bewohnt, hinten tritt man über eine hölzerne Brücke unmittelbar in das zweite Stockwerk, wo man ein Paar artige Wohnzimmer findet. Etwas weiter baute man noch an

einem sogenannten Norwegischen Hause auf einem Hügel dicht an der See, das beinahe fertig war und ebenfalls verschiedene Gemächer enthalten wird. Der Garten ist erst seit kurzem angelegt und in der That sehr leinfach, doch hat er sehr angenehme, besonders durch den ungleichen Boden und die Mannichfaltigkeit der verständig ausgewählten Aussichten abwechselnde Spatziergänge; Parterre, Gemüse- und Fruchtgärten, die zu Marienburg so gut und zahlreich sind, trifft man hier fast gar nicht. Hinter dem Hause gehen die Gänge neben neu gegrabenen Kanälen, mit kleinen Inseln in der Mitte, um die man herumrudert. Vorne erblickt man eine kleine Batterie mit einem Flaggenstocke, alsdann geht man nach dem Badhause hinab und trifft eine für diese Gegenden nicht schlechte Kaskade, deren Wasser mit einigen Eisentheilchen geschwängert ist, überdies rauschen in der Nachbarschaft noch einige andere Wasserfälle, in die Niedrigung herunter. Die abgebrochene Kajüte eines gestrandeten Schiffs dient unten an einem tiefhineingehenden Orte des Ufers zu einem sehr einfachen Gemache. Eine Teufelsbrücke, die Schweizerschen en Miniature, vereinigt die Gipfel zweier Berge, von denen man tief ins Thal hinabschaut. Die schönsten Spatziergänge ziehen sich indessen durch einen hohen, mit allerlei Unterholz untermischten Büchenwald an der rechten Seite über die Küste; vermuthlich verhindern die Seewinde den Wachsthum der Buchen, sie haben sich meistens in die Breite ausgedehnt und die Stämme sind bisweilen verflochten. Man geht in dem Gebüsche beständig auf dem Rücken des Berges, bald herauf, bald hinab, bisweilen ohne

etwas anders als Holz zu sehen, bisweilen bietet sich die See durch die Oeffnung zweier Berge, mehr oder weniger hehr, dem Auge dar. Wenn man bei einem kleinen Denkmale, das der Besitzer zur Erinnerung seiner Frau errichtet hat, vorübergekommen ist, so erblickt man endlich die Kreideberge; man steigt steil in die Tiefe hinab, und kehrt auf einem Pfade längs und auch auf dem Strande, wo eine unglaubliche Treibkraft herrscht, zurück. Uebrigens ist ganz Lisenlund, obgleich es dem Anscheine nach, bloß wilder Busch ist, von außen eingeschlossen. An Sonntagen wird es bei schönem Wetter von den Bewohnern der umliegenden Gegend, sowohl zu Fuß als zu Wagen, stark besucht. Das Landgut ist verpachtet; das Kirchenpatronat des Dorfs, wozu es gehört, ist, wie fast überall in Dänemark, königlich.

Die oben genannten Kreideberge beginnen, wo Lisenlund aufhört, und erstrecken sich längs der sich etwas beugenden Küste, nicht völlig eine Meile, wie eine weiße Mauer in der Länge, wenigstens legt man ungefähr eine Meile zurück, wenn man sich von Lisenlund nach dem andern Ende begiebt. Man befindet sich alsdann auf der höchsten Spitze, die etwa 400 Fuß über die Oberfläche der See gerechnet werden kann. Diese ganze Mauer, ist eigentlich eine aneinander gefügte Reihe abgebrochener steiler und sich mehr vor als rückwärts überneigender Kreidberge, die mit horizontalen und parallelen Streifen von schwarzem Kieselstein, die auch bisweilen etwas schief und unregelmäßig laufen, wie ein Notenblatt, überzogen sind; oben wird diese Masse von 6

Fuß Erde bedeckt, dicht bis an den Rand sieht man Pferde und Kühe weiden. Der erste und oberste Theil dieser Berge, hat durch das Abfallen oder Abspülen der Erde, und die hier und dort eingestürzte zerbrochelte Kreide, allerlei wunderbare Gestalten, Winkel, Pfeiler u. d. gl gebildet; eben das was man durch eine andere Wirkung der Natur in den meisten Spelunken wahrnimmt. Einer dieser Figuren hat man den Namen des Königinnenstuhls gegeben. Der Sommerspier, ein anderer heraustretender Pfeiler, wird durch ein tiefes Thal von dem vorigen abgeschnitten. Unten besteht der Strand, neben dem man in ziemlicher Breite ganz hinwandeln kann, bloß aus Kieseln, bisweilen trifft man unter denselben einige, die sich, wenn man sie öffnet, von innen kristallisirt darstellen, so wie man hier auch wohl dann und wann Muschelschaalen, worin sich Kiesel gebildet haben, Echiniten u. d. g. findet.

Uebrigens ist ganz Moen ungemein fruchtbar und bringt alle Bedürfnisse hervor. Der Boden ist an den meisten Stellen ungleich, doch ragt der große Klint über alle Gegenden hervor, und der Königsberg ist der höchste Punkt der Insel.

Ich kehrte nach Seeland zurück und besuchte zuerst das weitläuftige Landgut des Baron Selby, Bekkeskov, das seit kurzem die merkwürdigsten Verbesserungen erhalten hat; überhaupt haben fast alle Hütten in Dänemark, seit der Aufhebung der Leibeigenschaft und der Gemeinheiten unter den Bauern, außerordentlich ge-

[illegible] und können noch immer mehr verbessert werden. Aus dem neuen, nach einem Hügel angelegten Wohnhause, überblickt man die See, einen Theil von Moen und eine weite Landschaft auf Seeland. Es ist ein schönes, länglichtes Viereck von Mauersteinen, das außer dem Souterrain für die Oekonomie und den kleinern Fenstern unter dem Dache aus zwei Hauptstockwerken besteht. Daß die vier Jonischen Pfeiler der Hauptfagade kein Piedestal haben, thut keine glückliche Wirkung; auch ist die Form des Eingangs an der schmalen Seite nicht gefällig; die Zimmer laufen übrigens gut durch einander und sind elegant möblirt. Das Mauern und das Einfügen des Kalks zwischen den Steinen versteht man hier lange nicht so vollkommen als bei uns. Ein Park von 80 Morgen mit Staketen und Mauerwerk eingeschlossen, umgiebt das Haus sowohl, als die Ställe und andere Wirthschaftsgebäude (woran man noch arbeitete) und ist voller Hirsche. Ein herrlicher Büchenbusch und einige schöne Eichen füllen einen Theil desselben aus. Der Garten ist übrigens noch nicht vollendet, obgleich bereits Pfade durch die Büsche gezogen sind, und eine Art von Englischem Baumgarten gepflanzt ist; man hatte bereits 1000 fremde Gewächsarten zusammengebracht. Die Reformation des Bauernstandes macht es indessen gegenwärtig schwer, Arbeiter zu bekommen; jeder, der Eigenthümer geworden ist, bedarf auch selbst seiner Leute. Zu diesem Landgute gehören wohl acht Dörfer.

Eine Meile weiter, besuchte ich die Besitzung des Herrn Heinrichs Sparresholm. Eine alte Burg,

die wenig Aussicht in die Gegend hat, und nur von einigen Baum- und schattenlosen Gemüsgärten umringt ist, würde an und für sich keinen angenehmen Sommeraufenthalt gewähren, wenn nicht einige Wäldchen in der Nähe zu Hülfe kämen. In dem einen, zunächst am Hause, sah ich einen kleinen Steinofen, der in fünf grossen Oeffnungen von unten mit Holz geheizt wird und in einer Woche die Steine fertig macht. Der andre Busch liegt eine Viertelstunde weiter und ist ein eingeschlossener Thiergarten voll der schönsten Buchen, mit einigen Eichen und Eschen vermischt; durch denselben laufen die angenehmsten Spatziergänge und in der Mitte steht ein Saal, der aber von der Seite des Wohngebäudes nur über offene und sonnichte Aecker zugänglich ist. In einem noch weiter entlegenen Gehölze zieht der Eigner Truthüner und Schafe. Die Waldungen eingerechnet, beträgt dieses Landgut 4000 Holländische Morgen. Das gefällte Holz verbraucht der Besitzer selbst, ohne etwas zu verkaufen. Das Feld ist an einen Pächter ausgethan, außer was die Bauern besitzen, die ihre Aecker auf lebenslänglich im Bau haben, sie müssen dafür, außer ihren Abgaben an den König und die Geistlichkeit, dem Pächter eine gewisse Anzahl von Tagen dienen. Wenn sich der Bauer gut beträgt, so kann er versichert seyn, daß der Herr seinen Sohn von dem Hofe nicht verstoßen wird. Bei der Aufhebung der Gemeinheiten hat man einem jeden seinen bestimmten Acker angewiesen und mehrere haben auf dem ihrigen ihre Häuser gebaut. So viel dies alles zur Verbesserung des Landbaues beigetragen hat, so viel ist doch noch nach der täglichen Er-

fahrung zu thun übrig. Auch zu diesem Landgute gehören etwa acht Dörfer.

Von Nestved, einem ziemlichen Städtchen in dieser Gegend, unfern der See, fuhr ich nach Sorde, um auf der gewöhnlichen Landstraße nach Kopenhagen zurückzukehren. Dieser drei Meilen lange Weg ist ziemlich kahl und einförmig und man trifft daselbst weniger Dörfer, als sonst auf den übrigen Dänischen Inseln.

Reise durch das nördliche Seeland.

(August 1797, August 1798.)

Erst wenn man eine unangenehme Meile durch offene Felder und stäubende Landstraßen zurückgelegt hat, naht man sich reizenderen Gegenden. Aus den beiden Thoren Kopenhagens, die nach dieser Seite liegen, führen ein Paar Alleen, bis an die Teiche, die die Stadt mit Wasser versehen. Gleich außerhalb einem dieser Thore hat der Herr von Klassen dicht an der See einen schattenreichen Garten, der beinahe für einen Landsitz gelten kann. Ländliche Gänge führen rund um ein großes Gewässer; zu meiner Zeit ward noch an einem neuen Wohnhause gebaut. Charlottenlund eine Königliche Domaine, die vor einiger Zeit zur Apanage einer Prinzessin von Geblüt gedient hatte und damals doch den Minister Christian von Rantzau bewohnt ward, hat freilich nur ein altmodisches Schloß, ist aber von einem herrlichen Buchenwalde umgeben, der

sich ebenfalls, doch etwas weiter als der erwähnte Garten, bis an den Strand ausdehnt. Das Gut des Finanzministers Grafen Schimmelmann — Seelust genannt — liegt beinahe ganz auf einem Vorgebirge; obgleich es nicht groß ist, so ist es doch mit vielen glücklich angebrachten Promenaden, die sich auf und ab winden, schönen Aussichten nach allen Seiten der See und kleinen Blumenbeeten versehen.

Noch weiterhin erblickt man Enromgaerd, das dem Herrn Fabricius gehört; es ist theils ein Buchenwäldchen mit Höhen und Thälern, theils ein in dem Holze angelegter Sommeraufenthalt, der durch einige Promenaden zum Theil um einen Wiesenplatz, durch ein Türkisches Haus, gute Statuen u. d. g. verschönert ist. Das Haus steht auf einer hohen Terrasse an der See. Die Schwedische Insel Hveen, durch Tycho Brahes Aufenthalt berühmt, aber jetzt nur wenig bewohnt, *) jenseits Landscrona und Helsingborg, Helsingör mit dem Schlosse Kronenburg, noch auf der Dänischen Küste zeigen sich dem Auge mehr oder weniger deutlich. Man kann sogar an einigen Gebäuden in dem gerade gegenüberliegenden Landskrona die Fenster zählen.

Der königliche Thiergarten nimmt zwischen der Helsingörschen Landstraße und dem Strande einen sehr weitläuftigen Landstrich ein. Er besteht in einem einge-

*) Es sind doch mehrere Dörfer auf diesem kleinen Eilande.

hägten Buchenwalde von ungleichem Boden. Es führen mehrere Fahrwege hindurch, und selbst um nach Erromgaard und der umliegenden Gegend zu kommen, muß man ihn durchziehen. Er bietet hin und wieder, z. B. an der Fontaine schöne Aussichten dar, und in der Mitte des Sommers (besonders wird der St. Johannis-Tag festlich begangen) werden vier Wochen hinter einander mit Spielen und Zerstreuungen gefeiert, wodurch Hunderte von Fuhrwerken hingelockt werden; diese halten sich jedoch in gewisser Entfernung, um die Spaziergänger in den eingehägten Räumen nicht zu stören. An Wirthshäusern fehlt es hier überdies eben so wenig, als anderswo in der Gegend von Kopenhagen; an einem einzigen Tage wird oft in derselben durchgebracht, was zu gewinnen die Arbeit eines Jahrs erforderte.

Zwei der schönsten Landsitze auf Seeland, sind ohne Widerrede Sorgenfrei, das dem Prinzen Friedrich, und Dronninggaard, das dem Herrn de Koninck gehört. Der erste liegt an der Landstraße, dicht bei dem Dörfchen Lundbye, das sich auf die allerangenehmste Weise durch ein Thal hinkrümmt, und dann auf einen Berg hinaufzieht. Der Platz hinter dem geräumigen, doch sonst nicht sehr merkwürdigen Wohnhause ist gerade nicht breit, man trifft nur Terrassen über Terrassen und ein Englisches Parterre an, aber zur rechten und zur linken Seite erstrecken sich die an beiden Seiten auf Hügeln gepflanzten Wäldchen, ziemlich weit; durch dieselben laufen auf ungleichem Boden die lieblichsten Spazziergänge mit reizenden Aussichten. Es fehlt nicht an

allerlei Merkwürdigkeiten, Gartengebäuden, zum Zeitvertreib, Spielen, Denkmälern, (eins z. B. auf die verstorbene Gemahlin des Prinzen) doch ist es mehr die Lage von Sorgenfrei, als diese Kunstwerke, die es so angenehm machen. Am nördlichen Ende hat man, vermuthlich zum Unterricht der jungen Prinzen, eine kleine Festung aufgeworfen.

Anziehender, sowohl durch seine natürliche Lage, als durch die Verbesserungen, die der Besitzer mit eben so viel Einsicht als Geschmack angebracht hat, ist Drotninggaard etwas weiter von Kopenhagen zur linken Seite; dieses weitläuftige Landgut, war ehemals der Wittwensitz der Gemahlin Friedrichs III. und hat daher den Namen. Vor dreißig Jahren verkaufte es die Krone für nicht mehr als 3000 Reichsthaler. Herr de Koninck erstand es darauf für 20000, und gegenwärtig, nachdem es sehr verschönert, und mit einem neuen viereckigten Wohnhause von drei Stockwerken versehen ist, würde es vielleicht mit 70 bis 80,000 Reichsthalern bezahlt werden. Es nimmt ungefähr 1080 Morgen Landes ein. Der eigentliche Wohnort liegt größtentheils auf einem halbzirkelförmigen Vorgebirge an einem der größten Landseen Seelands, dem Fureso, an den wieder ein kleinerer stößt. Dies Gewässer ist etwa 200 Fuß über die Oberfläche der Ostsee erhöht. Zwischen beiden Seen befinden sich 10 Mühlen, jede etwa zwanzig Schritte über die andere gebaut. Die Ufer sind waldicht, doch nicht sehr anziehend. Das Wohngebäude hat eine äußerst glückliche Lage. Vorne sieht es nach dem

großen See, gerade wo eine lange schmale und bewachsene Erdzunge sich in denselben hineinzieht. Hinten ist die Waldung ziemlich weitläuftig angepflanzet. Die Spaziergänge sind von abwechselnder Beschaffenheit, bald laufen sie durch Gebüsch, bald durch offenere Partieen, durch Englische Pflanzungen oder auch durch regelmäßigere Anlagen: jetzt befindet man sich dicht an dem See, oder kann von oben auf ihn herabschauen, dann entdeckt man nicht das Geringste mehr von demselben. Ein kleines Inselchen nach der Hinterseite ist mit einem artigen Chinesischen Gebäude verziert, das zum Theil mit nicht Chinesischen Mobilien angefüllt ist. Ueberdies tragen hier und dort ein Denkmal mit einer Inschrift, einige Bildhauerarbeiten die beiden Fechter auf einem Hügel am Ufer machen eine schöne Wirkung, und ein auf Säulen ruhender Salon zur Verschönerung des Orts bei. Der verstorbene Oberst Drevon, der eine geraume Zeit auf Dronningaard gewohnt hat, erwarb sich viele Verdienste um die Anlage, besonders in Hinsicht einer Eremitage, wo noch verschiedene Französische und Lateinische Inschriften und eine Grotte über einer Fontaine von seiner Thätigkeit zeigen. An einem schönen Gemüß- und Fruchtgarten erkennt man den Holländischen Besitzer und in der Anordnung und verschiedenen andern Partieen den Mann, der England häufig und mit Nutzen besucht hat.

Das königliche Schloß Hirschholm verdient als Landsitz durchaus keine Aufmerksamkeit, es ist nur klein und bietet nichts als einen Spaziergang unter hohen

Bäumen rund um einen großen, regelmäßig ausgegrabenen und schlecht erhaltenen Weiher dar, in dessen Mitte man eine buschigte Halbinsel entdeckt. Der Pallast ist sehr weitläuftig, nur für seine Größe zu niedrig, an einigen Stellen ist er des sumpfigen Bodens wegen, sichtbar gesunken. Am meisten wird wahrscheinlich einem jeden an dem Gebäude die Bauart des Vorthors gefallen, das einen Obelisk oben über sich hat. Nach den Ereignissen, deren Schauplatz er gewesen ist, und der nur traurige Erinnerungen gewährte, hat die königliche Familie diesen Ort verlassen und seitdem zerfällt sowohl das Schloß, als der Garten: es werden nur die allernothwendigsten Verbesserungen vorgenommen, wodurch der Ruin verhindert wird. Christian VI. hat es erbaut und seine Wittwe es bis an ihren Tod bewohnt. Nachher ward es der gewöhnliche Sommeraufenthalt des gegenwärtigen Monarchen und seiner unglücklichen Gemahlin Karoline Mathilde. Sie wohnte hier allein während der ausländischen Reise ihres Gemahls; nur wenige Tage vor der Revolution, die sie von dem Throne in einen Kerker warf, kehrte sie wider ihren Willen von hier nach der Hauptstadt zurück. Die Person, die mir die Gemächer des Schlosses zeigte, hatte sie als Bedienter zuerst nach Kronenburg begleitet, wo er den ganzen Winter mit ihr im Verhafte zugebracht hatte, er hatte sie darauf auch zu Schiffe nach Stade begleitet. Ihr Bette gehört noch zu den wenigen Mobilien, die auf dem Schlosse geblieben sind: aus einem kleinen Boudoir neben ihrem Schlafzimmer konnte sie auf einem verdeckten Gange in den Garten hinabkommen. Stru-

[illegible] die Reihe seiner Zimmer in einem obern Stockwerke. Dagleich über das unvorsichtige Betragen der leichtsinnigen Königin in Dänemark nur eine Stimme ist, so hat sie ihren Fall doch gewiß nicht der Schuld, sondern einzig dem Hasse zu danken, den ihr Günstling durch seinen Uebermuth, durch die offenbare Verachtung der Nation, und seine unbesonnene Vorliebe für alles was Teutsch war, auf sich geladen hatte; überdies hatten auch die Demüthigungen, die er bei jeder Gelegenheit die Königin Wittwe empfinden ließ, ein nicht geringes Gewicht in die Wagschale gelegt. Sonst muß Hirschholm ein schöner Pallast gewesen seyn. Nach einer hübschen Kapelle, worein man zuerst geführt wird, durchläuft man eine lange Reihe von Zimmern, die nach dem Garten ausgehen, und mit dem Rittersaal, einem hohen, nicht ungefälligen Saal mit Portraits und anderen Gemälden, endigen. Einige Zimmer sind im Chinesischen Geschmack, andere mit gut gewebten oder gestickten Tapeten versehen. Das reichste Gemach ist getäfelt und oben mit Elfenbein und Perlenmutter ausgelegt, die Knöpfe und Leisten sind von massivem Silber, die Thüren und Lambris von schön bemaltem Spiegelglase. Die Hinter- und Nebenzimmer sind geräumig, enthalten aber nichts Merkwürdiges. Uebrigens ist nach und nach neben dem Schlosse ein Städtchen entstanden.

Eine der angenehmen Gegenden in einer kleinen Entfernung von Kopenhagen ist Friedrichsfelde, ein an einem malerischen See gelegenes Dorf, das mit buschreichen Hügeln umringt ist, und eine große Man-

nichfaltigkeit anbietet. Hiezu gehören eine Menge kleiner Plätze oder Gärten, doch verdient das ein wenig weiter, in der Nähe von Friedrichsthal gelegene, größere Landgut der Gräfin Schulin besehen zu werden. Das Haus steht auf einer Anhöhe und gewährt ungeachtet seiner Niedrigkeit bereits einen imposanten Anblick; vorne geht ein offener Platz terrassenweise in die Tiefe hinab; der große und majestätische Wald, um von kleineren Partieen nicht zu sprechen, liegt stellenweise auf einer ansehnlichen Höhe und gewährt hier und dort nach außen und nach unten eine schöne Aussicht. Auf und abgehende Spaziergänge durchkreuzen ihn überall nach allen Seiten. Ganz unten findet man eine angenehme Quelle, mit einer Aufschrift, der Schwester der Besitzerin zu Ehren. Offene Promenaden führen nach einem andern Gehölze, das man nicht erreichen kann, ohne das Thal zu durchschneiden. Von einem ziemlichen Hügel in der Mitte dieser Gegend, worauf man noch Ueberbleibsel von Terrassen findet, hat man eine sehr ausgedehnte Aussicht, die sich unter andern auch nach Dronninggaard und den daranstossenden See erstreckt.

Bernsdorf, wieder an einer andern Seite der Hauptstadt, das Eigenthum des ehemaligen großen Ministers dieses Namens, verdient mehr seines schönen und modernen, auf einer allmälich aufsteigenden Anhöhe gebauten Hauses, als sonst irgend einer merkwürdigen Anlage wegen, Aufmerksamkeit; doch ist an den beiden Seiten ebenfalls einiges Gehölz, mit mäßig unterhaltnen Spaziergängen.

Ich ging nicht auf der gewöhnlichen Landstraße, die weiter nichts Sehenswürdiges darbietet, sondern auf einem Umwege, der die ganze nördliche Ausbucht von Seeland begreift, nach Helsingör. Durch etwa sechs Dörfer, von denen einige einen ziemlich blühenden Anblick hatten, kommt man nach Friedrichsfund, einen kleinen Handel treibenden Flecken am Aflefiord, einer Bai, die sich bis nach Roskild erstreckt; größere Schiffe können nicht hinauffahren, und die Güter, die weiter bestimmt sind, müssen in kleinere Fahrzeuge umgeladen werden. Der Magistrat von Roskild hätte die Bai einmal für 10,000 Reichsthaler bis nach der Stadt schiffbar machen können; allein eine Kleinigkeit veranlaßte ihn, diesen Vorschlag von der Hand zu weisen, und Friedrichsfund genießt noch jetzt den Vortheil der Spedition. Die Breite der Bai ist ziemlich unansehnlich; allein zwei aufgemauerte Spitzen, zwischen denen eine Fähre an einem Reife geführt wird, erleichtern die Ueberfahrt. An der andern Seite ist das Ufer hoch, der Boden sandig, und man fährt wieder durch Holz. Ein Theil desselben gehört zu Jägerpreis, einem Landgute des Prinzen Friedrich. Dies einträgliche Ackerstück, das an einen Pächter für eine jährliche Summe von 6000 Reichsthalern ausgethan ist, hat immer der Krone gehört, und man sprach davon, daß es wieder an die königliche Kammer abgetreten werden sollte; doch ist dies Projekt nicht ausgeführt. Das Haus bedeutet wenig und selbst die neuesten Gemälde, die man daselbst angebracht hat, machen den Mitgliedern der Kopenhagner Akademie der Künste wenig Ehre, obgleich

der Prinz, als den Beschützer desselben zu entschädigen ist, daß er sie darin aufgenommen hat. In den Anlagen des Parks trifft man viele Partieen in der alten Manier, doch giebt es andere, die durch die ländliche Einfachheit und Natur gefallen. Ich begnüge mich von zwei in der That sehr merkwürdigen Dingen zu sprechen. Das erste ist ein Wald von Eichen, Buchen und andern Bäumen, worin der erlauchte Besitzer etwa fünfzig Denkmäler für berühmte Dänen aus allen Ständen von Entfernung zu Entfernung hat aufrichten lassen, ohne daß irgend ein Fleck zu voll oder überladen wäre. Alle sind aus Norwegischem Marmor, meistens in einfachem Stil, acht Fuß hoch, drei breit und einen tief, wenigstens sind sie mit den Namen derjenigen, denen sie gewidmet sind, versehen: verschiedene sind indessen mehr verziert. Einige wenige erheben auch fremdes Verdienst. Auf dem Denkmale Luthers stehen die Worte Daniels Kap. 12, 3, die, so viel zur Gerechtigkeit weisen, werden leuchten wie die Sterne u. s. w. Auf dem Monument des Prinzen Ferdinand von Braunschweig erblickt man die Charte von Teutschland mit den Oertern, wo er seine glorreichsten Siege davon getragen hat, nebst den größten Flüssen. Das Denkmal eines Dänischen Admirals, der sich mit seinem Schiffe in die Luft sprengte, besteht allein in dem erhabenen Fragmente eines Linienschiffs; so hat auch ein Bürgermeister aus Friedrichshald in Norwegen, der einen Theil seines Hauses in Brand steckte, um Carln XII. abzuhalten, zum Gedächtnißzeichen einen Theil des Hauses erhalten; auf andern steht hingegen bloß ein Name oder ein Spruch, der auf ihre Tha-

ten und Verhältnisse anspielt. Die Grafen Bernstorf und Schimmelmann, kurz alle die sich in frühern oder spätern Zeiten auf eine vorzügliche Art in Dänemark ausgezeichnet haben, finden in diesem, dem Vaterlande geweihten Haine ihr Gedächtniß verewigt. Die Steine sind auch zum Theil in Kupfer gestochen und mit einer beigefügten Lebensbeschreibung herausgegeben. *) Eine andere Merkwürdigkeit sind ein Paar alte Grabhügel die man geöffnet hat. Nicht alle Hügel, die man hier in solcher Menge findet, und die zu Begräbnißplätzen gedient haben, enthalten deswegen gerade gewölbte Gemächer von Stein. Allein in dem Gebüsche bei Jägerpreis trifft man einen mit einer vollkommen viereckigten Grabkammer, die ungefähr acht Fuß im Quadrat und sieben hoch ist, meist aus fürchterlichen unbehauenen Steinen, von unregelmäßiger Gestalt zusammengesetzt. Zwei dieser Steine waren genug, eine Wand auszumachen, auch das platte Gewölbe, das oben befindlich ist, besteht nur aus wenig Stücken dieser Art. An der Eingangsseite führte ein verdeckter Raum von Steinen, kaum vier Fuß hoch und zehn lang (durch den man also gebückt kriechen mußte, von dem jetzt jedoch die Decke hat weggenommen ist) in das dunkle Gemach; in der Mündung dieses Ganges lag wieder ein großer

*) De paa Jägerspriis ved Mindesteene haedrede förtjente Mænds Levnetsbeskrivelser, forfattede af Peder Topp Wandall, I D. 1783, und II. D. 1te St. 1794. 4. Die Kupfer zum zweiten Theile sind in dem Brande des Kopenhagner Schlosses zerstört worden.

Stein. Man fand in dieser Grabhütte vier Gerippe, das eine hatte im Schädel eine Oeffnung, und in derselben noch das steinerne Messer, womit ihm die Wunde beigebracht war, der Handgriff war abgefallen. Der berühmte Pontoppidan hat oben auf dem Hügel einen Stein gesetzt, worauf eine Inschrift eingegraben ist, die sich auf die Entdeckung bezieht. Wichtiger schien mir die sogenannte Juliens-Höhe*) zu seyn. Dieser kleine Berg steht außerhalb des Waldes, nahe an einer westlichen Einbucht des Sees, der die kleine Halbinsel, worauf Jägerpris angelegt ist, beinahe umringt; theils eine Allee, theils ein Feldweg führt dahin. Man war vor einigen Jahren auf den Einfall gerathen, um der fürstlichen Gesellschaft, die einen Theil des Sommers hier zuzubringen pflegt, ein Schauspiel von einer neuen Art zu geben, einen hohen Grabhügel, der nicht mit Steinen bedeckt war, zu durchgraben. Vorher hatte man bereits angefangen zu untersuchen; sobald man aber durch den Einsturz eines kleinen Steins aus dem Gewölbe nach unten, sich von der Gewißheit eines unterirdischen Kellers überzeugt hatte, hielt man mit Graben bis zur Ankunft des Hofes ein, der auch vom Morgen bis Mittag unter den Zelten bei der Arbeit gegenwärtig war; während der Zwischenzeit war eine Wache bestellt, damit nichts weiter dabei geschehen möchte. Zum Glück

*) Nach der verstorbenen Königin Mittwe so benannt. Selten hat zwischen Mutter und Sohn eine größere Liebe und Einstracht geherrscht, als zwischen ihr und dem Könige, wovon noch viele Beweise vorkommen.

hatte man an der rechten, d. i. der südlichen Seite, wo sich wirklich, wie bei dem vorigen der Eingang befand, zu graben angefangen. Nachdem man einen Stein, der auch hier die Mündung verstopfte, weggeräumt hatte, fand man das ganze Gewölbe von oben bis unten mit der besten und feinsten Gartenerde, ohne einen einzigen kleinen Stein, oder irgend einen fremden Körper angefüllt. Sie ward nach und nach mit äußerster Sorgfalt herausgehoben, und endlich kam man auf dreizehn Gerippe, die ohne Ordnung auf den Boden gestreckt lagen. Zwei waren Kinder, eins derselben war in die Höhlung der Mauer, wie in den Griechischen Katakomben, gleichsam hineingeschoben. Die Männer hatten Spieße von Kupfer oder Erz, ein steinernes Messer und zugleich einen metallnen Knauf bei sich. Eine Art Fingerhut von Bernstein bezeichnete, wie man mit Grund vermuthete, das weibliche Geschlecht einiger Skelette. Viele von allen diesen Dingen konnten die Luft nicht lange ertragen. Prinz Friedrich ließ darauf alle Gebeine zusammen in eine neue Grube bestatten. Dieß Familiengrab hat eine Länge von vier und zwanzig Fuß, die Breite beträgt ungefähr sechs, und die Höhe die oben rund zu läuft, wird etwa sieben Fuß ausmachen. Die Steine sind bedeutend kleiner, als bei dem vorhinbeschriebenen Grabmal und das Ganze hat mehr die Gestalt einer unregelmäßigen Grotte. Man hat geglaubt, es hin und wieder mit Eisen und Steinen stützen zu müssen und dadurch, wie durch eine im Innern angebrachte Bank, der Wirkung sehr geschadet. Nachher ist auch ein ganz regulärer Hügel wieder darüber geworfen, und nicht nur zum Theil be-

pflanzt, sondern auch mit Denkmälern von sehr alten nordischen Königen, in deren Zeitalter man den Hügel versetzen zu können glaubt, verziert; unter denselben befindet sich auch Harald Haarfager. Auch trifft man hier einen aus Norwegen, dem Prinzen geschenkten Stein mit Runen, die aber die größten Alterthumskenner nicht vollständig haben lesen können. Ein besonderer Umstand verdient noch bemerkt zu werden, nämlich ehe man an diesen Hügel Hand gelegt und ihn in einem gemäßen Sinne umgeschaffen hatte, fand man, ziemlich hoch über dem Grabkeller, einen Topf mit verbrannten Knochen. Ist also der Hügel vielleicht nur für die Asche angelegt und hat man hernach von unten hinein gegraben und gemauert? Oder hat man den Topf von einem andern Orte in die Nähe des neuen Familiengrabes hinübergetragen? — Ehe ich aber die Tefiod der Fähre zurückfuhr, besuchte ich ein Schweizerhäuschen, das aus einem Saal und zwei Gemächern besteht, und nach allen Seiten eine weite Aussicht über Land und Wasser darbietet. Ein bergiger, aber doch offner Weg durch einige Dörfer, führt auf der andern Seite schnell nach Friedrichswerk.

Dies sehr bedeutende Gut (vordem hieß es anders) dessen Pächter über 3000 Thaler giebt, weil er zwischen zwei- bis dreihundert Kühe zu halten im Stande ist, gehörte ehemals dem Könige. Der verstorbene General von Klassen verwaltete es erstlich als Rentmeister der Krone und nachdem er viele Verbesserungen eingeführt hatte, kaufte er es endlich für einen nicht sehr hohen

Preiß. Er legte daraus daselbst eine Kanonengießerei und Pulvermühlen an und schloß mit der Regierung einen Kontrakt ihr alle ihre Bedürfnisse der Art gegen einen bestimmten Preiß zu liefern. Die Quantität Metall sowohl zu Kanonen als Mörsern und andern Stücken von allerlei Kaliber, die er verarbeiten lassen muß, fürchte ich unrichtig aufgezeichnet zu haben; ich kann sie also nicht genau bestimmen; für Stücke von kleinerem Kaliber wird ihm mehr als für die von größeren zugestanden; für die Krone produzirt er 2500 Centner Pulver und überdies wohl noch einmal so viel; eben sowohl kann er auch an einen jeden, der es bestellt, so viel Geschütz verkaufen, als ihm gut dünkt. Man schmelzt hier auch das Eisen zu Kugeln und andern kleinen Kriegsgeräthschaften, auch macht man Lavetten und was sonst zur Artillerie erforderlich ist. Dies alles hat Friedrichswerk, wo vorher nur Bauern wohnten, zu einem Flekken voller Fabrikanten gemacht, der regelmäßig, meist in einer breiten Straße angelegt und durch Bäume beschattet ist. Eigentlich haben nur einige Meister oder Aufseher, und nach Verhältniß wenige (in allem ungefähr ein Paar hundert) beständige Arbeiter daselbst ihre Wohnungen; dagegen kommen täglich über tausend aus der umliegenden Gegend, bisweilen wohl eine Meile weit zur Arbeit und kehren des Abends wieder zu ihrer Heimath zurück. Das ganze Landgut mit der Kanonengießerei und allem was dazu gehört, hat der Herr von Classen dem Prinzen von Hessen vermacht, doch mit Ausnahme des in großer Menge vorräthigen, und zu einer Zeit, als der Salpeter weit wohlfeiler als gegen-

wärtig war, verfertigten Pulvers. Ich kann nicht bestimmen, ob der Prinz durch das Testament nicht gewissermaßen verpflichtet ist, die Besitzung zu einer bestimmten Zeit, vielleicht nach seinem Tode, dem Könige wiederzurückzugeben. Gewiß ist es indessen, daß er in Hinsicht seiner Lieferungen an die Krone in alle Rechte und Verpflichtungen seines Vorgängers getreten ist, da sich der Kontrakt noch auf mehrere Jahre des gegenwärtigen Jahrhunderts ausdehnte: verschiedene nothwendige Ausgaben, z. B. die Erneuerung der Schleußen und der theure Preiß des Salpeters machen übrigens seinen Gewinn nicht mehr so groß, als ihn der Stifter dieser ausgebreiteten Anstalt vor Zeiten wohl gehabt hat. Die Kirche, die in einigem Abstande von dem Flecken und bei dem eigentlichen Bauerndorfe an den Ufern des Arrösees erst kürzlich in einem guten Geschmacke und in der Gestalt eines Griechischen Kreuzes aufgeführt ist, zeigt im Innern das Denkmal des Generals von Classen, das ihm sein Bruder errichtet hat. Es steht, wenn man hineintritt, an der linken Seite, die es größtentheils ausfüllt. Der ganze Grund einer geräumigen Nische ist mit rauhen Steinen, mit Abfall von gegossenem Metall und dergleichen beworfen und aschgrau angestrichen. Auf dem Vorgrunde zeigt sich zwischen den Felsen eine Gruppe von zwei Figuren, die eine ist die Zeit, die mit der einen Hand, das was der General durch die Anlage von Friedrichswerk dem Vaterlande geleistet hat, niederschreibt, in der linken hält sie ein Papier mit dem Risse des ganzen Orts und den Jahrszahlen seines Testaments und Codicills. Die andere Figur stellt den Edelmuth vor,

die eine verschlossene Rolle mit einem andern Datum, als das Testament und Codicill zeigen, zwischen die Felsen wirft. Durch diese Allegorie hat der noch lebende Bruder eine Handlung von sich selbst verewigen wollen. Die beiden Brüder hatten sich nämlich vorher durch einen gegenseitigen Kontrakt anheischig gemacht, daß, wenn sie ohne Kinder sterben würden, der eine der Erbe des andern seyn sollte, den der General, der durch seinen Gewinn in der Bank und andere Glücksfälle, einen großen Reichthum erlangte, hernach gebrochen zu haben scheint. Der Ueberlebende wollte aber ein Testament, das so reich an milden Stiftungen war, nicht umstoßen, ob er gleich nach dem strengen Rechte dazu befugt war. Das ganze Fideikommiß dieser weitläuftigen Erbschaft (Friedrichswerk, wie es scheint, nicht mit begriffen) wird gegenwärtig durch eine Kommission verwaltet; der Bruder erhält daraus jährlich 12,000 Rthlr., außer drei Tonnen Goldes, die ihm mit Bewilligung des verstorbenen Generals baar eingehändigt worden sind. — Uebrigens entspricht die Bildhauerkunst an dem gedachten Monumente nicht der Erfindung und dem Entwurfe des Ganzen, die wirklich etwas Imposantes haben. Nur der alte gekrümmte Rücken der Zeit ist ziemlich gut. Der Meißel des Bildhauers Widewelt hat die Figuren gearbeitet. Das Altarblatt in der Kirche besteht aus einem ziemlich guten Gemälde, das die Religion, durch die Vernunft aufgeklärt, darstellt. Das Wohnhaus, nach dem man von dem Flecken längs einem angenehmen Bache hinwandelt, der zwischen zwei ziemlich hohen und bewachsnen Bergen fließt, hat einigen Anschein von Erha-

benheit, ist in der That aber weder groß noch glücklich angelegt, besonders da es zu sehr in der Tiefe liegt. Seitdem es der Prinz von Hessen besitzt, bewohnt es ein Kriegskommissär, dem die Aufsicht über die ganze Anstalt anvertraut ist. Zu den Nebengebäuden gehören eine Braucrei und Branntweinbrennerei, die beide accisfrei sind und sehr viel eindringen. Der Park besteht hauptsächlich vorn aus einem ebnen Englischen Baumgarten, hinten in einer etwas höhern Anlage, gleichfalls im Englischen Geschmack und zur Seite aus zwei schönen, beide auf Bergen belegnen und durch einen Bach getrennten Gebüschen, worin sich hundert Pfade auf mannichfaltige Weise durchkreuzen. In einiger Entfernung erhebt sich in eine kahle Anhöhe, zu der ein geschlängelter Fußweg führt; von hier übersieht man den ganzen Landstrich, in so fern es die bewachsnen Berge nicht verhindern, Friedrichswerk mit seinen Fabriken, den Tesfjord, das Kattegat und den Arröersee, den größten in Seeland, dessen Ufer an der einen Seite dem Ungemache des Treibsandes wie unsere Dünen unterworfen sind. Man sucht durch Ginster und dergleichen zu verhüten, daß sich keine Löcher darin bilden, es ist nicht möglich darin zu graben. Ganze Dörfer sind deswegen unbewohnt geworden. Die zur Fabrik gehörigen Mühlen, die alles in Bewegung setzen, liegen jetzt an zwei Armen eines Bachs, der jedoch durch Wasserleitungen, von denen eine wohl fünfzehnhundert Fuß Holz enthält, verstärkt wird. Das Wasser kömmt aus dem Arröersee und fällt in den Tesfjord, doch ist der Fall nicht höher als fünf Fuß. Die hinterste Wasserlei-

tung enthält die Pulvermühlen: sie stehen neben einander, nebst einer Mühle zum Körnen. In den Pulvermühlen wird die Masse durch mehr als 50 hölzerne, mit Kupfer beschlagene Stampfen ungefähr zweimal 24 Stunden gestoßen. *) Alle sechs Stunden wird sie aus dem einen hölzernen Mörser in einen andern geschüttet. In den Mühlen zum Körnen wird der noch feuchte Klumpen durch die beständige Horizontalbewegung einiger viereckigten Mulden, worin ein Paar schwere Cylinder hin und her geschoben werden, durch die in denselben befindlichen Löcher gepreßt und in Körner verwandelt. Die neu angelegte Salpeterfabrik bildet einen Winkelhaken von zwei langen und nur oben bedeckten Gebäuden, die zur Seite dem Einflusse des Windes und der Luft ausgesetzt sind. Sie sind ganz mit länglichen, viereckigen Erdhaufen angefüllt, die aber in dieser Gestalt pyramidalisch in die Höhe laufen. Diese Erde wird bereits vorher zugerichtet und mit allerlei vermoderten Pflanzen, oder solchen Produkten aus dem Thierreiche, die am leichtesten in Fäulniß übergehen, vermengt. Man sammelt sie in einem besonders dazu bestimmten Troge. Die Erdhaufen sind überdies voller Löcher, worein von Zeit zu Zeit Urin von Menschen und Thieren gegossen wird. Erst in acht oder zehn Jahren kann man den Salpeter, der sich in dem Erdhaufen erzeugt, gebrauchen, doch dauert es wohl achtzehn Jahre, bis sie durch und durch geschwängert sind. In einer hier ebenfalls befindlichen Salpe-

*) Nur die besseren Sorten werden so lange gestampft.
Anm. d. Ueb.

terfiederei wird nicht gearbeitet. Außer steht nun zu Friedrichswerk noch die Mühlen, welche die Drechselbänke bewegen, worauf das Metall polirt wird, die Schmieden, und in einem andern großen Gebäude, das nach vorne in zwei Flügel ausläuft, die Schmelzöfen und die Gießerei. Jährlich kömmt eine Kommission der Regierung hieher, um das Geschütz zu untersuchen. Auch liegt daselbst ein Detaschement Invaliden zur Bewachung. Von Zeit zu Zeit wird das Geschütz probiert.

Eine angenehme Gegend im Süden des Arrdersees erstreckt sich von hier nach Friedrichsburg und dann geht ein waldiger Weg von einer Meile nach Friedensburg: das erste dieser königlichen Lustschlösser ist durch Christian IV. erbaut, eine alte, hohe, ehrwürdige Burg aus rothen Backsteinen, die von Vorgebäuden, Thoren und von Wällen umgeben ist. Sie spiegelt sich in einem kleinen angenehmen Landsee, der halb von einem Städtchen, mit einer geräumigen, sich in die Runde ziehenden, Hauptstraße, und halb durch Büsche und Aecker umringt wird. Der Garten bedeutet wenig und liegt hinter dem Schlosse. Ist man durch alle Pforten hineingetreten, so befindet man sich auf dem Hofe des Gothischen Gebäudes, und wird eine Art Gallerie mit marmornen Pfeilern gewahr, die in späteren Zeiten an den Vorgiebel angesetzt ist. Zuerst wird der Fremde in die Kapelle geführt, die einen hervorspringenden Seitenflügel einnimmt, ein schönes Gebäude, worin seit ihrer Stiftung bis auf den gegenwärtigen König, die

Monarchen Dänemarks beständig gekrönt worden sind. Es ist lang und schmal, die Decke ist sehr weitläuftig gearbeitet. Rundum die Kapelle führt eine Gallerie mit kleinen Säulen von allerlei Marmorarten. Der Altar prangt mit Platten aus bloßem oder vergoldetem Silber und mit Basreliefs aus getriebener oder geschmiedeter Arbeit, sie sind von einem Italiänischen Künstler vortrefflich ausgeführt; der Stoff ist aus der biblischen Geschichte genommen. Auch an der Kanzel von Ebenholz sind silberne Basreliefs angebracht. Unten hängen Gemälde, doch von einem Dänischen Meister, der sich nicht über das Mittelmäßige erhebt. Auf der Gallerie hingegen findet man ziemlich gute Italiänische Stücke, und in der Loge des Königs, dem Altar gerade gegenüber, sogar eine ganze Sammlung, worunter sich viel schönes auszeichnet. Die beiden Seiten der Gallerie sind auch mit den Wappen der Ritter vom Elephanten- und Danebrogorden geschmückt, weil sie in dieser Kirche den Ritterschlag zu erhalten pflegen, nach ihrem Tode werden sie weggenommen und in einigen Unterzimmern des Schlosses aufbewahrt. Da die Stadtkirche gebaut ward, verrichteten auch die Einwohner des Fleckens in der Kapelle ihren Gottesdienst. Das Schloß besteht aus verschiedenen großen, weder sehr modernen noch hellen Zimmern. Viele derselben haben Erker, runde Thürme, und andere nach außen gehende Kabinette. Eigentlich verdient nur der Ritterſaal besehen zu werden. Bei einer ansehnlichen Länge und verhältnißmäßigen Breite ist nur die Niedrigkeit des Geschosses fehlerhaft. Dagegen scheint es beinahe, als ob man die Decke dem Auge hätte

näher bringen wollen, um die unbeschreibliche Pracht, die man (nur nicht mit so vielem Geschmack als man wünschen sollte) darauf verwandt hat, desto besser zu zeigen. Der Boden des Saals ist von Marmor, die Mauern hängen voller Gemälde, worunter einige von Rembrand und andern großen Meistern Aufmerksamkeit verdienen. Unter denselben befinden sich die Portraits von Tromp und Ruiter.

Von ganz anderer Art ist Friedensburg, bis zu ihrem Tode der gewöhnliche Sommeraufenthalt Julianen Mariens. Der Zugang zu demselben, erst mitten durch die breite Straße des Orts, bei dem es liegt, und dann durch ein eisernes Gegitter, das auf den Vorhof führt, ist in der That imposant. Das Gebäude selbst, ist groß und von neuer Bauart, ohne jedoch ein Recht auf große Bewunderung zu haben. Oben wird es durch einen Dom und zwei Thürme neben demselben bekrönt. Vorne schießen zwei Flügel aus, und bilden zusammen den Hof. Nach der Gartenseite ist der Giebel sehr einfach. Das Hauptzimmer von innen ist unter dem Dome und in der Mitte des Gebäudes. Unten sieht man ein Paar mittelmäßige Gemälde aus der alten Geschichte, oben trifft man vier Darstellungen aus dem Leben einiger der letzten Könige, unter andern hat eins die Unterzeichnung des letzten Friedens mit Schweden, die in eben diesem Saale geschah, zum Gegenstande. Dann folgt nach der Gartenseite ein anderes Mittelzimmer, welches zum Speise- oder Tanzsaal dient, und mit Architekturstücken ausgeziert ist. Der Plafond

ist von der Hand eines Meisters, der sich hier öfters beschäftigt hat, von dessen Arbeit jedoch nicht viel Rühmliches zu sagen ist. Die Reihe der übrigen Ober- und Unterzimmer, ist unzählig; die meisten sind nett und ziemlich modern möblirt, viele mit Pequins, eine Menge mit Gemälden von guter und schlechter Art. Einige derselben sind keineswegs verwerflich, z. B. ein Schalk von großer Schönheit, ein Joseph am Sterbebette seines Vaters, vielleicht ein Guercino. Ein anderes stellt die ersten Bewohner von Friedrichsburg vor, einen Bauern und eine Bäurin, die dem königlichen Stifter des Gebäudes Milch anbieten. Fünf Bücherzimmer der verstorbenen Königin waren noch versiegelt: eben war man beschäftigt ihre Mobilien einzupacken, um sie nach Kopenhagen zu führen. Unter denselben befand sich eine gläserne Fontaine de circulation, die inwendig mit einem rothen Spiritus angefüllt ist, um den Umlauf des Bluts im menschlichen Körper zu zeigen, bisweilen heißt sie auch le Sang de Robespierre. Der Garten ist sehr ausgedehnt und in der Gestalt eines Fächers angelegt. Auf der linken Seite wird er ganz durch das Wasser eines der Seeländischen Landseen bespült, der sich erst dicht bei dem Schlosse zeigt, dann durch eine große, mit einigen Bäumen besetzte Halbinsel zurückgeschoben wird, und endlich dem Gebäude gerade gegenüber endigt. Ergreifend ist die Partie, die vor der Gartenfaçade liegt und sich allmälig nach dem Wasser herunterſenkt. Gras, Blumen, Statüen und Vasen, (doch muß man alles, was Bildhauerarbeit ist, nicht in der Nähe besehen) dienen zur Verschönerung dieses geräumi-

gen offnen Platzes. An beiden Seiten ist Holz, das größte zur Linken, mit allerlei Arten von hohen Bäumen, mit Hügeln und Niedrigungen und den angenehmsten Spatziergängen. Nur Schade, daß man den schönen See nicht besser benutzt hat; zwar läuft eine breite grüne Allee fast beständig um denselben im Halbzirkel herum, doch so bewachsen, daß das Auge fast an allen Stellen sich vergebens bemüht, den See ganz oder nur zum Theil zu übersehen. Die Kunstanlagen bestehen meistens in einigen Säulen und Obelisken zur Ehre Friedrichs V: doch gleichfalls nur von mäßiger Bildhauerarbeit; auch erblickt man eine gute columna rostrata und einen Sarkophag, mit einem darauf gemeißelten Bachanal. Hier und da findet man noch Spuren altmodischer Partieen, geschorne Hecken u. d. g. Ueberraschend ist ein runder Platz, mit einer doppelten Terrasse umringt, die mit einer bunten Reihe von 70 weißgefärbten bleiernen Figuren in Lebensgröße umgeben ist, welche die Bewohner verschiedener Gegenden von Norwegen, alle in ihrem eigenthümlichen Kostum vorstellen. Sie sind in ihrer Art ziemlich gut gemacht, und das Ganze thut eine vorzügliche Wirkung.

Helsingör, Kronenburg, Ueberfahrt über den Sund.

(August 1797, April und August 1798.)

Wenn man noch ein Paar Meilen weiter einen angenehmen Weg über Holz- und Kornland zurückgelegt hat, und endlich auf die Helsingörer Landstraße gekommen ist, so befindet man sich mit einem Male auf einer Anhöhe, von der man zu seinen Füßen die Stadt Helsingör mit allen ihren Schiffen, Kronenburg, den ganzen Sund und jenseits die Schwedischen Ufer vor sich sieht. Helsingör hat nicht viel mehr als eine lange, mit der Küste parallel laufende Hauptstraße, worin zwar eine Menge guter, doch nur wenig schöne Häuser stehen. Man findet hier eine Dänische und Teutsche Kirche. Der Kai (Hoofd) oder wie man hier sagt, die Brücke ist ein hölzerner hervorspringender Winkelhaken, längs welchem die Schiffe liegen, die hier laden und löschen müssen. Man zählt zu Helsingör ungefähr 6000 Seelen und 30 Handelshäuser; fast alle Nationen haben daselbst zur Besorgung ihrer Angelegenheiten ihre Konsuls, selbst die Juden. Der Zoll von den durch den Sund segelnden Schiffen beträgt eine halbe Million Reichsthaler; die Zahl der Fahrzeuge, die dazu beitragen, beläuft sich in Friedenszeiten häufig bis auf 12,000, im Durchschnitt auf 10,000. Die Schiffe der am meisten begünstigten Nationen bezahlen etwa ein pr. C.,

die übrigen nebst den Dänen ⅛ mehr. Durch die Erhebung dieses Zolls, durch den Handel, den es selbst führt, und die stäte Ueberfahrt nach und aus Schweden ist Helsingör ein ungemein lebhafter und blühender Ort geworden.

Das Schloß Kronenburg liegt etwa fünf Meilen weit, ganz am Ende der Hauptstraße, auf der Nordseite. Es ist mit Festungswerken, woran noch immer gearbeitet wird, umgeben, und reichlich mit Geschütz versehen; doch fand ich nur einige Invaliden darin, in der Stadt lagen einige Jäger. Das Schloß ist aus gehauenen Steinen erbaut und hat in der Mitte einen Hof; es ist, wie die meisten großen Gebäude in diesen Gegenden mit Kupfer gedeckt, mit verschiedenen Thürmen bekrönt, und hier und da mit einiger Bildhauerarbeit verziert. Auf einer Platte genießt man die Aussicht über den Sund in ihrer ganzen Ausdehnung, die, so schön sie auch ist, doch keineswegs der über die Kalabrische Meerenge mit ihren weit höhern Küsten gleichkömmt. An der linken Seite sieht man jenseits ein sehr ferues Kap von Schwedischen Bergen. Außer der Insel Hven und den bereits erwähnten nächsten Schwedischen Ortschaften, streckt sich an der Dänischen Küste das Auge auf der einen Seite bis nach Kopenhagen, auf der andern nach dem benachbarten Schlosse Marienburg, das der Kronprinz auf der Höhe angelegt und vor seiner Vermählung bewohnt hat. Es ist fast allein wegen der Aussicht merkwürdig, sonst bietet es nur eine schattige Terrosse hinter dem kleinen platten Hause und dann einen

schlängelnden Spatziergang über Berg und Thal nach einem etwa dreißig Fuß hohen runden Thurm und einem von demselben zurückführenden bewachsenern, von der Aussicht auf die See entfernten Pfad dar. Die Zimmer des Kronenburger Schlosses, die man durcheilt, sind hoch und geräumig, sonst bedeuten sie wenig. Man sieht in denselben nur einige große, aber mittelmäßige Gemälde, die sich auf die Dänische Geschichte des vorigen Jahrhunderts beziehen, und dann eine Sammlung von kleinen Stücken, die ihres Gegenstandes wegen merkwürdig sind; sie stellen theils Aussichten von Städten in Dänemark und Norwegen, theils Landschaften aus dem letztern Reiche und Lapländische Schauspiele und Sitten dar, zu deren Kenntniß man sonst wenig Gelegenheit hat. Die besten Zimmer des Schlosses werden von dem Kommandanten bewohnt, und deswegen nicht gezeigt. Bei ihm ward Karolina Mathilde gefangen gesetzt, ihr Gefolge ward in den übrigen Gemächern vertheilt. Etwas Traurigeres als die Schloßkirche kann man sich kaum vorstellen, ich fand sie mit Lavetten und andern Artilleriegeräthschaften angefüllt. Ich habe den Prediger gekannt, der während aller der Monate, in denen die Königin hier gefangen saß, den Gottesdienst verrichtete; auch hier trug ihre ganze Aufführung den Stämpel eines unbegreiflichen Leichtsinns. Die letzten Vorfälle mit der Englischen Flotte überheben mich übrigens der Pflicht, etwas von der Herrschaft des Kronenburger Schlosses über die Seeenge, und wie weit es den Sund zu sperren im Stande ist, zu sagen. —

Was die Ueberfahrt betrifft, so fand ich das erste Mal den Reisenden den willkürlichen Forderungen der Helsingörer Bootsbesitzer ausgesetzt; im folgenden Jahre war aber alles durch eine königliche Verordnung bestimmt, und man bezahlte für ein großes Fahrzeug, wie es zum Uebersetzen schwerer Fuhrwerke erfordert wird, 5 Reichsthaler, und die Hälfte für kleinere. Wenn der Wind zu günstig weht, d. i. wie bei meiner ersten Reise der Fall war, gerade auf Helsingborg zusteht, so muß man warten, bis er sich ein wenig seitwärts gewandt hat, sonst würde das Boot gegen die steinernen Anlegeplätze dieses Ortes, der keinen eigentlichen Haven hat, zertrümmern. Im Ganzen sind auf der Schwedischen Seite, wenn man nach Helsingör hinüber will, alle dazu gehörige Einrichtungen weit schlechter als diesseits. In drei Viertelstunden segelt man bei ziemlichem Winde gewöhnlich hinüber; wenn der Wind still ist, so hilft man sich mit Rudern. In der Regel bedienen sich Reisende eines besondern Boots, außer dem, worauf das Reisezeug befindlich ist. Die Rhede von Helsingör ist sehr sicher. Bei meiner zweiten Ueberfahrt nach Schweden, lagen 60 bis 70 Kauffahrteischiffe daselbst vor Anker nebst einer Englischen Fregatte, die ihre ganze Konvoi, die noch nicht zusammen war, erwartete.

Reise durch Norwegen und Schweden.

Helsingburg.

(August 1797, April und August 1798.)

Reise nach Gothenburg.

(August 1797.)

Helsingburg hat nichts, das besondere Aufmerksamkeit verdient. Eine lange und ziemlich hochliegende Straße, womit ein Paar niedrigere und kürzere parallel laufen, führt nach dem seewärts abschüssigen, gradwinklichten Markt, an dessen Ende der vorhin erwähnte Molo oder Havendam sich in den Sund hineinzieht. Auf einem Berge oberhalb der Stadt steht ein massiver runder Thurm, das Ueberbleibsel eines alten Kastells, den man von der Dänischen Küste gemeiniglich, obgleich mit Unrecht, für den Kirchthurm von Hilsingburg hält. Uebrigens zählt die Stadt 1800 Einwohner; es liegt da-

selbst ein Detaschement Husaren. Man braucht hier eben so wenig als jenseits vor einer unangenehmen Visitation bange zu seyn, wenn man das Geschenk, das in solchen Fällen überall üblich ist, nicht zurückhalten will. Der erste Eintritt in Schweden zeigt, außer in einigen Kleinigkeiten, keine bedeutende Verschiedenheit; es fällt daher desto mehr auf, wenn man nach einem Aufenthalte von einigen Monaten, wieder aus diesem Reiche, nach Dänemark zurückkehrt. Alles erscheint alsdann für eine so kleine Entfernung sehr fremd; von der Größe der Pferde, der Gestalt und der Kleidung der Menschen bis auf ihre Sprache und ihren singenden Ton gleicht sich fast nichts einander.

Um in Schweden mit einem Fuhrwerke von einiger Größe zu reisen, ist es durchaus nothwendig, daß man seinen eigenen Kutscher mitbringt, oder sich in Dänemark einen miethet. Die Bauern, die man bei den Postpferden findet, sind häufig nur kleine Jungen, und in keinem Fall im Stande etwas anderes, als eine niedrige Chaise mit ein oder zwei Pferden zu lenken. Unterläßt man diese Vorsicht, so bringt man sich auf den bergigten und felsigten Schwedischen Wegen jeden Augenblick in die sichtbarste Lebensgefahr. Ueberdieß muß man sich auch nothwendig mit Geschirr, besonders für die beiden Hinterpferde versehen; bedarf man vier, so werden sie neben einander an den Wagen gespannt, hat man sechs oder acht nöthig, so bilden die übrigen wieder eine Reihe für sich. Es ist eine Art Dienst, den der Bauer dem Lande schuldig ist, auf jeder Station die

Postpferde zu liefern; er empfängt auf die schwedische Meile (deren zehn auf den Grad gehen) nicht mehr als acht Schillinge für jedes Pferd. Vormals bekam er gar nur die Hälfte; Gustaf III. aber erhöhte den Preis zuerst auf sechs, hernach auf acht Schillinge. Es stehen auf den Stationen vier und zwanzig Stunden hinter einander immer einige wenige Pferde bereit, doch nicht genug für Reisende, die viele nöthig haben. Um also nicht stundenlang, bis der Gastwirth (denn eigentliche Postmeister gibt es nicht) zu den Bauern seines Distrikts umhergeschickt hat, sendet man des Abends einen Boten zu Pferde mit einem Laufzettel voraus, worauf der ganze Weg des folgenden Tages nebst der Zeit, wenn man an jedem Orte anzukommen denkt, bemerkt ist; man findet alsdann durchgehends die Pferde, jedes Gespann mit seinem besondern Eigenthümer, und so viel Geschirr als man bestellt hat, bereit; in wenig Minuten ist vorgespannt, die Bauern klimmen auf den Bock, auf die Vorpferde, hinten auf den Wagen, oder wo sie Raum finden, und man setzt seine Reise fort. Aber wehe dem, der durch irgend eine Zögerung, sie mag verursacht seyn, wodurch sie will, einige Stunden später kommt, als er die Bauern und ihre Pferde bestellt hat; alsdann verändert sich mit einem Male die Wohlfeilheit der Reise in die willkührlichsten Forderungen für das Warten, wozu sie nicht länger als eine Stunde verpflichtet sind; sie deuten die Verordnungen des Postreglements darüber ganz nach ihrem Gutdünken; einem Reisenden, der fortzukommen wünscht, bleibt nach vielem Herumzanken nichts weiter übrig, als zu bezahlen und seine Klagen und Be-

schwerden in das Buch, das man ihm auf allen Stationen anbietet, nebst seinem Namen und zugleich den Tag und die Stunde seiner Ankunft ein zu zeichnen; unter Landshöfdingen (Statthaltern der Provinzen) die ihr Amt mit Eifer wahrnehmen, sind die Folgen davon für die Uebertreter der Verordnungen bisweilen sehr unangenehm. Besonders unverschämt in der Forderung des Wartegelds (Wäntepengar) sind die Bauern (mit denen man über andere Gegenstände fast niemals in Streit geräth) auf der Gothenburgschen Landstraße, sowohl oder als unterhalb der Stadt. Das Trinkgeld, das man ihnen für das Fahren giebt, steht im Verhältniß zu dem geringen Postgelde, und mit vier oder sechs Schillingen für sechs Pferde, wozu meistens drei Bauern gehören, sind sie durchgängig wohl zufrieden. Sie sind auch gar nicht unwillig, wenn ihre Pferde von dem Fuhrmann so sehr angestrengt werden, als man in der That nur verlangen kann; wozu die vortrefflichen Landstraßen, die Schweden in allen Richtungen durchkreuzen und die meistens unter Karl XI. aus der Granitmasse, worauf das ganze Königreich ruht, ausgehauen oder durch Pulver geebnet sind, außerordentlich viel beitragen. Ein Uebelstand, der das Vergnügen in diesen Gegenden sehr stört, ist die Schwäche der kleinen Pferde, die hier fallen; sobald man an einen einigermaßen hohen Berg kommt, keichen sie im Hinaufziehen unaufhörlich; dadurch wird der Fremde, der nicht wissen kann, auf welcher Station er Anhöhen antrifft, und also auch für einen solchen Weg nicht mehrere Pferde genommen hat (die er dann auch für die ganze Reise behalten

muß) bisweilen stundenlang aufgehalten; oft kann man nicht eher weiter kommen, als bis man die Pferde durch allerlei Künste zu einem abermaligen und glücklichem Versuche angetrieben hat, oder auch aus der Nachbarschaft ein neues Gespann hinzufügen kann. Ich bin auf diese Weise häufig gezwungen gewesen, still zu halten und bisweilen eine ganze Weile; und mehr als ein Mal habe ich deswegen vor einem Berge, dem ich mich nahte, gezittert. Selten sind die Stationen kürzer, als eine und länger als zwei Meilen; nicht nur die ganzen, sondern auch die halben und viertel Meilen sind überall durch Pfähle bezeichnet. Alle Stationen kann man nicht zum Nachtlager wählen; es ist daher nöthig, seinen Weg so einzurichten, daß man wenigstens ein gutes Dorf, wenn auch nicht ein kleines Städtchen erreichen kann, obgleich die ersten häufig bessere und reinlichere Wohnungen als die letztern darbieten. Man findet öfters Gemächer, die mit weißem Föhrenholze getäfelt, mit einem Kachelofen versehn, und nicht ganz von Bettzeug entblößt sind; an den ersten Bedürfnissen des Lebens ist in den Wirthshäusern kein Mangel; nur muß man Weißbrod, Wein, der auf dem platten Lande gar nicht zu bekommen ist, und Fleisch selbst mitbringen. Auf den Boden streut man, um einen frischen Geruch zu haben, bisweilen die Nadeln von Tannen und Fichten. Mit Freundlichkeit erhält man in diesen Gasthöfen oder Posthäusern von den Leuten alles, was sie geben können, und mehr als einmal habe ich, ohne sie bestellt zu haben, recht gute Mahlzeiten gethan. Ueber den Preis, beson-

ders der Zimmer thut man wohl, bei seiner Ankunft eine Uebereinkunft zu treffen.

Die erste Tagreise auf dem Wege nach Gothenburg führt gemeiniglich nach Laholm, erst über eine ziemlich große, bald angebaute, bald unangebaute Ebne, und hier und da über Heide; dann fährt man quer über eine hohe Bergkette, die sich als eine Art Vorgebirge weit in die See hineinzieht; neben einem schönen Buchenwalde steht der Gränzpfahl zwischen den beiden Provinzen Schonen und Hallandt; auf den Wald folgt ein rauher steinichter Weg, von dem man jedoch ganz in die Tiefe eine ausgebreitete und vortreffliche Aussicht genießt; darauf wird der Boden gegen Laholm wieder fruchtbar und eben, dazwischen zeigt sich ein einfaches, mit schlechten und niedrigen Häusern bebautes Städtchen, und weiterhin ein Dorf. Laholm selbst bedeutet nicht viel, und hat allein in der Mitte einen geräumigen viereckten Markt. Es hat seitdem sehr durch einen Brand gelitten. — Dicht außerhalb der Stadt bildet ein kleiner Fluß, den man passirt, einen bedeutenden Wasserfall über Klippen. Halmstad, wohin eine lange, einförmige Station geht, ist die Hauptstadt von Halland. Sie liegt an der Nissa, worüber eine gute steinerne Brücke gebaut ist. Längs einer ansehnlichen Straße und einem großen Marktplatze sieht man hier und dort mehrere, nicht schlecht gebaute Häuser. Ein weißes Gebäude, vielleicht das Schloß des Landshöfdings, unterscheidet sich bereits von weitem. Ein Thor, das hier zu Lande eine Seltenheit ist, führt aus Halmstad und

man entdeckt bei demselben zugleich einige Ruinen von Wällen und Festungswerken. Uebrigens ist dieser Ort (wie auch Helsingburg) eine Stapelstadt, d. i. er hat die Freiheit, aus- und inländischen Handel, auch mit eignen Schiffen zu treiben. Es sind meistens einheimische Produkte, die von hier nach England, Holland und andern Gegenden verschifft werden. Zwischen Halmstad und Falkenberg, dehnt sich ein herrlicher Landstrich aus, der die schönsten und verschiedensten Aussichten in die Runde darbietet und nur zuletzt trifft man Sand. Obgleich der Weg selbst nicht bergicht ist, so hat man doch in einiger Entfernung ziemliche Höhen mit breiten Thälern dazwischen, Wald, Klippen, das Meer und andre Gegenstände im Gesichte. Jeden Augenblick ändert sich die Scene. Zwischendurch trifft man Felder, mit großen Steinen übersäet, hier und dort erheben sich auch Felsenmassen; doch wo es nur möglich war, fand ich den Boden bearbeitet, oder ich fuhr längs schönen Weiden hin; selbst Heidestecken, die nur nicht ganz dürr waren, boten noch Nahrung genug für Kühe oder zum wenigsten für Schafe dar; ein andrer Strich zeigte eine außerordentliche Vegetation und junge Bäume aller Art, besonders Erlen, Eschen, Eichen, Buchen und selten nur Tannen erhoben sich aus einer reichen Erde. Ueberdies ist diese Gegend sehr bewohnt und man kommt durch eine Menge Dörfer. Falkenberg ist das erste hölzerne Städtchen, das man auf dieser Reise trifft. Vielleicht sind nur ein Paar Häuser darin von Steinen gebaut; die meisten sind niedrig; die einzige Straße zieht sich in einem Halbmonde um ein Flüßchen, das sich mit einem ziemlich starken

Strom in das benachbarte Meer stürzt. Ueber dasselbe führt eine große steinerne Brücke. Auf Falkenberg folgt Warberg; auch dieser Ort ist ganz von Holz gebaut, an der Außenseite sind die Wohnungen mit aufrecht an einander genagelten Bretern verkleidet und mit einem leichten rothen Anstriche, der hier allgemein gebräuchlich ist, versehen; in Vergleichung mit dem vorigen Städtchen könnte man die Gebäude hölzerne Pallaste nennen. Die Straßen sind alle breit und durchkreuzen einander, wie ein Damenbret mit rechten Winkeln; der Markt ist geräumig und am Eingange des Orts sieht man zur linken Seite nach der Seeküste eine Cittadelle. Auch Warberg ist eine Stapelstadt und ein Handelsort, er liegt an einer seichten Bai, worin einige wenige Fahrzeuge segelten. Die Batavische Republik hat hier einen Konsul, der Besitzer von fast allen Fahrzeugen in der Stadt ist, sie machen etwa ein Dutzend aus. Seine Abwesenheit ist schuld, daß ich keine näheren Nachrichten in dieser Hinsicht einziehen konnte. Der Weg von Falkenberg nach Kongsbacka, das ebenfalls den Namen einer Stadt führt, ob es gleich nur von einem Paar schlechten Straßen gebildet wird, ist wieder außerordentlich interessant. Der Boden ist fast immer mit Steinen bedeckt, oder man fährt auch über Ketten nackter, obgleich nicht sehr hoher Felsen; überall sieht man Fruchtfelder, ausgezeichnet schöne Thäler und Ebnen und Strecken des schönsten Korn- und Weidelandes, mit fetten Kühen bedeckt; bisweilen grünen mitten aus den Felsen Bäume hervor, überdies fehlt es nirgends an ländlichen Wohnungen. Von Zeit zu Zeit zeigt sich das Meer,

oder man befindet sich auch an seinen Gestaden. Kongsbacka liegt in einem fruchtbaren Thale, das durch einen Fluß, der eine halbe Stunde davon in das Meer fällt, bewässert wird; von allen Seiten schließen es Felsen ein. Von hier bis Gothenburg bildet die Gegend beinahe fortdauernd ein herrliches Thal, (ob man gleich vorher noch über ansehnliche Höhen muß) das sich anfänglich regelmäßiger in der Länge ausdehnt, hernach schmäler zuläuft; hier strömt neben dem Wege ein breiter Bach oder Fluß durch die Wiesen. Es ist auch in dieser Gegend stark bewohnt, und die Nähe von Gothenburg wird überdies noch durch große Gebäude angekündigt. Der ganze Strich von Helsingburg bis hieher ist mir, so felsig die Gegend auch ist, um vieles angebauter, volkreicher und nicht weniger wohlhabend, als mehrere Distrikte in Dänemark vorgekommen. Die Frauen haben häufig ein Tuch um den Kopf, kurze Röcke und bloße Füße. Auch in ihren Gesichtszügen ähneln sie außer dieser Tracht sehr den Schottländerinnen. Die Kleidung der Männer hat nichts Auszeichnendes. — Ehe man daran gewöhnt und von allen Auskunftsmitteln unterrichtet ist, fällt der gänzliche Mangel an baarem Gelde einem Reisenden äußerst beschwerlich. Der russische Krieg hat bekanntlich die Reichsschuldzettel, eine Art Papiergeld eingeführt, das nicht, wie die Banknoten, zu allen Zeiten eingewechselt werden kann und also dem baarem Gelde nicht gleich ist; es ist dafür im Gegentheil weder eine Hypothek angewiesen, noch eine Zeit der Einlösung festgesetzt. Mit diesem Papier geschehen gegenwärtig alle öffentlichen Einnahmen und Zahlungen. Ganz Schweden ist mit

diesen Zetteln überschwemmt und die guten Banknoten sowohl, als das gute Geld, werden begierig eingesammelt und ganz aus dem Umlaufe gebracht; das Papiergeld behält zwar dabei seinen Nominalwerth, es hat aber die natürliche Folge, daß alle Bedürfnisse theurer werden. Die kleinsten) Reichsschuldzettel sind von 24, 16 und 12 Schillingen, sobald man aber weniger oder eine Mittelsumme ausgeben muß, so befindet man sich, wenn man keine Kupfermünze hat, in beständiger Verlegenheit; zwölf Schillinge gegen kleineres Geld umzuwechseln, ist vollends ganz unmöglich. Ich erinnere mich, daß ich in Gothenburg einmal nach einem Spaziergange Abends durch ein halbgeschlossenes Thor eingelassen werden wollte, und einen Schilling Thorgeld zu bezahlen hatte; ich bot dem Pförtner einen Zettel von zwölf Schillingen, kannte den Nachtheil, den er dadurch erleiden würde, nicht, und verlangte das Uebrige heraus; er schloß darauf mit einem Hohngelächter und ohne mir weiter Antwort zu geben, das Thor unmittelbar zu und ließ mich draußen stehen, bis ein andrer mir, der ich überdies der Sprache noch ziemlich unkundig war, hindurch half. Die Zettel, die damals, wenn ich mich nicht irre, nur ungefähr 10 p. C. gegen baares Geld verloren, sanken im folgenden Jahre zu einer solchen Niedrigkeit herab, die damit in gar keine Vergleichung kömmt.

Gothenburg.

(August 1797.)

Obgleich Gothenburg die zweite Stadt des Königreichs ist, so hat sie doch nur wenig Sehenswürdiges, und wird mich also auch nicht lange beschäftigen. Außer der Hospitalvorstadt vor dem Stockholmer Thor und der Vorstadt Haga nach der westlichen oder Seeseite, besteht dieselbe aus der Alt- und Neustadt, die beide mit einem Graben und Festungswerken umgeben sind; allein obgleich die Wälle mit Stücken von großem Kaliber besetzt sind, so ist dieser Ort dadurch höchstens vor einem unerwarteten Anfalle sicher. Die beiden, in einiger Entfernung auf Anhöhen erbaueten, Forts, die Krone und der Löwe sind altmodische Thürme, die ebenfalls nicht viel dazu beitragen würden, die Stadt bei einer nach jetziger Kriegskunst eingerichteten Belagerung vor einer schnellen Uebergabe zu schützen. Die Altstadt besteht aus unregelmäßigen Straßen und unansehnlichen Häusern, die auf dem Abhange eines hohen Felsen und zum Theil oben auf demselben erbaut sind; einige Wohnungen haben die Felsenwand sogar zur Hinter- oder Seitenmauer. Auf der höchsten Spitze entfaltet sich nach allen Seiten die herrlichste Aussicht nach dem Meere hin auf das, zwischen zwei Felsenreihen eingeschlossene Thal, wodurch der Göthafluß strömt, um seine Wellen in den Ocean zu gießen, der Fluß, der aus seinen Ufern

tretend, selbst das flache Land bespült, die beiden Festungen, die Vorstadt Haga mit allen ihren Schiffen. Sobald man sich umwendet, übersieht man die ganze Neustadt mit ihren beiden Hauptkirchen ganz genau, zum Theil fällt das Auge auf das Thal, durch welches ich gekommen war, zum Theil auf ein anderes, wodurch mich die Fortsetzung meiner Reise führte, auf die überall zerstreuten Landhäuser und die zweite Vorstadt. In der Tiefe neben der Altstadt ward damals von der Bürgerschaft eine treffliche Kaserne erbaut, um ein Paar Regimenter, welche die gewöhnliche Garnison der Stadt ausmachen, und bis jetzt in den Bürgerhäusern vertheilt waren, darin einzuquartieren. Man hat hier noch, wie fast überall an Badeörtern, die Gewohnheit, Fremde am Tage nach ihrer Ankunft mit Musik zu begrüßen. Die Neustadt, die östlich unmittelbar an die Altstadt stößt, ist ein länglichtes Viereck, mit Straßen von gleicher Breite, die einander in rechten Winkeln durchschneiden. Ungefähr in der Mitte derselben fließt der Mölndalstrom, derselbe Fluß, neben welchem die letzte Station von Helsingborg hinführt, er läuft durch die Hospitalvorstadt und vereinigt sich an der andern Seite von Gothenburg mit dem Göthaflusse. Längs diesem Strome, der die Stadt in der Länge theilt, sind zwei breite Kaien angelegt, auch gränzt an denselben der Markt mit der Hauptwache und dem wohlgebauten Rathhause am Ende; drei steinerne Brücken, von denen die eine mit vier geharnischten Männern, eine andere mit vier Löwen, aber alle von schlechter

Arbeit, verziert sind, erleichtern die Gemeinschaft zwischen den beiden Ufern; ferner werden sie wie die ganze Stadt von zwei Querhäven durchschnitten, die ebenfalls mit Kaien (alle auf Holländische Art mit Bäumen bepflanzt) an den Seiten besetzt sind; doch können diese Graben nur von Fahrzeugen, die nicht mehr als sechs Fuß Wasser gebrauchen, benutzt werden; alle die übrigen müssen bei Haga ankern. Weil die schwedischen Städte meistens aus Holz bestehen, so ist es ihr gewöhnliches Loos, ein oder mehrere Male in jedem Jahrhunderte ganz oder größtentheils abzubrennen; wenige sind jedoch in dieser Hinsicht unglücklicher als Gothenburg gewesen; und — den letzten Ausbruch mitgerechnet — hat das Feuer in einem Zeitraume von wenig Jahren die Stadt zu dreien Malen auf das fürchterlichste heimgesucht. Als ich mich daselbst befand, war man bereits mit der Wiederherstellung der, durch den zweiten Brand verursachten Verwüstungen ziemlich weitfortgerückt; zu Folge eines königlichen Befehls ward jetzt nicht mehr aus Holz, sondern aus Steinen, für die der Einfuhrzoll aufgehoben war, gebaut. Die übrigen Häuser in Gothenburg sind, bis auf wenige Ausnahmen, alle von Holz, mit verschiedenen Farben, besonders roth, angestrichen; die Fensterrahmen sind klein, die Scheiben hingegen groß; das innere Ameublement ist nichts weniger als unangenehm oder geschmacklos; die Hausmiethe war, so wie fast alle andere Bedürfnisse, sehr theuer. An jeder Seite des Grabens, der die Stadt in der Länge durchschneidet, doch nicht dicht an demselben, steht eine Kirche, beide ungefähr von gleicher Bauart. Die

schwedische ist in der letzten Feuersbrunst, die einen großen Theil von Gothenburg in einen Schutthaufen verwandelte, eine Beute der Flammen geworden. *) In der andern Kirche wird Hochteutsch gepredigt, doch nur des Sonntags Morgens, die Zahl der Zuhörer war sehr geringe, und bestand, wie es mir schien, größtentheils aus Schiffern. Nach der Orgelseite ist das Gebäude in einem guten Geschmacke erneuert und man schien die Absicht zu haben, auch am andern Ende Verbesserungen vorzunehmen.

Die Vorstadt Haga ist beinahe eine Stadt für sich selbst; sie hat einen Markt, verschiedene Gassen, offene Plätze und Kaien, denn einen allgemeinen Kai trifft man hier längs den Ufern des Götha nicht an. Uebrigens ist diese Vorstadt bergicht und unregelmäßig gebaut. Der Werft, wo die Ostindienfahrer gebaut werden, befindet sich an dem untersten Ende; ich fand nur zwei, wovon das eine außerhalb Landes gekauft war. Das Gebäude ist so groß, als es der Ausgang des Havens zuläßt. Hier baut man auch die Kanonenboote; ich sah mehrere derselben theils frei, theils in einem verdeckten Hause liegen, sie haben einen vier und zwanzig Pfünder vorn und einen hinten. Man bedient sich ihrer in den Scheeren. Wegen des untiefen

*) Dieser Brand scheint meistens in dem mittlern Theile der Stadt um sich gegriffen und also die neu erbauten steinernen Häuser, die östlicher belegen sind, nicht vernichtet zu haben.

Fahrwassers werden zu Gothenburg keine Kauffahrteischiffe, noch viel weniger Kriegsschiffe gebaut. Die aus Ostindien zurückkehrenden Fahrzeuge bleiben, wann sie in den Göthä einlaufen, so lange unter Segel, ohne Anker zu werfen, bis sie fest sitzen; alsdann werden die Güter ausgeladen, bis sie sich weiter arbeiten können, und dies dauert, bis sie endlich ihren gewöhnlichen Ankerplatz erreicht haben. Die Tiefe des Havens beträgt bei der Stadt ungefähr sechs und in der Nähe der See zwanzig Fuß, sie wird aber jährlich geringer, ob man sich gleich durch Baggern zu helfen sucht; doch machen zwei Zoll in einem Zeitraume von zehn Jahren in der That bereits eine große Verschlimmerung aus. Einige bilden sich ein, daß die Sägespäne von den Sägemühlen am Flusse zur Erhöhung des Bodens mitwirken, aber alle Häven zu der Westküste Schwedens erfuhren dieselbe Abnahme, so, daß die See hier ohne allen Zweifel zurücktritt. Etwas niedriger als der Ostindische Werft ist der für die königlichen Schiffe, wo sie auch hinter einem Damme an Duc d'Alves befestigt werden können. Es lagen daselbst nur ein Paar Kutter und ein noch kleineres Fahrzeug. Auf einer kleinen Insel unfern von der Mündung des Göthä und mitten in dem Strom ist das Fort Elfsburg aufgeführt, wo eine Garnison von 50—60 Mann befindlich ist, die alle drei Monate abgelöst wird. Von den Felsengipfeln unterhalb Haga entdeckt man nicht nur in einiger Entfernung dies Fort, sondern nördlich über andern Klippen den obern Theil von Marstrand.

Die Bevölkerung Gothenburg's wird sehr verschieden angegeben, wahrscheinlich besteht sie eher aus 15,000 als aus 20,000 Seelen. *) Man lebt fast ganz vom Handel, der ungefähr ein Sechstheil des exportirenden und ein Viertheil des importirenden Verkehrs von ganz Schweden ausmacht. Man muß Bürger in der Stadt seyn, um daran Theil zu nehmen. Oben auf dem Rathhause halten die Kaufleute ihre Börse. Es befinden sich hier Konsuls von allen Nationen; kürzlich ist auch ein Agent der Republik Holland angestellt, dessen Distrikt sich über einen Theil der westlichen Küste von Schweden erstreckt. Der englische Konsul hält für seine Landsleute eine anglikanische Kapelle.

Zur Zeit meines Aufenthalts mochten etwa 50 Fahrzeuge in dem Haven von Hagá liegen; den Einwohnern der Stadt sollten, wie man mich versicherte, 300 zugehören, die den Fluß jährlich auf und ab fahren. Ausser Theer und Eisen ist der Häringshandel einer der vorzüglichsten Gegenstände des Absatzes; das Salz hingegen, das dem Reiche gänzlich mangelt, der der Einfuhr. Um den einheimischen Schiffsbau zu begünstigen, hat man eine Abgabe von 40 pro Cent auf alle fremde Schiffe, die Salz bringen, gelegt. In Hinsicht auf Holland und England findet freilich eine Art von Navigationsakte statt, die aber in Kriegszei-

*) Im J. 1795 enthielt die Stadt nach Nicander 12,017 Seelen und 2180 Familien.

Der Uebers.

ten nicht beobachtet wird. Seit 1796 ist Gothenburg in so weit ein Freihaven geworden, daß alle Güter, die man hier löscht, aber zur fernern Ausfuhr wieder in andere Schiffe verladet, den bezahlten Zoll wieder zurück erhalten. Das Ostindische Haus, ein großes Gebäude von Backsteinen, steht am Ende von einem der beiden Haupt-Kaien. Das Zimmer der Direktoren enthält eine Abbildung der verschiedenen Faktoreien in Kanton und der Rhede, wo die Schiffe liegen. In den Magazinen fand ich nur einige Ballen Nanking, Seide und Atlas, und eine Menge Thee. Alles übrige war kurz vorher verkauft und man hoffte nächstens eine zweite Auktion zu halten. Indessen weiß ein Jeder, daß die neue, seit dem J. 1786 errichtete Schwedisch-Ostindische Kompagnie noch keine Vertheilungen gehalten hat, wodurch ihre Aktien, die im Anfange so gesucht waren, daß die Hälfte mehr eingezeichnet wurden, als die Direktion annehmen konnte, weit unter das Kapital gefallen sind. Die Aktien sind von verschiedener Größe, doch keine unter 100 Reichsthalern; der ganze Belauf ist aber nur den zwölf Direktoren, von denen auch einige zu Stockholm wohnen, bekannt. Jährlich gehen zwei Schiffe nach China. Man nimmt Eisen und soviel baares Geld, als man nöthig zu haben glaubt, mit. Zuvor pflegte man unterwegs an der spanischen Küste anzulegen, um zu Cadix Geld gegen 30 Procent aufzunehmen, jetzt geschieht dies aber nicht mehr. Das Eisen hingegen vertauscht man in Indien, ehe man nach China kommt, gegen Ebenholz,

Man kann sich leicht vorstellen, daß es in einer Stadt von so großem Handel und so vieler Wohlhabenheit nicht an Luxus und Bequemlichkeiten fehlt. Die Mahlzeiten der großen Kaufleute sind prächtig. In einer Ecke des Empfangzimmers steht ein Tischchen mit Butter, Brot, Käse und Liqueur oder Brantwein bereit, dessen man sich, ehe man zu Tische geht, bedient. Die Tafel trägt bereits von Anfang an den ganzen Nachtisch und die Früchte, die das Klima erzeugt oder die nur in Treibhäusern zur Reife kommen. Zwischen diese Schüsseln werden die Speisen gesetzt. Man hat hier noch die überall abnehmende und in Dänemark besonders bei Gastmälern ganz abgekommene Gewohnheit, vor und nach dem Essen zu beten. — Man fängt mit Häring, Lachs, Sardellen und ähnlichen gesalzenen Speisen an; erst nach dem Gemüße und dem Gesottnen folgt die Suppe. Ich habe in der Folge überall in Schweden bemerkt, daß nicht nur das kleine Tischchen, sondern auch der Anfang mit gesalzenen Speisen bei Vornehmen und Geringen eine Regel ist, wovon man nie abweicht, daß aber, wie ein Haus vornehmer ist, oder tiefer in den Bürgerstand hinabsteigt, die Suppe entweder gleich auf das Gesalzene folgt, oder bis zur dritten, vierten oder gar der fünften Schüssel verschoben wird.

Zu Schauspielen hat Gothenburg einen Saal von ziemlichem Umfange, den ich aber schmutzig und schlecht erleuchtet fand; das Proscenium ist ohne Architectur, der Schauplatz selbst mit den Dekorationen erhebt

sich nicht über das mittelmäßige. Die Gesellschaft darf ich, selbst bei meiner damals noch geringen Kenntniß der Sprache, getrost unter demselben erklären, und ich habe in dieser Hinsicht, die Bewohner der Stadt völlig auf meiner Seite. Des Winters spielt man unausgesetzt, des Sommers nur um die Zeit des Jahrmarkts, da man den Verkauf von gesalzenem Fisch besonders zur Absicht hat. Zwischen der Stadt und Haga ist auch ein Vauxhall, daß aber damals geschlossen war.

Es thut mir leid, daß ich zu diesen Vorzügen nicht auch schöne Promenaden zählen kann. An menschenfreundlichen Stiftungen fehlt es zwar nicht, doch verdient keine derselben besondere Aufmerksamkeit. Die Gesellschaft der Freimaurer ist ansehnlich. Sie versammelt sich in einem schönen Saale. Das Gymnasium für die Gothenburgische Diöcese, (der Bischoff selbst **) wird sehr geschätzt) zählt sieben Lehrer (von denen zwei für die Sprachen, die übrigen für die Geschichte, Philosophie, Physik, Moral u. s. w. bestimmt sind) und etwa funfzig Schüler. Ein Lector an dieser Anstalt, verkauft zugleich einige Bücher; der eigentliche Buchladen ist von der allerschlechtesten Art. Daß

*) Es befindet sich daselbst eine Schottische Loge, die drei vereinten Kronen und eine Johannisloge Salomon à trois Serrures. Der Uebers.

**) Der berühmte Redner Wingård. Der Uebers.

Gothenburg ebenfalls seine Liebhaber der Künste und Wissenschaften hat, erhellt aus der hier befindlichen Akademie der Wissenschaften und der schönen Literatur, die bereits einige dünne Hefte ihrer Verhandlungen herausgegeben hat. — Unter die Männer, die dieser Stadt Ehre machen, gehört der Baron Ahlströmer, der eine ansehnliche Büchersammlung, unter andern in der italienischen Literatur, besitzt. Im gesellschaftlichen Leben bedient man sich mit Recht der Muttersprache, doch aber hört man ziemlich häufig, teutsch, französisch und englisch.

Die Stadt wird durch einen Polizei- und einen Justizbürgermeister und zwölf Rathsherren regiert. Ueberdieß hat sie, so wie die beiden Forts, ihren Kommandanten, auch ist sie der Sitz des Stadthalters der Provinz. Diese Landschaft war damals die einzige, wo das Verbot des Brantweinbrennens noch gültig war, allein die Krone verpachtete das Recht einem Unternehmer, der ihn für einen bestimmten Preiß liefern muß, und für nicht mehr als 80,000 Rthlr. brennen darf; sein Gewinn war indessen sehr groß. Diese unglückliche Art des Handels, der andern weit wichtigern Bedürfnissen zum Nachtheil gereicht, verhindert vielleicht allein, daß der Kornbau, der sonst in diesen Gegenden seit einigen Jahren bedeutend zugenommen hat, für die Einwohner nicht hinreichend ist.

Man besucht gemeiniglich in der Nähe von Gothenburg einen Landsitz, der dem Besitzer, dem Herrn

von Hall, unglaubliche Summen gekostet hat. Er liegt auf dem Wege nach Helsingburg etwas seitwärts, mitten unter hohen Felsen, worüber man, soviel es möglich war, Wege angelegt, und Pflanzungen fortzubringen gesucht hat. Das Haus an sich selbst ist nicht von schlechter Bauart. Vorne zeigen sich Säulen von jonischer Ordnung. Hinten sieht man drei Glasthüren, und eine massive steinerne Treppe, die in den vordern Theil führt. Obgleich das Haus auf einer ziemlichen Höhe erbaut ist, so hat man doch wegen der Waldungen und Felsen umher wenig Aussicht. Ein schlimmerer Umstand ist die sumpfige Beschaffenheit des Bodens, in welchen man hat Pfähle einrammen müssen, ehe man den Bau anfangen konnte; überdies verdirbt die Feuchtigkeit das Mauerwerk und steckt alles an, was sie erreichen kann. Der Saal ist sehr symmetrisch, allein ein Paar ungeschickte Italiener, die hier auf Kosten des Besitzers leben, haben dies Zimmer, wie das ganze übrige Haus durch die aller jämmerlichste Bildhauerarbeit verunstaltet. Die anderen Gemächer sind viel zu klein. Ueberdies hat man mit der Verzierung des Hauses schon einmal ganz auf's neue angefangen. Die Anlage der Umgebungen ist in der Gegend des Hauses ganz im alten Geschmack. Es befindet sich darunter eine gute Orangerie und in derselben eine Grotte. Weiterhin führen angenehme englische Spaziergänge, die entweder die Aussicht auf einen See, worin der ganze Ort beinah eine Halbinsel bildet, haben, oder sich auch wirklich bis an seine Ufer ausdehnen.

Trollhätta.

(August 1797.)

Eine nicht starke Tagereise führt von Gothenburg nach Gersheim, wo man gewöhnlich das Nachtquartier nimmt, um am andern Tage die Merkwürdigkeiten Trollhätta's zu besehen. Erst fährt man eine getaume Zeit durch das ziemlich breite, eben so gut bebauete, als stark bewohnte Götha-Thal, und hat den Fluß beständig zur linken Seite, darauf hinter der Felsenreihe, die ihm hier beständig zur Scheidewand dient, oder auch zwischen beiden wieder dicht an den Ufern des Stroms, mit steilen Klippen neben sich, jenseits gehen sie aber sanfter in die Höhe und die Berge dort sind mit Bäumen bekränzt. Bei der ersten Station liegt auf einem Felsen in der Mitte des Götha das alte Schloß Bohus, das einer Provinz den Namen giebt und hinter demselben, jenseits des Wegs, das kleine Städtchen Kongself. Noch eh man Lilla Edet erreicht, wird das Thal wilder und enger, die Felsenreihen nähern sich allmählich einander mehr und werden steiler, und mehrere Arten von Nadelholz treten an die Stelle anderer Bäume. Ein hoher Berg, den man erklimmen muß, vergönnt einen Augenblick durch die Gebüsche einen herrlichen Anblick. Lilla Edet liegt dicht an dem Flusse, doch in einem breiten Thale. Der Strom bildet hier zwischen einigen Klippen, die ihre Häupter aus ihm empor heben, einen schönen Fall.

Ihm zur Seite hat man einen Kanal mit zwei Schleusen gegraben. Der Unterschied der Höhe des Wassers an beiden Enden beträgt zwölf Fuß.

Zwischen dem natürlichen Fall und dem Kanale hat man den Fluß zu zwingen gewußt, ein Paar Sägemühlen in Bewegung zu setzen, um hernach den Raum zwischen den beiden Schleusenthüren aus zu füllen. Das Dörfchen zeugt von Wohlhabenheit und hat ein gutes Wirthshaus. An der andern Seite stellt sich auf der Anhöhe das wohlgebaute und weiß angestrichene Landhaus des Herrn Maclean, eines Schwoden von Schottischer Abkunft, dar. Die beiden übrigen Stationen sind buschig und waldig, (außer bis zuletzt, wo alles flach wird) zeigen nichts Merkwürdiges, als hier und dort eine schöne Aussicht. Man entdeckt den Götha nicht eher wieder, als bis man sich von Gerdesheim, das nur zerstreute Häuser zeigt, über einen steinigen Weg, hat nach Trollhätta führen lassen. Hier wird man eine Menge Häuser, Hütten, Baracken u. s. w. in der Gegend gewahr, wo der Götha seine berühmten Kataraкten bildet und wo man sich seit so vielen Jahren bemüht hat, durch die Anlage von Kanälen, und Schleusen, den Schiffen einen fahrbaren Weg über den Götha zu schaffen und so die Gemeinschaft zwischen dem Wenersee und Gothenburg zu öffnen. Nachdem alle übrige Entwürfe vereitelt waren, so wie die beiden zerstörten Schleusen von Polheim nichts anderes als ebene Wasserfälle von 20 bis 30 Fuß zeigen, hatte man drei

Jahre vor meiner Ankunft einen neuen Plan zum Grunde gelegt. Vorher muß ich aber versuchen, die Katarakte selbst zu beschreiben, deren Schönheit nur für das Auge berechnet ist. Der Götha strömt hier längs einer hohen und steilen Klippenmauer, die, wiewohl nicht überall, mit Tannen bewachsen ist; das andere Ufer kann vergleichungsweise nur flach heißen. Sein Lauf ist ziemlich gerade. Sein Fall von dem Ort, wo der neue Kanal die Gewässer des Flusses empfängt, bis dahin wo sich derselbe wieder zurück giebt, wird theils, in heftiger Strömung, theils bei stillerem Wasser zu 108 Fuß berechnet. Darauf bildet er einen Seitenkanal, worin man eine einzelne Schleuse gebaut hat. Von den beiden Haupt-Katarakten liegt der eine in der Nähe des Gasthofs, dicht unter dem Eingange des Kanals, und der andere ungefähr fünf Minutenweges weiterhin. Bei keinem von beiden stürzt sich der Fluß in seiner ganzen Breite einförmig herab. Felsen trennen seinen Strom, dessen schäumende Fluten in majestätischer Pracht sich zertheilt herabwälzen. Der Anblick dieses schauerlichen Schauspiels der Natur, besonders des zweiten Katarakts, den man auf einer sichern Stelle genießt, die man auf der Spitze einer Klippe anzubringen gewußt hat, ist ausnehmend malerisch. Ein kühner Fels erhebt sich dreißig Fuß hoch aus der Mitte des Wassers; an der einen Seite fließt es mehr langsam als fallend herab, an der andern Seite wirft es sich von einer ziemlich steilen Mauer, jedoch in allerlei Windungen, hinunter. Zwei oder drei andere Wasserfälle, noch tiefer als die vorigen, kommen mit den beiden bereits erwähnten in

gar keine Vergleichung. An einer Stelle unterhalb derselben glaubt der Zuschauer den ganzen Göthа mit allen seinen Kataraкten, in gerader Linie auf sich zu kommen zu sehen.

Unter dem Kanale muß man sich einen Halbzirkel vorstellen, wovon der Fluß die Grundlinie ausmacht. Die ganze Länge wird auf eine schwedische Viertelmeile gerechnet. Er läuft einmal durch einen kleinen See; sonst hat man ihn durch einen Berg, der 72 Fuß hoch ist, graben, und endlich, kurz vor seiner Vereinigung mit dem Strome, durch ein Thal führen müßen. Die Schleusen erhalten ihre Stellen erst in der zweiten Hälfte, drei ganz gegen das Ende und fünf in dem Berge. Diese letztern sollen mit Ausnahme der Thüren, ganz durch den Felsen gebildet seyn; die andern, mit denen man bereits weit fortgerückt war, wurden aus schweren Granitblöcken gemauert. Zu dem größten Theile des Kanals ist der Felsen durch Pulver aus einander gesprengt; dies geschieht hier täglich dreimal, in allem mit 450 Schüßen; wo es Statt finden kann, braucht, wie sich von selbst versteht, nicht gemauert zu werden; bisweilen ist man gezwungen, es noch über das Bette des Kanals an der einen Seite zu thun, öfters wird auch durch Erde von verschiedener Art, sogar durch Torf gegraben. In dem erwähnten Thale, das aus Boden von Rasen besteht und an beiden Seiten sanft in die Höhe geht, hat man nicht nöthig, etwas weiter zu thun; es soll, wie auch einige andere Plätze, zu einem Orte dienen, wo sich die Fahr-

zeuge, die einander von verschiedenen Seiten her begegnen, ausweichen können.

Ich weiß nicht, ob auch ein Weg zum Schiffziehen an der Seite angelegt werden soll. Die geringste Breite soll 22 und die Tiefe durchgehends 7 Fuß betragen. Man grub immer fort, obgleich ein gewaltiger Regen den Wenersee anschwoll. Man arbeitete an diesem Kanale auf verschiedenen Punkten zugleich, um allen Arbeitern Raum genug zu geben. Im Sommer arbeiten durchgängig 700 Soldaten von der Nationalmiliz täglich daran. Der König giebt sie dazu, und sie erhalten, außer Brod und anderthalb Schillingen von der Krone, acht Schillinge für den Morgen; bei fleißiger Arbeit können sie wohl bis zu dem Doppelten dieser Summe, ja einige sogar bis zu 20 Schillingen, kommen. Sie stehen unter ihren eigenen Offizieren; die Trommel ruft sie täglich zur Arbeit, sie wohnen hier und dort in Baracken zerstreut. An einem Sonntage Abends sah ich eine Division dieser Leute, etwa von 50 Mann, nach ihren Gliedern aufgestellt, unter freiem Himmel aufs Kommando singen und beten. (!) Zu Trollhätta ist keine Kirche, doch bei gutem Wetter kommt ein Prediger hieher, um unter dem Gewölbe des Himmels vor den Kriegsleuten zu predigen; man setzt alsdann nur Bänke im Viereck und eine Art von Kanzel in die Mitte. Neben dem Ort, wo dies geschieht, ist der Begräbnißplatz für diejenigen, die hier sterben; man hat mich auch versichert, daß, ungeachtet des vielen Pulvers, das hier verbraucht

wird, sich noch kein Unglück ereignet hat, und daß nur erst ein einziger Mann und zwar an der Auszehrung gestorben sey; doch will ich nicht entscheiden, ob sich diese Angaben auch auf das Militär erstrecken, oder bloß auf die 100 Mann einschränken, die außer demselben hier arbeiten. *) Die ganze Unternehmung ist das Werk einer besondern Gesellschaft, welcher der König darüber eine Octroy vergönnt hat. Man schätzte die Kosten auf 1,500,000 Rthlr. Die Actien waren ursprünglich nur von 100 Rthlrn., doch galten sie jetzt bereits 40 Rthlr. Aufgeld, und man glaubte, daß sie wohl 6 Prozent abwerfen würden. An den Zöllen wird man sich natürlicher Weise schadlos halten müssen. Jetzt werden die Güter noch, um die Kataraкte zu vermeiden, alle auf der Achse verführt. Eine hölzerne Brücke von der Länge, die der Kanal erhalten soll, doch in einer ganz andern Richtung (so daß sie ein paar Mal neben demselben hinlief; bisweilen, wie ein Pfad in einem englischen Garten, durch Tannen und Fichten führte) trug damals die Wagen, worauf die Güter geladen

*) Es ist bekannt, daß dies große Werk seit dem J. 1800 vollendet ist. Der Uebersetzer hält es aber für überflüßig, zu des Herrn Meerman's Nachrichten etwas hinzuzusezzen, da theils in den Allg. Geogr. Ephemeriden, theils in der Beschreibung, die der Oberst und Ritter Skjöldebrand darüber herausgegeben hat, und die bereits für die Sprengel-Ehrmannsche Bibliothek der neuesten und wichtigsten Reisebeschreibungen übersetzt worden ist, alle Belehrungen, die man wünschen kann, zu finden sind. D. Ueb.

waren, und hatte sehr viel zu bauen und zu unterhalten gekostet. Man schätzte das Eisen, das auf diesem Wege fortgebracht ward, jährlich wol auf 80,000 Schiffspfund. Die Eigenthümer werden in der Folge durch den Transport zu Wasser nicht wenig gewinnen, selbst wenn man die Zölle der Wagenfracht gleichstellen sollte, nicht allein wegen des bedeutenden Zeitgewinns, sondern weil man alsdann auch Güter wird versenden können, die jetzt auf keine Art dazu geeignet sind.

Wenersburg, Uddewalla.

Reise nach der Norwegischen Gränze; August und September 1797.

Nach einer kurzen Reise, meist durch einen Tannenwald, und über eine Brücke, unter welcher ein Arm des Götha abermals einen Wasserfall bildet, kommt man nach Wenersburg, einem Städtchen, an der westlichen Ecke des Wenersees, des größten Schwedischen Landsees, der es an zwei Seiten bespült. Ungeachtet es der Sitz des Landshöfdings von Dalland und Elfsburg ist, ist es doch nur ein elender Ort von mäßigen hölzernen Häusern, die mit Rasen gedeckt sind, ein Anblick, der in den Schwedischen Landstädten häufig ist. Außer dem Markte giebt es nur zwei oder drei gerade und etwa eben so viele Querstraßen, die die ersteren durchschneiden. Ueber einen kleinen Busen des Weners, der in den Kanal

Karlsgraben fließt, führt ein mit Erde überdeckter Steindamm mit einer Zugbrücke, die dicht an die Hauptstraße gränzt. Ueber diese Brücke geht der Weg nach Uddewalla; der gedachte Kanal, der bereits seit längerer Zeit bestehet, und mit ein Paar Schleusen versehen ist, hat seine Existenz einem Falle des Götha zwischen Wenersburg und Trollhätta zu verdanken gehabt. — Der Wener soll 156 Fuß höher als die Nordsee seyn; eine Angabe, die mir jedoch, in Hinsicht auf das Maaß der Höhe, das man allein den Katarakten beilegt, für den ganzen übrigen Lauf des Götha durch eine so bergichte Strecke von acht Schwedischen Meilen, zu gering scheint. Der Weg nach Uddewalla, drei Stationen von der vorigen Stadt, läuft über einen ziemlich ungleichen und felsigten Boden, bisweilen durch ziemlich viel Tannenholz. Zwischendurch zeigen sich jedoch hier und dort wohlangebaute Aecker und gute Triften. Eine schöne Kaskade, die von einem Berge zur Linken ziemlich hoch und steil nach unten stürzt, verziert die letzte Station, und ehe man Uddewalla erreicht, wird man von einem angenehmen Flusse begleitet, der mitten durch die Stadt strömt, und sich in einen Meerbusen ergießt.

Uddewalla ist eine Stapelstadt, und hat nach Stockholm und Gothenburg von allen Schwedischen Oertern die meisten eigenen Schiffe. Obgleich die Stadt nur von Holz gebaut ist, hat sie doch schöne und freundliche Häuser, und trägt alle Zeichen von

Wohlhabenheit. Sie bildet ein länglichtes Viereck zwischen zwei Felsenreihen, die aber oberhalb des Marktes dichter zusammenstoßen, und die Kirche beinahe einschließen. Längs dem Strome läuft eine hölzerne Straße oder Brücke, die weiter als der perpendikuläre Felsen herausgebaut ist, und über dem Wasser hängt.

Ausnehmend schön ist die erste Station, die sich nordwärts hinzieht; besonders wenn man, in einiger Entfernung von der Stadt, den Berg in die Höhe fährt, und den Meerbusen in allen seinen Wendungen und mit den Inseln in der Mitte, jenseits die Felsen, und im hellen Wasserspiegel Bäume, Gebäude und grüne Felder erblickt. Die Gestalt dieses Busens ist sehr unregelmäßig; erst gleicht er einem runden Becken, hernach zieht er sich nach der Seeseite mehr in die Länge hin. Die zwölf Stationen, die man jetzt zurückzulegen hat, um nach der Norwegischen Gränze zu kommen, führen zu keiner Stadt, sondern nur zu einzelnen Posthäusern oder Dörfern; in einigen derselben findet man eine gute Herberge.

Quistrum liegt wieder in einer sehr malerischen Gegend. Ein kleiner Fluß, den die schönsten grünen Ufer mit allerlei grünen Büschen besäumen, strömt mit Kraft und Geräusch durch ein ziemlich enges Felsenthal. Ein Wasserfall, wenn man den majestätischen Katarakt von Trollhätta ausnimmt, der schönste, den ich bis jetzt in diesem Reiche gesehen habe, stürzt

sich zur rechten Seite des Weges in zwei oder drei breiten Strömen von einer bedeutenden Höhe ins Thal herab; man hört ihn bereits in einer großen Entfernung. Bei dieser Gelegenheit will ich bemerken, daß es in Schweden zwei Arten von Bäumen giebt, welche die unsrigen von derselben Art unendlich übertreffen, nämlich die Erle und der Quitschenbaum. Die Erle erreicht nicht nur durchgehends dieselbe Höhe, zu der sie sich in unserem Vaterlande erhebt, sondern sie breitet sich stärker in die Runde aus, und statt der dünnen Nadel, worin sie bei uns ausschießt, bekränzt sie hier ein breiter, weit ausgedehnter Scheitel, worunter man sich vor den Sonnenstrahlen schützen kann. Auch der Quitschenbaum zeigt eine weit größere Höhe und eine prächtigere Krone, als das in Vergleichung niedrige Gewächs, dem wir diesen Namen geben. Die Reihe der folgenden Stationen ist ziemlich einförmig. Die Wege sind vortrefflich, doch sind die Gegenden, die aus mäßigen Höhen mit Wald und Felsen und mitunter einigem tragbaren Lande bestehen, bereits weniger bewohnt, und die Bauernhäuser zeigen eine armselige Gestalt. Auf der vorletzten Station verändert aber die Szene mit einem Male ihr Ansehen. Man fängt an, stark nach oben zu fahren, und von nun an klimmt man unaufhörlich einen mächtigen Berg in die Höhe, einen andern hinab. Neben sich und ringsum entdeckt man fürchterliche Klippen und Tannenwälder. Die Tanne wurzelt hier nicht bloß oben auf der Spitze des Felsens, sondern selbst an seinem Abhange, wo man fast nicht die geringste näh-

rende Erde entdeckt. Dann und wann fährt man durch äußerst enge Klüfte, die bisweilen wie Thore gebildet sind. Aussichten gewähren diese Berge nicht, weil man sich beständig von anderen umringt findet, und sie so außerordentlich mit Holz bewachsen sind. Nur einmal entdeckt man links einen Meerbusen. Endlich erscheint in erschröcklicher Tiefe der Swinesund, der Schweden von Norwegen trennt. Dieser Fluß, der weit aus dem letzten Königreiche kommt *) und bald darauf in die See strömt, hat hier sein Bette zwischen zwei großen Felsenketten, und ist bis Friedrichshall schiffbar. So schröcklich es ist, von der Schwedischen Seite mit einem Fuhrwerke hinabzusteigen, so mühsam ist es, auf der anderen Seite wieder hinauf zu kommen. Ueber den Fluß, der eine mittelmäßige Breite hat, wird man in einer Fähre übergesetzt. An beiden Ufern steht ein Zollhaus.

Friedrichshall.

August, September. 1797.

Friedrichshall liegt etwa eine Meile rechts, und zwar höher an dem Flusse, als wo die Ueberfahrt ist. Nur das erste Viertheil des Wegs ist so majestä-

*) Er läuft vom Singelfiord nach dem Idbefjord, in der Vogtei Idde und Marker. D. Ueb.

tisch, als vorher; hernach führt er durch eine grasreiche Weide, mit wenigen, aber wohlangebauten Anhöhen. Erst wenn man ihr ganz nahe gekommen ist, sieht man in der Tiefe die Stadt mit der neben ihr befindlichen Bergfestung. Diese wichtige, durch Karl's XII. Tod so berühmte Berg- und Gränzfestung heißt Friedrichstein. Mit Erlaubniß des Kommandanten, ohne welche Niemand hineingelassen wird, erklimmt man den hohen und steilen Felsen, worauf sie angelegt ist; seine Höhe über das Meer wird auf 350 Fuß geschätzt. An der einen Seite ist die Mauer durch Pulver noch schroffer gemacht; der Weg, der nach oben führt, geht in beständigen Krümmungen. Wenn man sich umkehrt, ehe man in das Thor von der Seite von Friedrichshall eintritt, genießt man der herrlichsten Aussicht, sowohl über die Stadt, die man zu seinen Füßen hat, mit deren Haven und ihrer Rhede im Swinesund, der hier weit breiter als bei der Fähre ist, als auf die beiden Felseninseln im Wasser, von denen die eine mit Gras überwachsen und mit einer Wohnung versehen ist, und jenseits auf das Schwedische Ufer. Zuerst geht man alsdann, die neuen steinernen Kasernen vorbei, durch eine Straße, worin die Hauptwache, das Kommandantenhaus und die Magazine stehen. Eine große Felsenmasse erhebt sich noch mitten in der Festung. Die Wälle, die sehr unregelmäßig sind, und eher Mauern genannt werden könnten, darf Niemand besehen. Ausserhalb der Hinterpforte ist der Felsen minder steil, als an der Stadtseite. Zwischen der Festung erblickt man

noch ein Thal und drei andere kleine Forts, die auf drei besonderen Höhen in der Gegend zerstreut liegen, und Store Taarn (großer Thurm), Overbjerget und Gylden Löwe heißen, aber nichts weiter als kleine steinerne Gebäude sind. — Friedrich IV. richtete an der Stelle, wo Karl XII. gefallen war, eine Pyramide von 20 Fuß auf, deren vier Seiten eben so viele Basreliefs in weißem Marmor zeigten. Zwei derselben, wovon das eine den Frieden und die Gerechtigkeit, das andere einen Löwen darstellt, sieht man gegenwärtig oberhalb den beiden Thoren der Festung eingemauert. Christian VI. ließ, um diesen Gegenstand des Anstoßes für die Schweden zu entfernen, die Säule herunter nehmen, und man findet daher gegenwärtig nur ein einfaches weißes Kreuz, das den Ort, wo der König sank, bezeichnet. Erst kurz vor meinem Hierseyn war ein Mann von mehr als hundert Jahren gestorben, der als Trompeter während der Belagerung einen Brief an den Monarchen überbracht hatte.

Die Garnison von Friedrichshall besteht nur aus einem Regimente, wovon die Hälfte abwesend ist. Die Norwegischen Regimenter sind ohnehin nicht stark, und halten sich meistens immer an einem und demselben Orte auf. Fünfzig Mann ziehen täglich auf 24 Stunden nach oben. Der Kommandant der Festung steht unter dem General, der in der Stadt liegt. In jedem der drei übrigen Forts sind nur drei Mann Wache. Die Stadt, die in der Tiefe unmittelbar an

dem Berge der Hauptfestung liegt, wird nicht nur durch den Swinesund beströmt, sondern ein kleiner Fluß fließt auch mitten durch sie hin. Man arbeitete eben an einer neuen Brücke, die ihrer Vollendung nahe war; die Fundamente der Bogen bestanden in großen, kreuzweis über einander gelegten Balken. Die Hauptstraße der Stadt läuft mit dieser Brücke in einer Linie, und also mit dem Swinesund ungefähr parallel. Die übrigen sind Quergassen oder unregelmäßige Buchten, die sich nach dem vornehmsten Flusse oder auch oberwärts hier und dort ausdehnen. Am östlichen Ende der Hauptstraße, von wo man auch die Festung ersteigt, findet man den Paradeplatz mit der Hauptwache und dem Kommandantenhause. Im Ganzen zählt man 500 Häuser, worin etwa 5000 Seelen wohnen. Die Straßen sind meistens breit; die Gebäude, obgleich sie nur von Holz sind, machen doch durch ihre helle Farbe, ihren Umfang, und ihr heiteres Aussehen einen angenehmen Eindruck. Mehrere sind von zwei Stockwerken. Die Bauart weicht hier in mehr als einer Hinsicht von der schwedischen ab; man bemerkt dies auch, aber nicht zum Vortheile Norwegen's, in den Außengallerieen, die sich längs den Zimmern, besonders im Obergeschosse, nach dem Hofe hinziehen; sie haben die Folge, daß man die Thüre seines Gemachs nicht öffnen kann, ohne sich in freier Luft zu befinden. Das Aeußere der Kirche ist nicht schlecht. Auf einer, außerhalb der Stadt gelegenen Anhöhe hat man ein Hospital gebaut. Die Zuckerraffinerie des alten Hrn. Anker steht, nebst seinem Wohn-

gebäude, von den übrigen Häusern abgesondert, gleicht beinahe einem Kastell, und hat außerordentlich viel gekostet. Sie verarbeitet jährlich für ungefähr 50,000 Rthlr., und man schätzt den Fond des Ankerschen Comptoirs auf 600,000 Rthlr. Auch ist der gleich vor der Stadt liegende Garten eines hiesigen Kaufmannes, des Herrn Tank, sowohl wegen seiner Anlagen, als der darauf verwandten Summen, berühmt. Er geht hinter einem großen, mit vielen Zimmern versehenen Landhause, auf Felsen, die auf Terrassenart bepflanzt sind, bis an den Swinesund herab. Der Garten ist im alten Styl und zu eng auf einander, doch verdienen das Mauerwerk, die auf die Terrassen getragene Erde, die Treibhäuser, die Fontainen und übrigen Zierrathen, der Arbeit und des Geldes wegen, das sie gekostet haben, besehen zu werden, besonders da alles noch ziemlich gut erhalten ist. Schon die Aussicht, die man von diesem Garten auf den Haven und die Rhede genießt, macht ihn angenehm. Außer ein Paar Sallons findet man unten im Felsen eine artige Einsiedelei, worin Licht angezündet war; die wächsernen Hände des Eremiten sind außerordentlich schön. Ueberdies wachsen hier allerlei Arten von Früchten; die Kirsche ist in der Gegend von Friedrichshall nicht nur lieblicher und saftreicher, als ich sie unterwegs in Schweden und Dänemark gefunden habe, sondern auch eine nicht gemeine Aprikosenart wird am Spalier gezogen, doch fängt sie erst gegen das Ende des Augusts an, sich zu färben. Nächst dem eigentlichen Gar-

ten durchwandelt man auch noch einen schönen Eichen- und Buchenwald.

Friedrichshall zählt mehr als ein bedeutendes Handlungshaus, und ist überhaupt ein blühender Ort. Auch fehlt es hier nicht, besonders im Winter, an Zerstreuungen und geselligen Zusammenkünften; man hat sogar ein Liebhabertheater. Die nordische Gastfreiheit verläugnet sich auch hier nicht; kaum hat man sich durch einen Empfehlungsbrief bekannt gemacht, als man bereits zu einem Gastmale geladen wird; die Leute sind äußerst bemüht, einem Fremdlinge gefällig zu seyn. Die Tafel nähert sich in mehreren Hinsichten weit mehr der Dänischen und Teutschen, als der Schwedischen. — Es befinden sich ein Französischer und ein Englischer Konsul in der Stadt, die, wie es durchgehends der Fall ist, aus einheimischen Kaufleuten gewählt sind.

Friedrichshall ist der Mittelpunkt des großen Bretterhandels, der nach den gedachten beiden Reichen geführt wird. Den Einwohnern gehören etwa 40 Schiffe, doch erscheinen des Jahres wohl 400 auf der Rhede. Nach Bings Beschreibung von Norwegen *) sollen die Importen die Exporten um ein

*) Beskrivelse over Kongeriget *Norge*, *Oerne*, *Island* og *Faröerne*, samt *Grönland*, i alphabetisk Orden, af Lars Hels Bing. Kjöbenhavn, 1796. 886 S. 8. Ein mit vielem Fleiße bearbeitetes Buch, das in Teutschland nicht nach Verdienst bekannt zu seyn scheint.

D. Ueb.

Drittheil übertreffen, die ersteren belaufen sich auf 150, die letzteren auf 100,000 Rthlr. Während meines hiesigen Aufenthalts lag daselbst ein kleiner Holländischer Kaper, der ein Paar Englische Schiffe mit Kohlen und eins mit Balken genommen hatte; aus Marstrand war er abgewiesen, und auch in Norwegen durften die erbeuteten Güter nicht eher veräußert werden, als bis die Holländische Admiralität die Rechtmäßigkeit der Prise bezeugt hatte, und selbst in diesem Falle mußte das Geld bis nach dem Frieden hier in Verwahrung bleiben.

Es ist mir noch übrig, das Tistethal zu beschreiben, das der kleine Fluß, der die Stadt von der nördlichen Seite bespült, durchschneidet. Es ist ungefähr eine Viertelmeile lang; die Berge, die es einschließen, sind oben größtentheils mit Tannen und Fichten, unten mit allerlei anderen Bäumen bewachsen. Schon früher bildet der Strom einige kleine Fälle, von denen ein Paar Sägemühlen getrieben werden; doch sind sie in keiner Hinsicht mit den drei erhabenen Katarakten, oder lieber mit der Aneinanderkettung von Katarakten zu vergleichen, die sich, wo das Thal beginnt, auf einander stürzen. Es ist unmöglich, etwas Größeres und zugleich Schöneres zu sehen; sie machten einen desto größeren Eindruck auf mich, da mir ihre Existenz kaum bekannt war, und sie weit berühmtere Wasserfälle an Reichthum und Kühnheit übertreffen; das schönste Wetter vermehrte ihre Wirkung. Der

Fluß, dessen Wasser aus der Ferne hieher strömt, *) bildet oberhalb des Thales einen See von unregelmäßigem Umfange; in der Mitte desselben schwimmen drei kleine bewachsene Inseln. Dies Gewässer vereinigt sich noch immer in einem sanften und ebenen Flusse, hernach in einen engern Kreis, bis daß es auf einmal sein Bette verläßt, und darauf in einer Krümmung die schöne Reihe von Katarakten bildet, die nun in furchtbarer Steilheit wieder sanfter über rauhe Klippen schäumend und brausend, und dann über einen gebogenen, aber glatten Felsen, wie man sie in Gärten absichtlich auszuhauen pflegt, spiegelhell in den Grund stürzen. In diesem wichtigen Thale befinden sich eine Menge Sägemühlen, die sich mit Hülfe von Verdämmungen und anderen Mitteln dieser Wasserfälle bedienen, und ein ganzes Dorf, das den Namen des Thales führt, und dessen Häuser zur Stadt gerechnet werden. **) Oben über die Katarakten hat man ein Paar Brücken und zur Seite hölzerne Kanäle oder Rinnen angelegt, wodurch die von oben kommenden Bäume und Balken zu den Sägemühlen schwimmen, um nicht durch die Katarakte beschädigt zu werden.

*) Der Tistedalsfluß ist 13 Meilen lang, und entspringt westlich von dem Felsengebirge Manglefield.
D. Ueb.

**) D. h. die Einwohner stehen in bürgerlicher Hinsicht unter der Jurisdiktion der Stadt, in geistlichen Sachen gehören sie zu einigen anderen nahe gelegenen Kirchspielen.
D. Ueb.

Ein Bewohner der Stadt hat sich ganz oben ein Haus gebaut, das dem Thale gerade gegenüber liegt, und über dasselbe nach der Stadt und dem Swinesund sieht, während sich hinten der ganze See vor demselben öffnet. Obgleich die Wasserfälle nicht mit in den Gesichtskreis haben aufgenommen werden können, ist es doch der Phantasie kaum möglich, ein glücklicheres Lokale zu ersinnen.

Moß.

September 1797.

Auf dem Wege von Friedrichshall nach Moß, nur wenige Stunden von dem ersten Orte, besucht man wieder einen berühmten Wasserfall, der aber nicht die Wirkung auf mich gemacht hat, wie der eben beschriebene. Auch die Gegend, die weite Aussichten und in einiger Entfernung hohe Berge darbietet, kommt, so schön sie sonst ist, der vorigen nicht gleich. Oberhalb des Falls theilt sich der größte Fluß, Numedalen's in zwei Arme, die sich hernach wieder vereinigen, und endlich zusammen bei Friedrichsstadt ins Meer ergießen. Einer dieser Arme stürzt sich hier sehr schnell, doch ohne Krümmung, mit starkem schäumenden Falle nach unten hinab. Im vorigen Jahre sollen, wie man mich versicherte, die beiden Kaskaden eine weit größere Masse von Wasser gehabt, und sich viel majestätischer dargestellt haben. Herr Rosen-

kranz, Präsident von Christiania, einer der reichsten Privatpersonen in Norwegen, hat dicht an diesem Wasserfalle ein großes, hohes Landhaus, und zugleich seine Sägemühlen.

Bald nachher läßt man sich nebst seinem Fahrzeuge, auf einer Fähre, an einem Orte, wo er noch stark strömt, über den Fluß setzen; gleich darauf passirt man den andern Arm, der ebenfalls einen gewaltig starken Fall macht, über eine Brücke. Der Weg ist bergig und mit Tannenwäldern bedeckt. Zwischendurch, besonders gegen das Ende, genießt man schöne Aussichten, und kömmt durch offene fruchtbare Felder. Zur Seite fährt man dann in das blühende Städtchen Moß hinab, das an den Ufern der Bai von Christiania gleichsam gegen die Felsen angeworfen ist. Es hat seinen Ursprung dem großen und breiten Wasserfalle zu danken, der sich von der Höhe des Felsens mit tausend Wendungen und Krümmungen und geraden Sprüngen in den Meerbusen ergießt, der wie ein breiter Fluß die Stadt vorbeiströmt. Sowohl oben als unten, führt eine Brücke quer über den Wasserfall hin; eine dritte, die mit den beiden ersten in Verbindung steht, läuft längs der Kaskade hin, die man auch hier bisweilen unter sich sieht. Weiterhin liegen 20 Sägemühlen dicht neben einander; sie machen, nächst den Eisenwerken, die vornehmste Nahrung des Ortes aus. Die Häuser, etwa ein Paar hundert an der Zahl, worin mehr als 1000 Seelen, außer den 120 Arbeitern der Eisenfabrik, leben, liegen meistens

südlich von dem Falle, und es läßt sich begreifen, daß auf einem solchen Boden ihre Verbindung mit einander nicht sehr regelmäßig seyn kann. Der Ort besteht aus einer Ober- und einer weit längeren Unterstraße, womit einige andere in Verbindung stehen. In der Mitte überblickt man Weide. Am unteren Ende steht eine artige neue hölzerne Kirche. Obgleich alle Wohnungen von demselben Material bestehen, so sind doch einige aus ziemlicher Größe, und alle zeugen von Wohlhabenheit; hier und dort zeigt sich zwischen denselben ein nicht unangenehmer Garten. Das Pflaster ist elend, und bei Regenwetter wegen des Kothes ganz ungangbar, wozu das ewige Transportiren der Balken nicht wenig beiträgt.

Die Aussicht auf die grünen, theils mit Wiesen geschmückten, theils mit Tannenwäldern bekrönten Berge, jenseits des Wassers, so wie auf die Anhöhen diesseits, die mehrere schöne Landhäuser zeigen, ist ungemein gefällig. Die Einwohner von Moß besitzen fast gar keine eigenen Schiffe; nur ein einziger Kaufmann macht eine Ausnahme. Dagegen kommen jährlich über 200 fremde Fahrzeuge mit Korn hieher, und holen sowol Norwegische als zu Moß hervorgebrachte Erzeugnisse ab. Um zu landen, müssen sie erst um die lange Halbinsel segeln, die sich vom unteren Ende der Stadt weit nach Norden in die Bai, die in der That nichts anders als ein großer Fluß zu seyn scheint, hineinzieht. Der Handel geht größtentheils nach Dänemar und England. Die Eisenfabrik gehört

dem Herrn Bernd Anker von Christiania, und besteht in einer ganzen Reihe von Gebäuden an der nördlichen Seite der Stadt, d. i. an der anderen Seite des Wasserfalles. Die Gebäude lehnen sich eins über das andere an den Felsen, und der Fall setzt einen Theil der Räder in Bewegung, die das Werk treiben. Das Eisenerz kommt aus einigen, ein Paar Meilen von hier entfernten Gruben, die dem Eigenthümer der Fabrik gehören. Es wird hier zuerst unter freier Luft geschmolzen, indem man in einem Haufen von etwa zwölf Fuß zugleich eine Lage Holzkohlen und eine Lage Erz auf einander legt; das Feuer wird durch eine hölzerne Röhre von oben hineingeleitet, um die ganze Masse anzuzünden. Der bereits gereinigte Stoff wird, wenn er so von den gröbsten Schlacken befreiet ist, unter den Pochmaschinen beinahe zu Gries gestampft; darauf wird er durch Schmelzen flüssig gemacht, und man gießet alsdann Kanonen, Kugeln, Ofenplatten u. dergl. daraus. Bei den letzteren wird das Eisen auf irdenen Formen, die platt auf dem Boden liegen, gegossen. Um das Eisen zu Stäben zu gestalten, muß es noch einmal durchs Feuer gehen, ohne jedoch bis zum Fluß zu kommen. Die noch übrigen fremden Theile scheiden sich desto reiner ab, und unterdessen muß man das Uebrige fortdauernd schmieden. In einem besonderen Gebäude sieht man das horizontale und hernach das perpendikuläre Bohren der Kanonen, ferner die Verfertigung der Sägen und Nägel, und endlich die Walzmaschine, worauf die unter einer Art Hackhammer zu der verlangten Größe und Breite abgeschnitte-

nen Stäbe in einem glühenden Zustande platt gezogen und ausgedehnt werden.

Diese Walzmaschine, die einzige in Norwegen, wird durch zwei Wasserräder von 18 Fuß im Durchmesser in Bewegung gesetzt. Zu den gegossenen Arbeiten werden Holzkohlen, zu allen übrigen Steinkohlen gebraucht. Die beiden Gießöfen sind von einem fürchterlichen Umfange, und die beiden Schornsteine oben, die zwischen vier hölzernen Wänden und einem Dache eingeschlossen sind, speien beständig Feuer. Die Arbeiter in dieser Fabrik können täglich zwischen 22 bis 24 Schillinge verdienen; der meiste Absatz geht nach Dänemark. Ein Wohnhaus, halb von Holz und halb von Stein, steht oberhalb der gesammten Arbeitsgebäude; zur Seite befindet sich ein ziemlich langer Frucht- und Gemüsegarten, zugleich mit einigen Blumen, die zwar fortgekommen, aber nicht sehr hoch sind. *)

*) Das Eisenwerk hat überhaupt 120 Gruben, die bei den Dörfern Skeen und Arendal liegen; es werden jährlich 3500 Tonnen Erz, und fast eben so viele Lasten Kohlen, die Last zu 10 Tonnen, verbraucht. Die Abgabe des Eisenwerks, bei dem mehr als 300 Menschen ihren Unterhalt finden, an die Krone, beträgt 300 Rthlr. (S. Bing S. 458.) D. Ueb.

Christiania.

September 1797.

Zwischen Friedrichshall und Christiania hält man (Moß, das doch eigentlich keine Station ist, ausgenommen) allein bei den Posthäusern an, wo man im Ganzen ein ziemlich gutes Nachtquartier findet. Dieser Strich ist bewohnter, als besonders die letzte Gegend in Schweden, verschiedene Herrenhäuser und andere gute Wohngebäude, zeigen sich von Zeit zu Zeit; sie sind freilich alle, nach Landesart, nur von Holz, doch heiter gebaut und angestrichen, auch mit allerhand architektonischen Zierrathen, (obwohl nicht nach griechischen Regeln) versehen; die Dächer sind mit rothen oder blauen Ziegeln bedeckt. In einigen Hinsichten erkennt man in der innern Vertheilung und der Ausmöblirung die Gebräuche unseres Vaterlandes wieder. Ungeachtet der häufigen Tannenwaldungen, die die Hand der Natur in diesen bergichten Gegenden so milde gepflanzt hat, fehlt es doch auch nicht an offenen Fluren, die gut angebaut sind, und vortreffliches Korn und Gras hervorbringen. Man bindet das geschnittene Getraide hier nicht in Garben, sondern legt es, wie ich auch an dieser Seite in Schweden bereits bemerkt hatte, gegen in der Erde befestigte Stangen, und häuft so eine Lage auf die andere; man glaubt, daß die Feuchtigkeit auf diese Art besser herausfließt, als wenn es garbenweise gelegt wird.

Nur einmal übersieht man die ganze Breite des Meerbusens, weil der Weg davon zu weit entfernt ist, und überdieß die Bäume sehr viel von der Aussicht benehmen. Wenn man sich aber der Hauptstadt bis auf eine halbe Meile genähert und das Ende des letzten Berges erreicht hat, eröffnet sich unvermuthet das entzückendste Schauspiel; ein Amphitheater, wie man es selten antrifft, von einer unbeschreiblichen Gestalt und Fülle, breitet sich nach allen Seiten des Halbrundes in seiner ganzen Schönheit aus. Es ist hier kein zwischen engen Gebirgen eingeschlossenes Thal, sondern rings eine sich allmählich erhebende, fruchtbare Anhöhe, voller Gebäude und grüner Weiden und Aecker, die mit Hecken umringt sind. Wie mit dem Auge eines Vogels sieht man nach Christiania, das in der Tiefe liegt, ihre Vorstädte, Schiffe, und das schöne Vorgebirge, worauf das Kastell und die Festung liegen, herab. Langsam strömt ein kleiner Fluß von den Gebirgen, und fällt, nachdem er die Vorstädte von der Stadt abgesondert hat, unter einer Brücke in die Bai; man sieht ihn eine Zeitlang, zwischen Bergketten, von denen die jenseits des Weges belegenen die höchsten sind, hinströmen.

Christiania hat ihren Namen von ihrem Erbauer Christian IV, der sie im Jahre 1624 gründete; vorher war Opslo, am östlichen Ende der gegenwärtigen Stadt, und heutiges Tages unter dem Namen Altstadt, bekannt, der Sitz der Norwegischen Monarchen; doch haben sich von dem Schlosse, das sie bewohnten, nicht einmal Ruinen erhalten, und

außer dem Hospitale und einer Alaunfabrik, enthält sie gegenwärtig nur noch wenige Gebäude, unter denen jedoch eins und das andere ein ziemliches Ansehen haben. Außer vier Vorstädten, und der langen Straße, die die alte mit der neuen Hauptstadt verbindet, ist Christiania aus verschiedenen geraden und breiten, einander durchkreuzenden Straßen zusammengesetzt; auf der einen Seite des ziemlich großen Marktes steht die Kirche. Die Häuser sind beinahe alle von Backsteinen aufgeführt; die meisten haben zwei Stockwerke, und sind ziemlich groß; im Ganzen machen sie jedoch keinen angenehmen Eindruck, weil die Höhe so ungleich, und die Farbe des Mauerwerks durchaus schlecht ist; ihre Zahl wird auf 1600 geschätzt. Einige abgelegene Straßen sind nicht gepflastert.

Der Haven von Christiania ist eigentlich ein kleiner Meerbusen zwischen der Altstadt und der jetzigen Stadt; die See bildet überhaupt hier mehrere Einbuchten. Auf einem Vorgebirge am Westende der Stadt liegt die unter dem Namen Aggerhuus bekannte Festung; die Garnison liegt jedoch größtentheils in der Stadt; wenn sie vollzählich ist, macht sie wenigstens 1200 Mann aus; zu meiner Zeit waren jedoch nicht mehr als gegen 800 vorhanden. Die Bevölkerung von Christiania wird, die Garnison und die Bewohner der Altstadt mitgerechnet, auf 10,000 Seelen geschätzt; die lebloſen Gassen lassen nicht einmal auf eine solche Anzahl schließen. Doch wohnen hier mehrere vermögende Kaufleute, auch unter den Beamten

giebt es Leute von Ansehen. Den Luxus, der unter ihnen herrscht, sollte man in dem entfernten Norden nicht erwarten; man hat mir Familien genannt, deren Wirthschaft allein mehr als 20,000 Gulden kostet; es ist damit eine Gastfreiheit (wie fast im ganzen Norden) verbunden, die von allen Fremden gerühmt wird; kaum hat ein Reisender seine Empfehlungsschreiben übergeben, als er bereits zu prächtigen und geschmackvollen Mahlzeiten eingeladen wird; die Speisen und der Nachtisch werden auch hier zugleich aufgesetzt; die Weine entsprechen an Güte und Ueberflusse allem übrigen.

Die meisten Vornehmen, besonders die Kaufleute, haben ihre Erziehung auf ausländischen Reisen vollendet; aus Dänemark, England, Frankreich und Holland erhält man alle Mobilien, Kleidungsstücke und andere Bedürfnisse, welche die Mode oder die Erfindungskraft des Auslandes beständig darbietet. Die Kleidung der Bürgersleute ist in der Hauptstadt sowohl, als in dem ganzen Reiche, sehr einfach. Die Frauen tragen Mützen, die Kinn und Wangen beinahe ganz bedecken; an vielen derselben bemerkt man ein aufgedunsenes Gesicht. Außer einem Waisenhause und kleineren Stiftungen zum Besten der Dürftigen, sind das Hospital in Opslo und das freiwillige Arbeitshaus in der Stadt die vornehmsten wohlthätigen Anstalten. Das erste ist in eine Menge unregelmäßiger Zimmer mit Betten abgetheilt, und alles hat den Anschein von Schmuzigkeit. Es befinden sich etwa hun-

bert alte, schwächliche Personen in demselben, und wenn nicht eine Stelle erledigt wird, so kann Niemand darin aufgenommen werden. Sie müssen sich ohne Unterschied für einen halben Thaler wöchentlich alle ihre Bedürfnisse, bis auf die Wohnung und Feuerung, selbst anschaffen.

Hinter dem Hospitale liegt das Irrenhaus, worin man etwa anderthalb Dutzend Wahnsinnige verschiedener Art, jeden in seinem besonderen Gemache, unterhielt. Es befand sich ein Mann darunter, der, wahrscheinlich im Rausche, seine schwangere Frau und ein Kind ums Leben gebracht hatte; man hatte ihn jedoch, um die gelindeste Partie zu wählen, gerichtlich für verrückt erklärt, und auf sein ganzes Leben hier eingesperrt. Das freiwillige Arbeitshaus ist von keiner Bedeutung; es liegt in einem abgelegenen Winkel der Stadt; in einem großen Zimmer waren etwa 20 Frauen (eine Zahl, die sich bisweilen, besonders des Winters, vermehrt, bisweilen vermindert) beschäftigt, durch Spinnen ihren kärglichen Unterhalt zu verdienen. Uebrigens schlafen sie, wenn ich mich nicht irre, in ihren eigenen Wohnungen.

Wichtiger ist das für das ganze Stift Christiania bestimmte Zuchthaus. Dieses große Gebäude, das rings um einen Hof läuft, enthält etwa hundert Gefangene, die man mit Spinnen, dem Weben grober Tücher, Kirsey u. dergl. beschäftigt. Diese Erzeugnisse ihres gezwungenen Fleißes, werden hier, stück-

oder ellenweise verkauft; und wenn keine Bankerotte oder Mangel an Absatz dazwischen kämen, würde dieser kleine Handel hinreichend seyn, das Haus völlig zu erhalten. Die Zimmer, worin sich die Arbeiter befanden, sahen nicht sehr reinlich aus. Sie erhalten täglich drei Schillinge, wofür sie nach einer, gewiß nicht löblichen, Einrichtung sich von einem Rentmeister ihre spärliche Kost selbst besorgen müssen. Die Züchtlinge sind auf eine bestimmte Zeit, einige auch für ihr ganzes Leben, eingeschlossen; unter den letzteren befand sich eine blinde und häßliche Kindermörderin. Allein in Norwegen sowohl, als in Dänemark, sind die Strafen gelinde, vielleicht in einem höheren Grade, als die Vorsicht zu billigen scheint; einige meinten, daß diese Milde selbst auf die Bevölkerung dieses Zuchthauses einen merklichen Einfluß habe. Der erste Diebstahl wird, selbst wenn er bedeutend ist, gewöhnlich mit ein Paar Monaten Gefängniß abgebüßt. Die Zuchthauskirche ist nur ein geräumiges Zimmer, mit Gallerieen für andere Zuhörer, als die Züchtlinge. Der Bischoff und der Stiftsamtmann sind, nebst einigen anderen Personen, Aufseher der Anstalt.

Uebrigens wird nur in einer Kirche Gottesdienst gehalten, den drei Prediger und ein Katechet besorgen; im Verhältnisse zur Bevölkerung ist die Zahl der Geistlichen viel zu gering. — Wollte man den Zustand der Künste und Wissenschaften nach der Zahl der Buchdruckereien und Buchläden beurtheilen, so kann

man sich eben keine vortheilhafte Idee davon machen. Die einzige Buchdruckerei in Christiania, außer welcher es nur noch drei im ganzen Königreiche giebt, beschäftigt nicht mehr als vier Arbeiter, und es würde ihrem Besitzer eben so wenig möglich seyn, als dem einzigen Buchhändler, der fast nichts besaß, von diesem Geschäfte allein zu bestehen. Hieraus läßt sich wol mit ziemlichem Rechte auf Mangel an allgemeiner Liebhaberei für die Wissenschaften schließen; einzelne Personen oder öffentliche Anstalten lassen die Bücher, die sie gebrauchen, in der Regel selbst kommen, wozu ihnen die Schiffahrt häufig Gelegenheit darbietet. Die kleine Stadtbibliothek ist das Vermächtniß eines patriotischen Einwohners; sie ist in drei kleinen, durch Bogen verbundenen Zimmern aufgestellt; das Ganze ist von keiner Bedeutung, der jährliche zu ihrer Vermehrung bestimmte Fond beläuft sich auf 40 bis 50 Rthlr. Die Aufsicht führt der Konrektor an der lateinischen Schule. In derselben wurden etwa 100 Zöglinge unterrichtet. In der mathematischen Militärakademie, worin ein Paar Professoren angestellt sind, befanden sich etwa noch einmal so viele Schüler, die jedoch nicht, wie es sonst in ähnlichen Instituten der Fall ist, in Einem Gebäude zusammen wohnten. Die Aggerhusische patriotische Gesellschaft, die in Christiania ihren Sitz hat, beschäftigt sich vorzüglich mit dem Ackerbaue, und die Norwegische topographische Gesellschaft mit der Geographie und Topographie des Königreichs.

Herr Bärend Anker, dessen ich bereits einmal erwähnt habe, ist nicht nur wegen des ausgebreiteten Handels und des Vermögens, das er sich dadurch erworben hat, merkwürdig, sondern auch als Mann von Verstand, von mannichfaltigen Kenntnissen und großer Liebe für die Künste und Wissenschaften, verdient er geschätzt zu werden. In seinem Hause findet man einige schöne Gemälde, die schönsten Stücke hat jedoch ein Brand vor einigen Jahren verzehrt. Ein Saal enthält eine schöne und ausgesuchte Sammlung neuerer Schriften; in demselben hat der Besitzer, der zugleich physikalische Instrumente gesammelt hat, bisweilen seinen Mitbürgern Vorlesungen über die Naturkunde gehalten. Herr Anker hat seine Bibliothek auch zu den öffentlichen Vorträgen, die Herr Müller über die Mineralogie, und der Rektor Treschow über die Kantische Philosophie gehalten haben, eingeräumt. Uebrigens besitzt er auch noch eine Naturaliensammlung, einige Antiken aus Bronze, und eine Kopie von der Kreuzigung nach Michael Angelo en Basrelief. Das, wenn auch nicht große, doch ganz auserlesene Mineralienkabinet des Herrn Müller, verdient die Aufmerksamkeit aller Kenner.

Die Regierung der Stadt besteht aus einem Präsidenten, einem Bürgermeister, zwei wirklichen und zwei Vice-Rathsherrn; Christiania hat, wie die Hauptstädte der gesammten vier Stifter, worein Norwegen abgetheilt wird, ein eignes Gericht.

Der Handel wird hier mit etwa 50 eigenen Schiffen getrieben; einige gehen sogar bis nach Westindien. Nach Bing sind im Jahre 1792 521 Schiffe beim Zoll angekommen, und 518 abgesegelt. Der vornehmste Ausfuhrartikel besteht auch hier in Holz. Die Stadt ist von Plätzen umgeben, die ganz mit gesägten Planken bedeckt sind. Die übrigen bestehen in Eisen, Alaun und einigen wenigen anderen Waaren. Der Haven ist gut; weil die Stadt aber am Ende einer langen Bai liegt, wird sie für keine eigentliche Seestadt gerechnet; daher befindet sich hier auch nur ein Französischer Vicekonsul.

1 Schon oben erwähnte ich, daß die herrliche Gegend rund um diese Hauptstadt mit Landhäusern angefüllt ist; die Aecker werden zu einem hohen Preise verkauft. — Die meisten dieser Lustörter genießen die schönste Aussicht; eine besondere Aufmerksamkeit verdient das dem Herrn Peter Anker gehörige Gut Burtorf, das vielleicht weiter als alle die übrigen von der Hauptstadt entfernt ist. Es ist fünf Meilen (einen halben geographischen Grad) lang und drei breit. Auf dem Wege dahin wechseln die Gegenstände unaufhörlich; zuerst fährt man vor den übrigen Landhäusern, wohlbestellten Feldern oder Baumpflanzungen, vorüber; darauf führt der Weg neben drei auf einander folgenden Aermen des Meerbusens, die man für Landseen halten möchte, die aber durch kleine Oeffnungen mit dem Meere in Verbindung stehen; dann geht es allmälich immer bergan, bis man zuletzt das,

auf einer ansehnlichen Anhöhe gebaute Haus erreicht. Es hat, wenn man will, einen Landsee vor sich, der jedoch ebenfalls durch einen Fluß mit der See in einer entfernten Verbindung steht. Das Eisen, das hier verarbeitet wird, wird auf diesem Wege nach der Hauptstadt gebracht. Die Lage des Hauses ist theils der Höhe, theils des Sees wegen, der es an drei Seiten umringt, theils durch die hohen, mit Tannen bekränzten Berge, die im Hintergrunde liegen, eben so lachend als imposant.

An der einen Seite befindet sich eine englische Anlage mit 400 Amerikanischen Pflanzen, von denen diejenigen, die den Norwegischen Winter nicht aushalten können, in Töpfen zum Grünen gebracht, und des Winters in der Orangerie geschützt werden. In diesem Garten ist noch ein kleines Gebäude des siebenzehnten Jahrhunderts übrig, das mit allen Mobilien jener Zeit versehen ist, und einen auffallenden Kontrast mit dem gegenwärtigen Wohnhause macht; nicht so sehr durch seine äußere Gestalt, denn, obgleich es geräumig und heiter gebaut ist, besteht es außer den Wirthschaftsgebäuden unten und einigen niedrigen Wohnzimmern oben, eigentlich auch nur aus einem Stockwerke; an der einen Seite liegt ein geräumiger Hof, den Pferde- und Kuhställe und die Wohnungen der dazu gehörigen Bedienten umgeben. Aber die große, in vielen Hinsichten mit außerordentlichem Geschmacke vereinigte Pracht, die überall im Innern herrscht, und die man in den Gebirgen des entlegenen Norwegen's kaum

erwarten sollte, übertrifft alles, was man vor einem Jahrhunderte aufzubringen im Stande war. Der große Saal ist mit vortrefflichen Gemälden, meistens von Italienischen Meistern, behangen, die der Besitzer auf seinen Reisen gesammelt hat; in einem anderen Zimmer findet man Zeichnungen, ebenfalls von den ersten Künstlern. Der Luxus der Tafel war dem in den Möbeln vollkommen gleich, als eine Seltenheit unter dem 59sten Grade bemerke ich, daß der Nachtisch nicht nur sehr gute Kirschen, Johannisbeeren, Himbeeren, Stachelbeeren, Aepfel und Birnen, sondern auch Ananasse, Pfirsiche und Melonen enthielt. Pfirsiche kommen jedoch, eben so wenig als Weinstöcke, in diesem Klima unter freiem Himmel fort. Die eigentlichen Nationalfrüchte sind hier, wie im ganzen Norden, die Preißelbeeren, *) die überall wild wachsen und gekocht oder eingemacht gegessen werden; besonders auf die letzte Art macht sie, so wie die Multbeere, **) die den weißen Himbeeren sehr gleich kommt, eine äußerst angenehme Speise aus. Uebrigens herrschte in den Gebäuden, die hinter dem Hause zur Oekonomie und zum Stallraum bestimmt waren, die größte Ordnung und Reinlichkeit.

*) De roode bes, sagt der Verf., Vaccinium vitis Idaea; Schwed. Lingon; Dän. Tyttebär; auch in Nordteutschland häufig. D. Ueb.

**) Rubus Chamaemorus. Vergl. Fabricius Reis nach Norwegen, S. 352.

Allgemeine Bemerkungen über das Königreich Norwegen überhaupt.

Mit den Nordlanden, Finmarken, den Inseln und Landseen berechnet man Norwegen's Größe auf 6966 Quadratmeilen, und ohne dieselben auf 3640. Das Königreich ist in vier Stifter getheilt, die sich in Hinsicht der Größe und Bevölkerung folgendermaßen zu einander verhalten:

	Größe in □ Meil.	J. J. 1802. sind hier geboren.	Gestorben.
Aggerhus oder Christiania	1360	10,114	10,115
Christiansand	660	4,172	2,645
Bergen	730	4,207	4,060
Drontheim mit Romsdal	890	5,378	5,563

Die Nordlande machen sonst allein 2082 und Finmarken 1244 Qu. Meilen aus. Ueber die Bevölkerung dieses öden Landstrichs fehlen genaue Angaben; sie muß jedoch in Verhältniß zu dem eigentlichen Norwegen nur sehr unbedeutend seyn, da das ganze Königreich noch nicht einmal eine Million Bewohner enthält. — Juden werden nirgends geduldet.

Einige Berge in Norwegen erheben sich zu einer beträchtlichen Höhe; so ist der Gipfel des Soukufield, auf der Schwedischen Gränze, 2268 Fuß über einen See erhaben, der bereits selbst hoch über dem Meere liegt. Auf einigen der hohen Berge schmilzt der Schnee, wie auf den Alpen, zu keiner Jahreszeit; es bilden sich auf denselben vollkommene Glätscher, einen derselben kann man bereits sechs Meilen hinter der Hauptstadt in einiger Entfernung wahrnehmen. Zwischen Christiania und Drontheim findet man Meilenweit Strecken, wo fast gar keine Spuren von menschlichen Wohnungen vorkommen. Eine gute Chaussée führt ununterbrochen bis nach Drontheim, nur einmal läuft sie über eine hohe Bergkette. Nach Bergen hingegen kann man nicht anders als zu Wasser kommen. Das Klima ist in Norwegen bekanntlich sehr gesund, und die Einwohner erreichen ein hohes Alter. Die Weiden sind vortrefflich, an Rindvieh und guter Milch hat man Ueberfluß. Korn bringt das Land nicht soviel hervor, als die Einwohner bedürfen, und hier und dort ist man sogar gezwungen, seine Zuflucht zur gemahlnen Tannenrinde zu nehmen, die man, um sie genießbar zu machen, mit edleren Erdfrüchten vermischt. Süd-Norwegen kann sich nicht nur erhalten, sondern auch noch Getraide ausschiffen. Hafer wird von allen Kornarten am meisten gewonnen. Auch hier herrscht, wie in Schweden, die verderbliche Gewohnheit, die Tannen abzubrennen, um in der Asche zu säen. Sonst steht das Holz in den von mir durchreisten südlichen Gegenden sehr gut; besonders

Tannen und Fichten. Der Lärchenbaum wächst nicht wild, Eichen und Buchen findet man nur in einigen Strichen; die Esche hingegen sowohl, als die Weiden, Erlen und Espen, zeugen von einem kräftigen Wachsthume. Der Breterhandel nach Frankreich und England beschäftigt jährlich ungefähr 400 Schiffe, und bringt etwa 1,200,000 Rthlr. ein. *) Unter den übrigen Produkten sind die Fische eins der vorzüglichsten; das Stift Bergen und zum Theil auch Drontheim nähren sich ganz davon, 25000 Menschen finden durch den Fang der Fische, die theils in Kabljau, theils in Häringen bestehen, ihren Unterhalt. Die Summe, die im Ganzen durch diesen Artikel gewonnen wird, berechnet Catteau auf anderthalb Millionen.

Die Erzminen finden sich, außer dem Kupfer, das im Drontheimischen gegraben wird, meistens in den beiden südlichen Stiften Christiania und Christiansand. Die bereits sehr weit vorgerückte Jahreszeit verhinderte mich, das berühmte Silberbergwerk Kongsberg zu besuchen; wenn es gut verwaltet und von mehreren Händen bearbeitet würde, könnte es ohne Zweifel keine geringe Ausbeute geben; der Boden verbirgt eine sehr weit ausgestreckte und tiefe Lage von

*) Ueber das Forstwesen in Norwegen können teutsche Leser aus Thaarup's Statistik der Dänischen Monarchie, S. 348 ff. hinlänglichen Unterricht schöpfen.

D. Uebers.

Silbererz. Allein vom J. 1769 bis 1792 hat man zu den 300,000 Rthlrn., die es jährlich einbringt, noch 70,000 Rthlr. hinzufügen müssen, um es im Ganze zu erhalten und die Arbeiter nicht brodlos werden zu lassen. Man zählt 19 Eisen- und 9 Kupferbergwerke. Zusammen liefern sie jährlich etwa 40 bis 50,000 Schiffspfund, die 3 bis 400,000 Rthlr. an Werth betragen. Der Marmor des Reichs ist schlecht. An Salz hat es, wie Schweden, Mangel. *) — Bären und Wölfe sind in Menge vorhanden; die Ausrottung dieser Raubthiere befördert die Regierung durch Prämien. Zu Christiania sah ich auch einen ausgestopften Luchs, **) der einige Stunden von der Stadt geschossen war.

Die Kultur und der Anbau des Landes nimmt nebst der Bevölkerung im Ganzen jährlich zu. Die Bauern sind alle frei; aber durch die Militäreinrichtung verlieren sie auch hier die Früchte dieses Vorrechts. Die meisten Landgüter sind adeliche, oder ganz eigene Güter, die man, wenn sie verkauft sind, für die ganze Summe zurück erhalten kann, so lange man nur nicht unterläßt, alle zehn Jahre einmal sein Recht in Anregung zu bringen. Von dem Norwegischen Adel finden sich nur noch unter dem Bauernstande die Reste;

*) Auch hierüber verdient Thaarup a. a. O. nachgelesen zu werden. D. Ueb.

**) Der Verf. nennt ihn einen Tieger. D. Uebers.

und diese verabsäumen es nicht, genaue Geschlechtsregister zu halten. *) Die Abgaben sind sehr gering, und ruhen meistens auf dem Lande und auf der Aus- und Einfuhr der Waaren. Ehemals waren die Sägemühlen beschwert, allein man fand es, um allem Unterschleife vorzubeugen, für rathsamer, sie nach der Zahl der ausgeschifften Planken bezahlen zu lassen.

Das Norske Lov oder das Norwegische Gesetzbuch stammt aus der Regierung Christian's V., vom J. 1687, und ward 1788 erneuert. In den kleinen Städten, die kein eignes Gericht haben, sind Schulzen, auf dem platten Lande eine Menge Unterrichter. Die zweite Instanz ist das Lagmansding; ein Gericht, das, wie in Schweden und England, aus Richtern besteht, die jährlich umherreisen, und auf bestimmten Plätzen ihr Gericht halten. Einmal des Monats müssen sie wenigstens in jedem Arrondissement zu Gericht sitzen. Ehemals appellirte man sowohl in Kriminalfällen von einiger Wichtigkeit, als auch in bürgerlichen Sachen an das Oberhofgericht zu Christiania, und von demselben an das höchste Ge-

*) Ursprünglich gab es im ganzen Skandinavischen Norden keinen Adel; in die übrigen Reiche ward er nach dem Vorbilde des Auslandes von den Königen eingeführt; in Norwegen aber war gerade in den Zeiten, da die Pracht und die Institute einwanderten, kein eigner Hof mehr, der die Bildung des Adelstandes hätte begünstigen können. Dies ist der wahre Grund, warum es keinen eigentlichen Norwegischen Adel giebt.

D. Uebers.

richt in Kopenhagen. Allein kurz vor meiner Anwesenheit hatte man eine andere Einrichtung getroffen. Das Oberhofgericht ward in vier höchste Stiftsgerichte getheilt, die mit einander in keiner Verbindung stehen, und von denen jedes in der Hauptstadt seines Stifts seinen Sitz hat; das von Christiania besteht aus einem Richter und vier Beisitzern, die drei übrigen aber nur aus einem Richter und zwei Beisitzern. — Die höheren und niedrigen Amtleute oder Schultheiße sind berechtigt, jeden, den sie wollen, arretiren zu lassen, nachher wird jedoch über die Verhaftung sowohl, als über die That eine Untersuchung angestellt. — Nur die großen Städte haben einen Bürgermeister an der Spitze ihrer Administration; die übrigen nur einen Vogt oder Schulzen.

Weder in der Hauptstadt, noch auf dem platten Lande giebt es, die bereits erwähnten ausgenommen, Fabriken von einiger Wichtigkeit. Nur wenigen Landleuten ist es vergönnt, Branntwein zu brennen. Nach Catteau sollte Norwegen im J. 1799 747 eigne Schiffe besitzen; man behauptet, daß die Ausfuhr die Einfuhr beinahe um eine halbe Million Reichsthaler übersteigt.

Im ganzen Königreiche giebt es keine Universität; zu Bergen ist bloß ein Gymnasium, und überhaupt befinden sich im ganzen Lande nicht mehr als 5 bis sechs lateinische Schulen. Diese Vernachlässigung des öffentlichen Unterrichts macht eine der größten und gegründetsten Klagen der Norweger gegen die Dänische Re-

gierung aus; und ist ein neuer Beweis, daß, wenn zwei Kronen von einem Haupte getragen werden, das Reich, wo der Beherrscher residirt, sich gewöhnlich auf Kosten des andern zu vergrößern sucht, besonders, wenn die Länder in einiger Entfernung von einander liegen, und nicht aufs genaueste verbunden sind. Dieser Mangel an einer hohen Schule beraubt Norwegen nothwendig auf gewisse Jahre der Jünglinge, die sich eine wissenschaftliche Ausbildung verschaffen wollen, und des Geldes, das dazu erforderlich ist und billig im Lande bleiben sollte. Die Königlich Norwegische Gesellschaft der Wissenschaften hat ihren Sitz zu Drontheim, und besteht aus einer ziemlich ansehnlichen Anzahl Mitglieder, sowohl einheimischer aus beiden Reichen, als auswärtiger. Von ihren Abhandlungen sind vom J. 1761 bis 1798 sieben Bände unter verschiedenen Titeln herausgekommen; meistens betreffen sie Oekonomie und Naturkunde, mit besonderer Rücksicht auf das Vaterland. Ueberdies giebt es noch einige besondere Gesellschaften. Man legt der Nation ein vorzügliches Talent zur Dichtkunst bei, und die besten Dänischen Dichter sind Norweger. Die herrschende Sprache ist die Dänische. Daß es dem Volke auch nicht an Geschick für die Mechanik und die schönen Künste fehlt, kann unter andern Herrn Ankers Haus zu Burtorf beweisen, dessen meiste Mobilien (Spiegel, Tapeten u. dergl. ausgenommen) im Lande selbst verfertigt sind. *)

*) Selbst viele Bauern zeichnen sich durch Kunstfertigkeiten

Auf keines der drei Nordischen Reiche hat der Geist der Zeit wol einen so großen Einfluß geäußert, als auf Norwegen. Ein nicht übertriebenes Selbstgefühl wird wol Niemand bei einer Nation verwerfen, von der, wenn sie auch nicht vollkommen frei ist, in vielen Hinsichten behauptet werden kann, daß sie wenigstens alle Früchte der Freiheit genießt, wenn es aber in Unzufriedenheit mit jeder rechtmäßigen Staatsgewalt, in eine daraus entspringende Sucht nach Veränderung ausartet, besonders wenn daraus ein Stolz entsteht, der keinen Unterschied der Stände mehr anerkennt, und die Geringeren mit dem Wahne erfüllt, daß sie die Rechte des Menschen und Bürgers in desto höherem Grade genießen, je bitterer sie dem Vornehmen antworten, je verächtlicher sie ihm begegnen, so hört alle Subordination in einem Lande auf. Es sey fern von mir, den Norwegern diesen Vorwurf in seinem ganzen Umfange zu machen; daß sich die untere Klasse jedoch bei weitem nicht in den Gränzen des gehörigen Selbstgefühls einschließt, und sich die Höheren auch ihrerseits durch den Strom der, damals in unserem Welttheile ziemlich allgemein herrschenden Ideen hatten hinreißen lassen, glaube ich, wenigstens für die Zeit meines Aufenthaltes, mit ziemlicher Ueberzeugung versichern zu können. An allen Gründen zu Klagen über die Dänische Regierung, mochte es der Nation vielleicht nicht fehlen, und das durch den Han-

aus; mehrere Beispiele erwähnt Hr. Eck in seinen Nord. Blättern, Heft 3, S. 303. D. Uebers.

del gewonnene Geld könnte vielleicht im Lande bleiben, wenn nicht theils durch die Studierenden, theils durch die stäten Reisen nach Kopenhagen, die alle, denen es um ein Amt oder um eine Begünstigung des Hofes zu thun ist, oder die Prozesse vor dem höchsten Gerichte haben, machen müssen, große Summen herausgezogen würden. Einem Theile dieser Beschwerden müßte abgeholfen werden, andere hingegen liegen in der Natur der Dinge, und werden vielleicht durch andere Vorrechte aufgewogen. Das Dänische Ministerium sorgt ohne Zweifel mehr als zuvor für die Angelegenheiten des Schwester-Königreichs; und wenn es hierin fortfährt, und dereinst alle Eifersucht, alle Ideen vom Hauptlande und Provinz bei Seite gesetzt werden, so werden vielleicht, je mehr der Anbau und die Blüte Norwegen's zunehmen, alle Keime der Unzufriedenheit in dem letzteren Reiche erstickt werden. — Uebrigens wird durch die Militäreinrichtung auch Norwegen manches kräftigen Einwohners beraubt. —

Friedrichsstadt.

Rückreise nach Schweden.

September 1797.

Nachdem man mehrere Stationen der Hinreise auch auf der Rückkehr wieder zurückgelegt hat, wendet man sich, um über Friedrichsstadt den Swinesund

zu erreichen, rechts; erst fährt man über einige waldreiche, felsichte Berge, kommt einen Landsee vorbei und fährt dann über die beiden Aerme des oben erwähnten Flusses; das erste Mal über eine Brücke, und das zweite Mal, dicht vor Friedrichsstadt, in einer Fähre. Der letzte Arm scheidet die Vorstadt von der eigentlichen Stadt. Sie wird meistens von Kaufleuten bewohnt, die daselbst zugleich ihre Holzhöfe haben. Man erblickt gute Häuser; hier ist der Hauptladungsplatz für die Schiffe. Der Ort ist nur von geringer Bedeutung. Unter den Häusern waren einige von gutem Aussehen. Die Straßen durchkreuzen einander mit rechten Winkeln. Auf dem Markte stehen das Rathhaus und die großen hohen Kasernen von Stein; sonst findet sich noch ein Zeughaus, ein langes niedriges Gebäude und andere Magazine. — Die Kirche steht in der Mitte eines geräumigen Kirchhofs, aber weder ihr Inneres noch ihr Aeußeres verdient gelobt zu werden. An einem Sonntage Morgens besuchte ich den Gottesdienst; die Versammlung war nicht zahlreich, das Abendmal ward aber mit vielem Prunke ausgetheilt. Der Prediger, der vor den Altar trat, ward erst mit einem weißen Chorkleide, hernach mit einem rothen, goldgestickten Meßgewande und einem goldenen und farbigen Kruzifix über dasselbe, bekleidet. Die Festungswerke von Friedrichstadt scheinen gut angelegt, und die Bastionen und verschiedene Außenwerke, selbst jenseits des Flusses, waren mit vielen Kanonen besetzt. Das Fort Kongsteen liegt auf einem niedrigen Felsen, etwa eine Viertelstunde von der Stadt, und hat mit derselben eine unterirdische

Verbindung. Dies und ein anderes, noch weiter entferntes Fort haben jedes seinen eignen Kommandanten, die aber insgesamt unter dem Befehlshaber in der Stadt stehen. In Friedenszeiten beträgt die Garnison, wenn sie vollzählig ist, 100 Mann; die übrige Bevölkerung wird sich nicht viel höher als auf 1200 Seelen belaufen.

Von hier bis nach dem Swinesund sind nur noch zwei Stationen, doch ist der Weg im Ganzen nicht angenehm. Meine Verhältnisse erlaubten mir nicht eine andere Straße aus Norwegen auf der Rückreise zu wählen, als die, worauf ich gekommen war.

Lidköping. Marieſtad.

September. 1797.

Man berührt diese beiden Städtchen auf dem Wege nach Nerike, der längs dem rechten Ufer des großen Wenersees, durch Skaraburg in Westergothland führt. Bald verläßt er jedoch den See, und schon die beiden ersten Stationen bilden einen rechten Winkel um ein Paar Berge, die sich ganz allein an dieser äußersten Spitze des Weners erheben. Sie heißen der Hunen- und der Hallenberg. Der hinterste, der zugleich der größte ist, hat beinahe eine viereckige Gestalt, und scheint nach allen Seiten horizontal hinabzusinken. Der oberste und der unterste Theil der Mauer ist jedoch mit Tannen bedeckt, wäh-

rend die Mitte Basaltsäulen gleicht, und aus aufwärts stehenden Steinmassen gleichsam zusammengesetzt ist. Auf dem andern, der 150 Ellen hoch geschätzt wird, findet man eine zahlreiche Menge kleiner Teiche. Dann folgt eine felsichte, morastige, wenig angebaute und bewohnte Ebene, die nur einmal durch ein ansehnliches Landhaus unterbrochen wird; darauf eine zweite Ebene, freilich fruchtbarer und reicher an Dörfern, doch weder die Häuser noch die Bewohner zeigen Spuren von großer Wohlhabenheit. Neben einem dieser Dörfer steht eine solche Menge von Windmühlen, daß man glauben könnte, nach Saardam versetzt zu seyn, wenn sie nur nicht von der kleinsten und armseligsten Bauart, und statt der Segel, blos mit hölzernen Flügeln versehen wären. Gleich vor der letzten Station fährt man aus einem Tannenwald in die herrliche Ebene bei Skara hinab, und genießt mit einem Male einer fast unbegränzten Aussicht. Links entdeckt man einen kleinen bewachsenen Berg nebst dem Wenersee, vor sich die hohe, allein stehende Kinnekulle, die sich auf beiden Seiten allmälich erhebt, und von hier einen eben so platten Scheitel zeigt, als der Tafelberg auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung. Ein hoher Tannenwald, von älteren Stämmen und schönerem Gewächse, als ich mich in Schweden gesehen zu haben, erinnere, führt bis nahe nach Lidköping. Zur Rechten wird man von einem Flusse begleitet, der durch die Stadt fließt. Das Städtchen hat nur etwa 1000 Einwohner, die sich vom Ackerbau und einigem Landhandel ernähren. Drei Straßen laufen

nach dem Ufer des Wenersees zu. Hier, wie häufig in Schweden, trifft man am Ende der sogenannten Hauptstraße statt des Thores einen Bogen. Der Markt ist groß, zum Mittelpunkt dient demselben ein hölzernes, roth angestrichenes Rathhaus; auch die übrigen Häuser sind roth angemalt. Das Dach besteht aus Rasen, die, wenn sie zu welken anfangen, dem Obertheil des Hauses die Gestalt von Dünen geben. — Eine hölzerne Brücke über den Fluß verbindet die beiden Theile der Stadt; der östliche Theil enthält die wenigsten Häuser, doch ist ihr Aeußeres ein wenig besser; hier steht auch die Kirche. Auf der Brücke und, wenn man Lidköping verlassen hat, noch nachher eine geraume Zeit längs dem Strande, zeigt die Kinnekulle, zwar verkleinert, doch immer ehrwürdig, die kegelförmige, langsam sich erhebende Gestalt des Aetna; und die obere Matte ist hier dem Auge ganz verschwunden. Auch ihre Wurzel erstreckt sich wie die des berühmten Vulkans, erstaunlich weit in der Runde; erst, nachdem man eine lange Zeit durch einen Tannenwald, und dann durch eine offene Gegend, die rechts die fruchtbarsten und angenehmsten Felder, und hier und dort Gebüsch und einige Dörfer zeigt, gekommen ist, fängt man allmälich an, bergauf zu fahren.

Nach und nach wird der Boden nun höher, und man bemerkt, daß man bereits die beiden untersten Stufen der Kinnekulle erklommen hat; doch zeigt sich ihr oberster Scheitel, der ganz mit Wald bewachsen ist, noch immer von fern. Bei dem ansehnlichen Dorfe We-

plana, vor welchem der lagenweise dicht auf einander liegende braune kalkartige Stein, woraus der Berg größtentheils besteht, sich in Massen aufthürmt, liegt etwas seitwärts, hinter einem Tannenwalde Blomsberg, ein Landgut des Grafen Hamilton; das Wirthshaus im Dorfe war so unbeschreiblich schlecht, daß wir bei der Unmöglichkeit, die Nacht durch zu reisen, gezwungen waren, uns auf jenem Gute ein Nachtquartier zu erbitten, oder vielmehr, in Abwesenheit des Besitzers, von den Bedienten zu erkaufen. Das Haus liegt in der Mitte eines Waldes, es ist von Holz und unansehnlich, doch wird es von vier Pavillons umgeben.

Von Westplana führt der Weg nach Mittelplana (noch ein anderes Dorf auf diesem Berge heißt Ostplana) und endlich erreicht man die höchste Spitze, über welche er hingezogen ist; man umfährt während einiger Zeit den eigentlichen Gipfel, auf dem, außer vielen Tannen, auch ein Strich Weideland nebst einigen Hütten befindlich ist. Seine Höhe über den Wener wird auf 150 Ellen geschätzt. Der Weg führt über Heide, dann kultivirten Feldern vorüber, und neben großen Massen von Granit und dem braunen, zwei oder drei Finger dicken Schiefer, woraus die meisten Bauernwohnungen auf dem Berge gebaut sind; und darauf wieder durch Tannenwaldungen; mitunter genießt man treffliche Aussichten über den Busen, der sich aus dem Wener nach Lidköping erstreckt, und auf die jenseitige Küste. Noch ehe man die ganze Höhe des Berges erreicht hat, fährt man bei Helkies, einem Landgute

des Grafen Posse, vorbei, wo er kurz vorher ein neues Wohngebäude aufgeführt hatte, dessen Bauart jedoch nicht sehr zu rühmen ist. So sehr die Natur auch die Anlage von schönen und romantischen Partieen begünstigen würde, so scheint der Geschmack an zierlichen und großen Landsitzen in Schweden noch gar nicht allgemein zu seyn. Wenn man eine ziemliche Zeit hinabgefahren, und sich unten durch einen Wald gearbeitet hat, kommt man durch eine der angenehmsten, abwechselndsten Gegenden, die man sich denken kann. In dem fruchtbaren, etwas hügeligen und stark bewohnten Landstriche trifft man abwechselnd Weide und Kornland, Bäche, allerlei Laubholz, z. B. Eschen, Eichen, Birken und Erlen, die gegen die ewigen Tannen des Berges den auffallendsten Kontrast bilden. Der sinkende Abend verhinderte mich, die letzte Station ganz zu unterscheiden. Sie schien jedoch eine Fortsetzung der vorhergehenden zu seyn, nur daß der Weg nicht weit von Mariestad vor einem Berge vorbeilief, der vollkommen einem langen hohen Damme glich.

Die Wirthshäuser sind in den kleinen Schwedischen Städten häufig besetzt, und in diesem Falle ist man gezwungen, sich anderswo ein Zimmer, wenn auch nur für eine Nacht, aufzusuchen. Ich hatte mich in Mariestad bereits eine geraume Zeit damit beschäftiget, während mein Fuhrwerk auf dem Markte stehen blieb, bis ich endlich ziemlich nach meinem Wunsche ein Unterkommen fand. Als ich von meiner Wanderung zurückkehrte, ward ich im Namen eines Kaufmanns ersucht,

bei ihm abzutreten. Ungeachtet meiner Weigerung, ward ich beinahe gezwungen, das Anerbieten anzunehmen, und es ihm zu überlassen, die gemiethete Stube abzubestellen. Die Zimmer, worein wir jetzt geführt wurden, waren im neuesten Geschmacke, und sogar mit einigem Luxus möblirt; in dem Besitzer des Hauses, der einen blühenden Handel im In- und Auslande trieb, fanden wir einen artigen und gebildeten Mann. Wir hatten des Mittags nicht gegessen, und daher auf eine gute Abendmahlzeit im Wirthshause zu Mariestad gerechnet, und jetzt konnten wir, da man sie uns nicht anbot, mit Anstand darum nicht bitten. Wir mußten uns daher hungrig zur Ruhe begeben, und am andern Tage selbst für unser Frühstück sorgen. Ich war in Verlegenheit, wie ich mich benehmen, und ob ich nach der Rechnung fragen sollte, als der Wirth uns ganz von selbst ein Glas trefflichen Mallaga brachte; ich gerieth dadurch wieder auf den Gedanken, gewissermaßen ein Gast zu seyn, und der Ruf der Schwedischen Gastfreiheit bestärkte mich in dieser Vorstellung. Ich gieng also mit großen Dankſagungen und einem ansehnlichen Trinkgelde an die Aufwärterin, nach dem Wagen, nun ward uns aber im Namen einer alten Tante, die sich immer verborgen gehalten hatte, ein ziemlich hoher Preis für das Nachtquartier abgefordert, worüber jedoch einige Skktionen weiter, wohin der Kaufmann ebenfalls gereist war, durch einen dritten eine Art von Entschuldigung gemacht ward, der den Vorfall auf die Unbeschuldenheit der Tante schob. Uebrigens befindet sich etwa ein Dutzend solcher Kaufleute, die zugleich en gros und

en détail handeln, in der Stadt; die Gemeinschaft des Weners mit Gothenburg ist ihnen äußerst vortheilhaft. Sie besuchen die Jahrmärkte, die hier in der Gegend, sowohl in den kleinen Städten, als auf dem platten Lande, häufig gehalten werden, und verkaufen daselbst Wein, Gewürzwaaren und was sie sonst aus der Fremde erhalten; dagegen senden sie das in den benachbarten Minen gegrabene und in den Fabriken bereits in Stäbe geschmiedete Eisen, das sie entweder unmittelbar aus der ersten Hand zu erhalten wissen, oder auf den Märkten einhandeln, nach Gothenburg. Mariestad liegt neben einem ziemlichen Flusse, der in den Wener fällt, eine hölzerne Brücke führt über denselben gleich außerhalb der Stadt; bei derselben steht das ziemlich lange, aber niedrige Wohnhaus des Statthalters von Skaraborg, der in dem Orte seinen Aufenthalt hat. Hier befindet sich auch ein Gefängniß, und etwas weiterhin hat man ein Erlenholz mit schlängelnden Pfaden zu einer Promenade eingerichtet.

Mariestad ist nicht viel größer als Lidköping, doch etwas besser gebaut. Der Ort besteht aus 2 oder 3 Straßen neben einander, mit einigen Quergassen; in der Mitte befindet sich der viereckige Markt, an einer Seite desselben steht das Rathhaus. Das Städtchen liegt auf dem Abhange eines Hügels, und senkt sich nach der Flußseite hinunter. Die Häuser sind fast alle von Holz, einige von 2 Stockwerken, viele mit Ziegeln gedeckt. Die Zahl der Einwohner

berung im Jahre 1795 998 Personen, die 178 Familien ausmachten.

Oerebro.

September. 1797.

Von hier bis an die Gränzen der Provinz Nerike ist die Gegend bergig und buschig, und hier und da mit fürchterlichen Felsblöcken überdeckt; doch kommen auch mitunter verschiedene fruchtbare und wohl bewohnte Striche, mit reizenden Aussichten vereinigt, vor. Unterwegs kamen wir in ein Dorf, wo gerade Jahrmarkt war; wir fanden nur eine Reihe kleiner Buden in dem Orte, und in dem Wirthshause eine Menge Kaufleute. Die Handelnden und die Landleute, die sich bei solchen Gelegenheiten einfinden, können nicht immer in dem Dorfe bleiben, sondern müssen irgendwo in der Nachbarschaft unterzukommen suchen. Es wird in dieser Gegend auch ein ziemlicher Viehhandel getrieben. Bei dem an einem See gelegenen Dorfe, Bodarne, tritt man in Nerike; hier ist zugleich die Gränze zwischen Westgothland und dem eigentlichen Schweden. In den Feldern entdeckt man viele ältere und neuere Steinhaufen, die in einem Zirkel angelegt sind, und bald aus größeren, bald aus kleineren Stücken bestehen; vermuthlich hat man den Acker dadurch von den überflüssigen Steinen zu befreien gesucht; obgleich man hier sowohl, als auch

einen künstlichen und einen natürlichen Wasserfall, etwa eine halbe Stunde von der Stadt in den Hjelmarrsee. Erst auf dem halben Wege wird er schiffbar, und hier werden die Güter, die man nach dieser Seite versenden will, eingeschifft; man findet daselbst auch Magazine und Werfte. — Das Hospital liegt am Ende der Stadt; es ist ein steinernes, weißangestrichenes Gebäude, das sich durch seine Höhe, und weil es allein steht, hinlänglich von den andern Häusern unterscheidet. Der Arzt, der zugleich Chirurgus ist, wohnt in demselben. In einigen kleinen Zimmern sowohl oben als unten, fand ich anderthalb Dutzend Personen, die theils krank, theils wahnsinnig waren; einige der letzteren hatten den höchsten Grad der Krankheit, und lagen nackt und in Ketten in abgesonderten Ställen, wo die Enge und der Geruch unerträglich waren. Bei den übrigen Kranken kam es mir, trotz einigen Ventilatoren, die bei weitem nicht hinreichend sind, wenig besser vor. Am reinlichsten war es in der Küche und auf dem Boden; in einer hier befindlichen Art von Kirche wird monatlich einmal gepredigt. Man versicherte mich, daß die Stiftung bemittelt sey. *) Der Landshöfding, d. i. der Gouverneur der Provinz, führt die besondere Aufsicht darüber; sonst stehen alle

*) Das Hospital zu Oerebro und das Lazareth sind freilich in Einem Hause, aber verschiedene Institute; ersteres ist blos für Wahnsinnige bestimmt, und hat etwa außer 100 Tonnen Korn, eine jährliche Einnahme von ungefähr 1000 Rthlr. D. Uebers.

Hospitäler des Reichs unter der Verwaltung der Ritter des Seraphinenordens.

Ein gewisser Bagge hat im J. 1785 eine Topographie von Oerebro herausgegeben. Damals befanden sich in dem nördlichen Theile der Stadt 129, in dem südlichen 167 Häuser, die seitdem gewiß vermehrt sind. Die Zahl der Einwohner belief sich im J. 1795 auf 1368 männlichen und 1510 weiblichen Geschlechts, die zusammen 411 Familien ausmachten. — Ehemals befand sich zu Oerebro eine königliche Gewehrfabrik, die gegenwärtig das Eigenthum zweier Privatpersonen ist; weil während meines Aufenthalts nicht darin gearbeitet ward, habe ich sie auch nicht besucht. An jeder Seite des Flusses steht ein dazu bestimmtes Gebäude. Noch waren in einem ganzen Jahre nur 500 Gewehre und eben so viele Bajonette verfertigt, und eine gleiche Anzahl Flinten reparirt. Es befindet sich zu Oerebro ein kleiner Buchladen, eine Buchdruckerei und eine lateinische Schule; bei derselben soll ein in vier Zimmer vertheiltes Archiv für Nerike, d. h. eine Sammlung aller, diese Provinz und die Personen, welche in Beziehung mit ihr gestanden haben, betreffenden Schriften vorhanden seyn. Bagge giebt den Einwohnern 20 eigne Fahrzeuge, wenigstens von 400 Schiffspfund, die 9½ Fuß tief gehen, und zählt etwa 30 Handelsleute. Die Ausfuhr besteht in Eisen, Alaun, Braunroth, Vitriol, Schwefel, Zement und Pottasche, dagegen wird Getraide aller Art, Malz, Salz, trockne Fische u. s. w. in bedeutender Menge eingeführt. —

Die Verschiffung geht zuerst auf die bereits erwähnte Art in den Hjelmar, einen, gegen den Mälar verglichen, kleinen Landsee, dann durch den Kanal bei Arboga und den Fluß, der durch diese Stadt läuft, in den Mälar, bis nach Stockholm. In dem erwähnten Kanal, der noch nicht fünf Viertel Schwedische Meilen lang ist, hat man acht Schleußen aufmauern müssen, die zusammen einen Fall von 41 Ellen haben; um soviel ist der Hjelmar höher als der Mälar. Eine neunte sogenannte Halbschleuße, die man hinzuzufügen gezwungen war, dient bloß zur Ablassung des Wassers, und hat gar keinen Fall. Das Eigenthum über diese Schleusen gehört einer Gesellschaft von Aktionärs, die sich zu Oerebro befindet. Sie wurden im J. 1776 vollendet, und haben über 50,000 Rthlr. gekostet. Die Zahl der Schiffe, die jährlich diesen Kanal befahren, wird in Allem etwa auf 80 gerechnet. — Da der Wener mit der Nordsee und der Hjelmar mit dem Finnischen Meerbusen in Verbindung steht, so ist nur eine Strecke von ein Paar Schwedischen Meilen zu durchgraben übrig, um mitten durch das Reich eine Kommunikation zwischen den beiden Meeren hervorzubringen. Ob aber eine starke Bergkette nicht jeden Versuch der Art sehr erschweren würde, ist eine andre Frage; daß man aber bis jetzt noch nicht ernstlich daran gedacht hat, glaube ich getrost versichern zu können.

Arboga. Köping. Westerås.

September, Oktober. 1797.

Von Oerebro nach Arboga, das, so wie auch Köping, bereits in der Provinz Westermanland liegt, zählt man nur drei Stationen; die erste läuft einige Zeit rund um den Hjelmar; große Felsmassen, etwas Holz, und hin und wieder Felder, auf denen die Wintersaat bereits lustig aufgeschossen war, machten sie sehr abwechselnd. Weiterhin führt der Weg fast immer durch Holz, bis daß man, dicht bei der letzten Station den Fluß, der durch Arboga strömt, passirt, und zugleich einen kleinen Wasserfall und einen Edelsitz entdeckt. Darauf wird die Gegend eben, und man bleibt immer, wiewohl in einiger Entfernung, längs dem Flusse.

Arboga ist eine unbedeutende Stadt; den Einwohnern sollen 24 Schiffe gehören. Der Handel ist, wie der von Oerebro, und beschäftigt ein Paar Dutzend Kaufleute. Arboga hat auch einigen Ruf durch die Tische aus Masern, die hier von allen Farben und Schattirungen verfertigt werden, die ohne die geringste Hülfe des Pinsels dem schönsten Marmor gleich kommen, erhalten. Die Zahl der Einwohner betrug 1795 1550 Seelen, die 244 Familien ausmachten.

Die Verschiffung geht zuerst auf die bereits erwähnte Art in den Hjelmar, einen, gegen den Mälar verglichen, kleinen Landsee, dann durch den Kanal bei Arboga und den Fluß, der durch diese Stadt läuft, in den Mälar, bis nach Stockholm. In dem erwähnten Kanal, der noch nicht fünf Viertel Schwedische Meilen lang ist, hat man acht Schleußen aufmauern müssen, die zusammen einen Fall von 41 Ellen haben; um soviel ist der Hjelmar höher als der Mälar. Eine neunte sogenannte Halbschleuße, die man hinzuzufügen gezwungen war, dient bloß zur Ablassung des Wassers, und hat gar keinen Fall. Das Eigenthum über diese Schleusen gehört einer Gesellschaft von Aktionärs, die sich zu Oerebro befindet. Sie wurden im J. 1776 vollendet, und haben über 50,000 Rthlr. gekostet. Die Zahl der Schiffe, die jährlich diesen Kanal befahren, wird in Allem etwa auf 80 gerechnet. — Da der Wener mit der Nordsee und der Hjelmar mit dem Finnischen Meerbusen in Verbindung steht, so ist nur eine Strecke von ein Paar Schwedischen Meilen zu durchgraben übrig, um mitten durch das Reich eine Kommunikation zwischen den beiden Meeren hervorzubringen. Ob aber eine starke Bergkette nicht jeden Versuch der Art sehr erschweren würde, ist eine andre Frage; daß man aber bis jetzt noch nicht ernstlich daran gedacht hat, glaube ich getrost versichern zu können.

Arboga. Köping. Weſterås.

September, Oktober. 1797.

Von Oerebro nach Arboga, das, ſo wie auch Köping, bereits in der Provinz Weſtermanland liegt, zählt man nur drei Stationen; die erſte läuft einige Zeit rund um den Hjelmar; große Felsmaſſen, etwas Holz, und hin und wieder Felder, auf denen die Winterſaat bereits luſtig aufgeſchoſſen war, machten ſie ſehr abwechſelnd. Weiterhin führt der Weg faſt immer durch Holz, bis daß man, dicht bei der letzten Station den Fluß, der durch Arboga ſtrömt, paſſirt, und zugleich einen kleinen Waſſerfall und einen Edelſitz entdeckt. Darauf wird die Gegend eben, und man bleibt immer, wiewohl in einiger Entfernung, längs dem Fluſſe.

Arboga iſt eine unbedeutende Stadt; den Einwohnern ſollen 24 Schiffe gehören. Der Handel iſt, wie der von Oerebro, und beſchäftigt ein Paar Dutzend Kaufleute. Arboga hat auch einigen Ruf durch die Tiſche aus Maſern, die hier von allen Farben und Schattirungen verfertigt werden, die ohne die geringſte Hülfe des Pinſels dem ſchönſten Marmor gleich kommen, erhalten. Die Zahl der Einwohner betrug 1795 1550 Seelen, die 244 Familien ausmachten.

In einer kurzen Entfernung, durch eine angenehme und sehr volkreiche Gegend von Arboga getrennt, liegt Köping. Obgleich dieser Ort ebenfalls ein Handelsplatz ist, und fast eben so viele Einwohner hat, so übertrifft ihn in Hinsicht der Bauart doch Arboga sehr. Die Hauptstraße wird von einem kleinen Flusse durchschnitten, der in den Mälar fällt, und über den ein Paar Brücken führen. — Von hier fährt man wieder über eine Ebene in kurzer Zeit nach Westerås, der Hauptstadt von Westmanland. Auch sie wird von einem kleinen Flusse durchschnitten, der mit dem Mälar Gemeinschaft hat, über den drei Brücken führen, und der an einer Stelle in der Stadt eine schmale, aber angenehme Kaskade bildet. Die Hauptstraße geht von einem Thore zum andern. Etwa in der Mitte steht der Pallast des Statthalters über die Provinz, ein weißes viereckiges Gebäude, wie das zu Oerebro, obgleich ohne Thürme; es steht aber ganz allein, und ist von Felsklumpen umgeben; der hinter demselben liegende Garten scheint sich durch nichts auszuzeichnen. Darauf folgt eine lange, bereits in den Mälar hineinlaufende Landzunge, mit Magazinen und andern schlechten Gebäuden, und endlich ein hölzerner Kai, woran sechs Schiffe lagen. Vor allem verdient die Kirche gesehen zu werden. Sie ist lang, nicht sehr hoch, mit Kupfer gedeckt und mit einem viereckigen Thurme geziert, dessen oberster Theil einen schönen Obelisk vorstellt. Inwendig trifft man, außer einigen alten Gemälden und gemalten und vergoldeten Hautreliefs, das erst kürzlich seitwärts hinter dem Hauptaltar, hinter einem

elfernen Gitter befindliche Denkmal auf den unglücklichen Erich XIV., dessen Asche in diesem Tempel ruht. Es stellt einen verkürzten und nach allen Seiten schief abgeschnittenen Sarg, aus prächtigem italienischen Marmor, vor, der in Italien selbst verfertigt ist. Das Fußgestell ist von einer schlechtern Marmorart, und die Treppen aus einem röthlichen einheimischen Steine, der nicht den geringsten Glanz hat. Eine sehr glückliche Idee war es, oben auf den Sarg die Krone und das Zepter zu legen, die anfänglich für das Monument seines Bruders und Mörders, des Königs Johann in Upsala bestimmt waren. Es sind, wenn ich nicht irre, dieselben, die der letztere wirklich getragen hat. Auf der gegenüber liegenden Seite der Kirche trifft man noch ein anderes großes Denkmal auf den Reichsmarschall Magnus Brahe, in alter Manier und mit Bildern in Lebensgröße an; es steht jedoch zu hoch. Am Sonntage Morgens ward der Gottesdienst durch eine zahlreiche Versammlung besucht, und selbst des Nachmittags war die Kirche nicht ganz leer. Die Bevölkerung der Stadt wird auf etwa 3000 Seelen geschätzt, *) und darunter zählt man 40 Kaufleute aller Art; sie besitzen 24 Schiffe von 3 bis 400 Schiffspfund, womit sie über die Landseen nach der Hauptstadt handeln. Einige Einwohner haben sogar steinerne Häuser; übrigens ist Westerås den andern Schwedischen Städten gleich, häßlich und schmuzig; sie bietet

*) Für 1795 giebt Ricander 3229 Einwohner, in 540 Familien vertheilt, an. D. Ueb.

überdies einen sehr todten Anblick dar, vermuthlich wegen ihrer weitläuftigen öffentlichen Gebäude. Bejahrte Männer von Ansehen tragen hier, was ich auch hernach in kleineren Städten bemerkte, auf dem Hinterkopfe ein schwarzes Mützchen unter dem Hute. Die Haupttracht der Bürgerfrauen ist, wie in Stockholm, eine weißseidene, in Falten gelegte und mit einem Bande verzierte Kappe, die nach hinten weit hervorsteht, und an den Seiten etwas eingeschnitten ist. Zur Ehre der Bürger muß ich noch bemerken, daß, obgleich ich spät in der Nacht in Westerås ankam, und bereits alles zu Bette, und alle Lichter ausgelöscht fand, alle Hausthüren offen waren, und schwerlich hatte man wol überall die Stubenthüren verschlossen.

Sala.

Oktober. 1797.

Die erste Station von Westerås nach Sala gewährt, nachdem man einen Tannenwald zurückgelegt hat, von dem Rücken eines Berges die herrlichsten Aussichten über eine ausgedehnte, fruchtbare, und sehr volkreiche Gegend, mit einer Menge von Dörfern, Höfen und einzelnen Landhäusern; die zweite ist waldreicher als die vorige, aber doch nicht ganz von reizenden Aussichten entblößt. In dem Gasthofe unterwegs ward, (und dies ist auf dem Lande häufig der Fall in

den Wirthshäusern) das Getränk, das man verlangt, in einem großen silbernen, inwendig vergoldeten Becher überreicht.

Sala ist beinahe ein Viereck, in der Mitte liegt der Markt mit dem Rathhause. Die Straßen sind gerade, aber fast alle Häuser von schlechter Bauart, obgleich sich hier verschiedene wohlhabende Einwohner befinden; einige derselben haben Gärten zur Seite.

Die Silbergrube ist etwa eine halbe Stunde südwestlich von der Stadt entfernt. Man heißt sie Salaberg; obgleich die Höhe nicht nennenswerth und eigentlich nur allmälich durch die ausgegrabenen Steine entstanden ist. Die Gegend umher hat, wenn sie auch nicht zu den allerreizendsten gehört, doch nicht das Oede, das man sonst fast immer in der Nähe von Bergwerken bemerkt. Es stehen hier einige Gebäude und das Haus des Inspektors, nebst einem für sich stehenden unansehnlichen Thurme, dessen Glocke den Arbeitern zum Zeichen dient. Die gegenwärtige Haupt- oder die Königin Christinagrube hat ihren Eingang unter einem bedeckten, aber an den Seiten offenen Gebäude. So weit man sehen kann, geht sie lothrecht hinab; ihr Durchmesser beträgt, wenn ich mich nicht irre, 30 Fuß. Zwei große, in einem Paar Seitenhäusern befindliche, Wasserräder lassen abwechselnd vier Eimer hinauf und hinab, worin die Menschen herunter und nebst dem Erze wieder in die Höhe gezogen werden. Zu meiner Zeit waren jedoch nur zwei Eimer im Gange, weil das eine Rad wegen nothwendiger

Verbesserungen nicht gebraucht werden konnte. Die Arbeitsleute haben in diesem Fuhrwerke nur wenig Platz. Da immer zwei zugleich hinabsteigen, so steht der eine aufrecht und der andere reutet auf dem Rande; so sah ich ihrer zwei mit einem brennenden Holzscheite in der Hand und bei einem geistlichen Liede die Eingeweide der Erde besuchen. Ich fühlte keinen Beruf ihnen zu folgen, da ich das Innere einer Silbermine bereits auf meinen früheren Reisen kennen gelernt hatte. Nachher hat man mich jedoch versichert, daß die Salagrube, ihrer Geräumigkeit und ihrer unterirdischen Kreuzgänge wegen, die Mühe des Hinabsteigens allerdings belohnt. Die beiden Wasserräder bringen die Eimer nur 104 Faden tief. Um weiter zu kommen, müssen erst Pferde herunter gelassen werden. Sie gehen um eine Winde, und lassen dadurch andere Eimer noch einige Klaftern tiefer; die volle Tiefe beträgt 150 Faden, doch verhindert das unten hervorquellende Wasser die Bergleute beständig, so weit hinab zu kommen. Die Arbeiter bleiben sechs Stunden hinter einander unten, und darauf schlafen, essen oder ruhen sie eben so lange, und dies geht ununterbrochen Tag und Nacht fort. Unten sind eine Menge Seitengänge angehauen, von denen einige so breit und hoch sind, daß man gemächlich mit Pferden und Wagen darin fahren kann. Um das Gestein zu sprengen, bedient man sich freilich viel des Pulvers; doch gemeiniglich und mit größerer Wirkung werden große Stücken Holz auf einander gelegt und angezündet; es wallt daher aus dem Eingange der Grube stäts ein unangenehmer Rauch

empor. Unfern von hier liegt die Wasserkunst. Von allen Seiten, mehr als drei Meilen weit, hat man das Wasser in einen gegrabenen Kanal geleitet; zuletzt sammelt es sich in einem schmalen hölzernen Bassin, um zwei grosse Wasserräder von 21 Ellen im Durchmesser umzudrehen. Sie setzen die Röhren in Bewegung, durch die das Wasser in die Höhe gepumpt und durch eine Rinne in den eben erwähnten Kanal geleitet wird. Die Oeffnung ist schmal, und wenn an den Maschinen etwas zu machen ist, steigt man auf Leitern von Absatz zu Absatz hinab.

Etwas weiter liegt noch eine andere Grube, die ebenfalls im Gebrauche ist, sie ist aber nur 50 Faden tief, und die Oeffnung nicht so weit, wie die der ersteren; die Eimer werden nicht durch Wasserräder, sondern durch eine vom Pferden gedrehte Winde hinab und hinaufgelassen. Zwischen beiden Gruben entdeckt man eine regelmässige viereckige Aushölung in der Erde, die ziemlich tief und ausgedehnt ist; in den Winkeln und den Seitenmauern dieser Vertiefung zeigen sich die Gruben, die zur Zeit des ältern Sture bearbeitet wurden, als kleine Hölen. Endlich werden dem Fremden in einem Nebenzimmer in der Wohnung des Aufsehers (das den Bergleuten zugleich zum Betsaal dient, und worin jährlich viermal gepredigt wird) die Eimer gewiesen, in welchen Karl XI. und seiner seiner Excellenz in die Grube hinunter gelassen wurden, nebst dem Bilde des Monarchen, und einigen Mineralien. Die Hütten, worin das Erz bearbeitet wird, liegen auf

einer andern Seite, etwa eine Viertelstunde von der Stadt; es liegt dabei eine Kirche und mehrere Häuser, doch wohnen die Leute, die in den Gruben und Hütten arbeiten, in einem Umfange von Dreiviertelmeilen zerstreut. Der Unterdirektor hat daselbst seine Wohnung. Das Verfahren in der Bearbeitung ist in den meisten Stücken dem auf dem Harze üblichen gleich. Von der schlechtesten Art des gestoßenen und gereinigten Erzes, dem Schwefelkies zugesetzt werden muß, giebt der Zentner, nachdem er 6 Stunden auf Holzkohlen geschmolzen ist, vier Loth Silber; die übrigen Arten bedürfen eines solchen Zusatzes nicht, doch keine derselben giebt mehr als zehn Loth. Das durch die erste Schmelzung herausgebrachte gewonnene Metall wird abermals geläutert, um vom Schwefel befreit zu werden. Dies geschieht in einem zweiten, ebenfalls durch Holzkohlen geheizten Ofen, und dadurch werden alle übrigen fremden Theile bis auf das Blei vom Silber geschieden. Um auch diese letzten Metalle abzusondern, gießt man das Erz in Zylinder, die mitten durchgeschnitten, und jeder zwei Fuß groß sind, und wirft es in einen dritten, mit Holz gewärmten Ofen. Auch hier hat sich durch die Menge der weggeworfenen Stücke eine Art von Erhöhung gebildet. Theils bei den Hütten, theils in Scala erhielt ich nach folgende, das Bergwerk betreffende, Nachrichten. Die Krone hat es der Stadt überlassen, und in 180 Theile getheilt. Um einen solchen Theil zu erhalten, muß man eine Wohnung in der Stadt von 25 Ellen im Quadrat, außer vier Tonnen Weide, vier Tonnen Acker-

auf der Tonne Wieseland besitzen. Es ist bekannt, daß das Land in Schweden sowohl, als in Dänemark nach den Tonnen der Aussaat gemessen wird. *) Jeder Besitzer eines solchen Eigenthums muß etwa halbjährig im Jahre eine Fuhre Erz, das bei den Gruben bereits ausgesucht ist, nach den Hütten bringen; der reine Gewinn davon ist, nach Abzug aller Kosten, jährlich etwa dreißig Rthlr. Die Krone bekömmt den zehnten Theil von allem Silber, das die Mine giebt; gegenwärtig rechnet man es auf 2600 bis bis 2700 Mark, die ungefähr achtmal so viele Reichsthaler ausmachen. Wenn man das Erz, das die Arbeiter aus den, in Zeiten, als die Gruben reicher waren, weggeworfenen Steinen (die noch ziemlich viel Silber enthalten), schmelzen, rechnet, so kann man die gesammte Ausbeute wol auf 3000 Mark schätzen; sie bekommen für das Fuder acht Schillinge, an die Krone werden davon keine Zehnten gegeben. Um jedoch die Zehnten von dem angegebenen Ertrag, die kaum 2100 Rthlr. ausmachen, nicht zu verlieren, überläßt sie der Gesellschaft die Abgaben von 12 Dörfern, die auf 8000 Rthlr. gerechnet werden. Um also die Grube im Gange zu erhalten, und den 490 Arbeitsleuten, die hier ihren Unterhalt finden, nicht ihren Erwerb zu

*) Nur ist eine Tonne Korn in Schweden (= 4 Scheffeln) noch einmal soviel als eine Tonne Hartkorn in Dänemark (= 2 Scheffeln); es ist daher eine Tonne Land in Schweden 56,000 □ Fuß, in Dänemark nur 28,000 □ Fuß groß. D. Ueb.

zweite Station. Wenn man den Thalfluß zurückgelegt hat, kommt man zu dem Städtchen Hedemora; der Weg läuft durch die Vorstadt, die durch ein Thal von der eigentlichen Stadt getrennt wird; eine gute Kirche und das Rathhaus sieht man über die anderen Gebäude hervorragen; auch in der Vorstadt stehen hier und da ziemlich gute Häuser. Darauf fährt man fast anderthalb Meilen über den Rücken eines Berges, an dessen Seiten man, freilich ziemlich unregelmäßig, See an See erblickt; einer unter demselben dehnt sich besonders in eine ansehnliche Länge aus. Jede Minute wechseln die Aussichten. In den offenen Gegenden trifft man überall eine Menge Höfe und auf dem Felde überdies noch viele Hütten, theils für das Vieh, theils zur Wohnung; nur auf den Stationen kommt man zu Dörfern, wo die Wirthshäuser besser, als in verschiedenen andern Theilen des Reichs sind.

Das letzte Dorf Strand liegt wieder an dem Ufer eines Landsees, der mit einem noch größeren Gemeinschaft hat, um den man auf einem bergichten und beinahe ganz waldigen Weg nach Fahlun fährt. Bereits in der Ferne sieht man über Wallekarlien's Hauptstadt den ewigen Schwefeldampf herabhängen, ehe man noch im Stande ist, den Ort selbst zu entdecken, der nicht viel früher sichtbar wird, als bis man dicht vor demselben den Berg hinabfährt. Die Stadt liegt in einem breiten, aber nicht sehr fruchtbaren Thale. Die Berge, die sie umringen, sind hinter dem Kupfergebirge, das man für einen einzelnen Berg ansehen muß,

am höchsten. Die Hauptstraße, die eine ansehnliche Länge hat, läuft an der Ostseite eines kleinen, aus einem unbeträchtlichen Landsee etwa 20 Minuten oberhalb der Stadt entspringenden Flusses, der hernach in den ehen erwähnten größeren südlichen See fällt. Die vorzüglichen Häuser in Falun stehen fast allein an der Hauptstraße, aber diese zeugen im Ganzen auch von einem bessern Geschmack, als in sehr vielen Schwedischen Städten; viele unter denselben sind von Stein und gelbgrau gestrichen. Dem großen Markte dient das Rathhaus, mit einer Façade von 15 Fenstern zu einer wirklichen Verschönerung. Seit kurzem hatte man in demselben drei Zimmer für Fremde eingerichtet; sie waren in der That im elegantesten Geschmacke dekorirt, und die Wände mit guten Arabesken gemalt. Ich hatte das Vergnügen, sie bei meiner Ankunft unbesetzt zu finden. Auch die Kirche steht am Markte. Der Statthalter über die Provinz hat seine Wohnung ebenfalls in diesem Theile des Orts, sie fällt jedoch nicht sehr ins Auge; die übrige Stadt liegt jenseits des Flusses, über den verschiedene kleine Brücken führen, und besteht nur aus niedrigen, räuchrichten Hütten, ohne Ansehen mit hölzernen Dächern; und gegen Norden aus einigen Schmelzöfen. Zwischen der Stadt und der Kupfergrube, die noch einige Minuten westlicher liegt, geht man über ganze Gebirge von ausgebrannten Schlacken, und neben verschiedenen Steinhaufen, unter denen man das Kupfer ausdampfen läßt. Alles, vorzüglich der unerträgliche Schwefeldampf, erinnert hier den Fremden, besonders wenn

er jemals Italien besucht hat, an die Solfatara und er glaubt über die Lava des Vesuvs zu wandeln. Nicht bei der Grube hat der Direktor ein ansehnliches Wohnhaus mit einem Thurm und Seitenflügeln, das der Falunschen Gesellschaft gehört. In einem Zimmer desselben wird der Grubenrath gehalten; hier hängen, außer den Bildnissen Karls XI. und einigen andern hohen Beförderern des Werks, auch ein Paar Gemälde von dem Innern der Grube; eins stellt den Augenblick vor, worin Gustav III. unten einige Privilegien zum Besten des Bergwerks unterzeichnet. Dicht vor dem Hause zeigen sich zwei große Schlünde, die über 200 Fuß tief, aber von ungleicher Länge und Breite sind; sie laufen beinahe lothrecht hinab, und sind mit Felsenmauern versehen, die bisweilen bei schweren Regengüssen einstürzen; die Mauer des größten läßt an der einen Seite wirklich einen baldigen Einsturz befürchten. Die meisten Gruben öffnen sich auf dem Boden des größeren Abgrundes, und man schätzt die ganze Tiefe, von der Oberfläche des Berges angerechnet, gegenwärtig beinahe auf 200 Klaftern. Nachdem ich die Bergmannstracht angelegt hatte, stieg ich auf einer hölzernen Treppe, die im Zickzack an der Mauer hinunter führt, in den größten dieser offenen Schlünde hinab; zwei Bergleute, die sich mit einer Menge brennender Holzscheite versehen hatten, giengen voraus. Er hat eine beinahe ovale Gestalt, und seine Länge soll 600 Fuß betragen. An beiden Seiten hat man hölzerne Gerüste angebracht, um das Erz hinauf zu ziehen. In einen Ecke dieses Schlundes ward ich

zu einem Schacht, und dann auf eine ziemlich einförmige Weise, durch sehr bequeme, in den Stein gehauene Gänge, die 7 bis 10 Fuß hoch, und 3 Fuß breit sind, noch unten geführt; wo es allmälich hinabgieng, waren Bretter gelegt, wo es steiler war, hatte man sehr bequeme Treppen von Holz angebracht. Ich fand es hier, eine einzige Stelle, wo Zug und Luftkanäle waren, ausgenommen, im Ganzen sehr warm, wozu auch mal die Glut der Holzfackeln in den engen Gängen das ihrige beitrug. Hier und dort durchkreuzen sich verschiedene dieser Gänge. An einigen Stellen hat man das Gewölbe durch einen, aus Backsteinen gemauerten Bogen unterstützen, auch alte Löcher und Gänge, theils mit großen Fels-, theils mit Backsteinen zumauern müssen. Hier und dort sieht man auch sogenannte Säle, die jedoch von keiner bedeutenden Größe sind. Da es Montag war, arbeiteten eben nicht viele Leute in der Grube. Einige, die nur in der Mitte des Körpers bedeckt waren, beschäftigten sich, mit einem Hammer und Nägeln Löcher zu bohren, um das Pulver hinein zu thun; nicht sowohl um dadurch das Erz zu sprengen, sondern bloß, um sich den Weg zu einer neuen Ader zu bahnen; denn in der erstern Absicht zündet man hier, wie zu Sala, des Sonnabends ein Feuer an, das den ganzen Sonntag über brennt; da die Flamme, und nicht die Glut die Wirkung thut, so muß man Holz dazu gebrauchen, Kohlen würden nichts ausrichten; die Zersprengung des Steins aber kann nur durch Pulver bewirkt werden. Das herausgebrachte Kupfererz lag in Stücken; man war im

Begriffe, sie von einer gewissen Höhe herunter zu werfen. An einer engen Stelle tröpfelte viel Vitriol in grünen Stücken oder Fäden, einige wol von ein Paar Fuß, oben von den Steinen hinab, und hieng an denselben. Ich stieg etwa 700 Fuß, die ganze Grube ist 1150 Fuß tief. Es war nicht nöthig, weiter zu gehen, da die Gegenstände dieselben blieben. Unten hörte ich bisweilen Steine springen, es gab aber nur einen dumpfen Laut; indessen soll es auf einer bestimmten Stelle einen fürchtbaren Wiederklang geben. In der ganzen Mine schien mir übrigens nichts so große Aufmerksamkeit zu verdienen, als ein Ort, wo man in einer Reihe großer Fächer und Oeffnungen eine Mühle findet, die durch Pferde in Bewegung gesetzt wird, und die Tröge mit dem Erze durch einen ungeheuern Schornstein in die Höhe windet. Hier ist auch der Stall befindlich, in dem die Pferde vom Montag bis zum Sonnabend stehen (vordem pflegten sie beinahe das ganze Jahr zu ruhen); nebenbei hat der Aufseher seine Hütte, eine Bank mit etwas Stroh zum Kopfkissen, machte sein Lager und sein ganzes Ameublement aus. Seine Art, das Feuer zu unterhalten, war einfach genug; er legte einen Balken von 30 Fuß in die Flamme, und so wie er oben abbrannte, schob er ihn weiter hinein. Man sieht hier auch den Mechanismus der unterirdischen Wasserpumpen, die sich ziemlich in die Länge erstrecken, und endlich den sogenannten Rathsaal, der in einer runden, mit Holz getäfelten Höle besteht; in der Mitte sind der Tisch und die Bänke wie ein Hufeisen gesetzt. Oben hängt eine

Stone, die mit einigen Lichtern erhellt wird. Man braucht etwa vier Stunden, um alles zu durchlaufen. Es war in der That eine wichtige Unternehmung, alles, was man in dieser Grube zu Stande gebracht hat, auszuführen, doch ist der Eindruck, wenn man mehrere Anlagen der Art gesehen hat, nicht ungewöhnlich imposant. Die Arbeiter können täglich 20 bis 26 (auch wohl noch mehr) Schwedische Schillinge verdienen. *) Als ich aufs Neue dem Sonnenlichte zurückgegeben war, gieng ich oben noch um die Schlünde herum, von denen der kleinere ganz verlassen ist. Neben demselben trifft man noch einen kleinern und niedrigern, der kaum mitgezählt wird. Hier sieht man ferner drei Wassermaschinen von der Art, wie sie zu Gala, doch sind sie in einigen Stücken verschieden. Die Löcher, aus denen das Erz in Trögen hervorgezogen wird, zeigen sich oben an mehreren Stellen. Die Menschen bedienen sich dieser Ausgänge niemals, außer in dem traurigen Falle, daß Jemand hinuntergestürzt ist. Man hat auch Vitriolpfannen in der Gegend angelegt, worin sich dieser Stoff an den Spitzen viereckigter Eggen, wie Kandiszucker krystallisirt.

Nachdem die Stücke ausgesucht sind, werden sie kalzinirt oder geschmolzen, um den Schwefel abzudünsten

*) Sie müssen die Materialien und die Geräthschaften größtentheils selbst halten, dann werden sie entweder nach Klaftern oder den losgearbeiteten Tonnen Erz bezahlt.
D. Ueb.

Begriffe, sie von einer gewissen Höhe herunter zu wer-
fen. An einer engen Stelle tröpfelte viel Vitriol
in grünen Stücken oder Fäden, einige wol von ein
Paar Fuß, oben von den Steinen hinab, und hieng
an denselben. Ich stieg etwa 700 Fuß, die ganze
Grube ist 1150 Fuß tief. Es war nicht nöthig, weiter
zu gehen, da die Gegenstände dieselben blieben. Unten
hörte ich bisweilen Steine springen, es gab aber nur
einen dumpfen Laut; indessen soll es auf einer be-
stimmten Stelle einen fürchtbaren Wiederklang geben.
In der ganzen Mine schien mir übrigens nichts so
große Aufmerksamkeit zu verdienen, als ein Ort, wo
man in einer Reihe großer Fächer und Oeffnungen eine
Mühle findet, die durch Pferde in Bewegung gesetzt
wird, und die Tröge mit dem Erze durch einen unge-
heuern Schornstein in die Höhe windet. Hier ist auch
der Stall befindlich, in dem die Pferde vom Montag
bis zum Sonnabend stehen (vordem pflegten sie bei-
nahe das ganze Jahr zu ruhen); nebenbei hat der
Aufseher seine Hütte, eine Bank mit etwas Stroh
zum Kopfkissen, machte sein Lager und sein ganzes
Ameublement aus. Seine Art, das Feuer zu unter-
halten, war einfach genug; er legte einen Balken von
30 Fuß in die Flamme, und so wie er oben abbrannte,
schob er ihn weiter hinein. Man sieht hier auch den
Mechanismus der unterirdischen Wasserpumpen, die
sich ziemlich in die Länge erstrecken, und endlich den soge-
nannten Rathsaal, der in einer runden, mit Holz ge-
täfelten Höle besteht; in der Mitte sind der Tisch und
die Bänke wie ein Hufeisen gesetzt. Oben hängt eine

Krone, die mit einigen Lichtern erhellt wird. Man braucht etwa vier Stunden, um alles zu durchlaufen. Es war in der That eine wichtige Unternehmung, alles, was man in dieser Grube zu Stande gebracht hat, auszuführen, doch ist der Eindruck, wenn man mehrere Anlagen der Art gesehen hat, nicht ungewöhnlich imposant. Die Arbeiter kösten täglich 10 bis 16 (auch wohl noch mehr) Schwedische Schillinge Vergiemen. *) Als ich aufs Neue dem Sonnenlichte zurückgegeben war, gieng ich oben noch um die Schlünde herum, von denen der kleinere ganz verlassen ist. Neben demselben trifft man noch einen kleinern und niedrigern, der kaum mitgezählt wird. Hier sieht man ferner drei Wassermaschinen von der Art, wie sie zu Sala, doch sind sie in einigen Stücken verschieden. Die Löcher, aus denen das Erz in Trögen hervorgezogen wird, zeigen sich oben an mehreren Stellen. Die Menschen bedienen sich dieser Ausgänge niemals, außer in dem traurigen Falle, daß Jemand hinuntergestürzt ist. Man hat auch Vitriolpfannen in der Gegend angelegt, worin sich dieser Stoff an den Spitzen viereckigter Eggen, wie Kandiszucker krystallisirt.

Nachdem die Stücke ausgesucht sind, werden sie kalzinirt oder geschmolzen, um den Schwefel abzudünsten

*) Sie müssen die Materialien und die Geräthschaften größtentheils selbst halten, dann werden sie entweder nach Klaftern oder den losgearbeiteten Tonnen Erz bezahlt.

D. Ueb.

zu lassen, wie ich bereits im Vorbeigehen gesagt habe. Dies geschieht überall in der umliegenden Gegend unter freiem Himmel, und bereits auf der letzten Station war man damit beschäftigt. Man macht kleine Haufen davon, worunter Holz gelegt wird, und zündet sie an. Der Dampf, vereinigt mit dem, den die in der Stadt selbst zerstreuten Schmelzöfen empor senden, ist Schuld, daß Falun und alle Oerter umher, in die aller unangenehmste schwefelichte und kupfrichte Atmosphäre gehüllt sind. Die untergehende Sonne, die gegen den Rauch schien, ertheilte ihm eine helle grüne Farbe; alles ist in diesen Gegenden schwarz.

Die Gesellschaft, der das Falunsche Bergwerk gehört, besteht aus den Eigenthümern von 1200 Loosen, deren jedes gegenwärtig auf 250 Rthlr. geschätzt wird. Man hat mich versichert, daß der jährliche reine Gewinn sehr ungleich, bisweilen nicht höher als zwei, bisweilen 50 Rthlr. sey. *) Die Aktien waren in 16 Klas-

*) Von 1766 bis 1796 gab die Grube im Durchschnitt in allen Quinquennien 25,600 Sh.; von 1796 bis 1800 wurden aber nur 17,855 Sh. gewonnen; 1801, 3927 Sh. 5 Sh. 2 Pf.; 1802, 4873 Sh. 1 Sh. 3 Pf. Ueberdies erhält man jährlich 2 bis 300 Dukaten Gold, 4 bis 500 löth. M. Silber, 100 bis 150 Mrk. Blei, 6 bis 800 Tonnen Vitriol, 1000 Tonnen Braunroth, 20 bis 30 Schpf. Schwefel, einige Zentner Salzburger Vitriol, und 15 bis 20 Sh. Kupfer aus den Mineralwassern der Grube. Eine kurze, aber deutliche und erschöpfende Beschreibung von allen, Falun und die Kupfergruben betreffenden Gegenständen liefert:

sen getheilt. Einige Besitzer behandeln dieselben bloß in der Eigenschaft einer Waare; andere hingegen schmelzen ihr eigenes Erz und das ihrer Mitassozirten, das sie aufkaufen, sowohl zu Falun selbst, als in der Gegend, bis zu einem solchen Grade, daß es zu Awestad weiter bearbeitet werden kann. Aus diesem Grunde wird alles Erz, das der Berg liefert, große und kleine Stücke durch einander, in gewissen viereckigen Abtheilungen, ungefähr von gleicher Größe, auf dem Boden ausgebreitet; das Loos bestimmt, wem jede zufallen soll. Diejenigen, die nicht selbst schmelzen, verkaufen nun ihre Haufen für einen, zwei oder mehrere Reichsthaler, nach Verhältniß ihres inneren Werthes, an die übrigen. Ein Mann, der die Sache vollkommen kannte, hat mich versichert, daß, wenn man keine neue Adern entdeckt, die Grube nur noch ein halbes oder ganzes Jahrhundert zu bearbeiten seyn würde. Vor einiger Zeit war sie inwendig in Brand gerathen, der Schwefelkies (Pyrit) hatte sich nämlich selbst und hernach das Holzwerk angezündet; verschiedene Wochen dauerte das unterirdische Feuer; um es zu löschen, wußte man kein anderes Mittel, als ihm allen Luftzug abzuschneiden. Der hiesige Direktor hat übrigens mehrere Beamte unter sich, auch hat hier ein Berggericht seinen Sitz. In der Grube arbeiteten etwa 600 Menschen, und wenn man die Schmelzereien

Kort beskrifning öfver Staden Falun och stora Kopparbergsgrufvan, med Kartor och Vuer, af *C. Linderberg*. Stockholm, 1804. 8.

D. Uebers.

zu lassen, wie ich bereits im Vorbeigehen gesagt habe. Dies geschieht überall in der umliegenden Gegend unter freiem Himmel, und bereits auf der letzten Station war man damit beschäftigt. Man macht kleine Haufen davon, worunter Holz gelegt wird, und zündet sie an. Der Dampf, vereinigt mit dem, den die in der Stadt selbst zerstreuten Schmelzöfen emporsenden, ist Schuld, daß Falun und alle Oerter umher, in die aller unangenehmste schwefelichte und kupfrichte Atmosphäre gehüllt sind. Die untergehende Sonne, die gegen den Rauch schien, ertheilte ihm eine helle grüne Farbe; alles ist in diesen Gegenden schwarz.

Die Gesellschaft, der das Falunsche Bergwerk gehört, besteht aus den Eigenthümern von 1200 Loosen, deren jedes gegenwärtig auf 250 Rthlr. geschätzt wird. Man hat mich versichert, daß der jährliche reine Gewinn sehr ungleich, bisweilen nicht höher als zwei, bisweilen 50 Rthlr. sey. *) Die Aktien waren in 16 Klas-

*) Von 1766 bis 1796 gab die Grube im Durchschnitt in allen Quinquennien 25,600 Sh.; von 1796 bis 1800 wurden aber nur 17,855 Sh. gewonnen; 1801, 3927 Sh. 5 Sh. 2 Pf.; 1802, 4873 Sh. 1 Sh. 3 Pf. Ueberdies erhält man jährlich 2 bis 300 Dukaten Gold, 4 bis 500 löth. M. Silber, 100 bis 150 Mrk. Blei, 6 bis 800 Tonnen Vitriol, 1000 Tonnen Braunroth, 20 bis 30 Schpf. Schwefel, einige Zentner Salzburger Vitriol, und 15 bis 20 Sh. Kupfer aus den Mineralwassern der Grube. Eine kurze, aber deutliche und erschöpfende Beschreibung von allen, Falun und die Kupfergruben betreffenden Gegenständen liefert:

sen getheilt. Einige Besitzer behandeln dieselben bloß in der Eigenschaft einer Waare; andere hingegen schmelzen ihr eigenes Erz und das ihrer Mitassoziirten, das sie aufkaufen, sowohl zu Falun selbst, als in der Gegend, bis zu einem solchen Grade, daß es zu Awestad weiter bearbeitet werden kann. Aus diesem Grunde wird alles Erz, das der Berg liefert, große und kleine Stücke durch einander, in gewissen viereckigen Abtheilungen, ungefähr von gleicher Größe, auf dem Boden ausgebreitet; das Loos bestimmt, wem jede zufallen soll. Diejenigen, die nicht selbst schmelzen, verkaufen nun ihre Haufen für einen, zwei oder mehrere Reichsthaler, nach Verhältniß ihres inneren Werthes, an die übrigen. Ein Mann, der die Sache vollkommen kannte, hat mich versichert, daß, wenn man keine neue Adern entdeckt, die Grube nur noch ein halbes oder ganzes Jahrhundert zu bearbeiten seyn würde. Vor einiger Zeit war sie inwendig in Brand gerathen, der Schwefelkies (Pyrit) hatte sich nämlich selbst und hernach das Holzwerk angezündet; verschiedene Wochen dauerte das unterirdische Feuer; um es zu löschen, wußte man kein anderes Mittel, als ihm allen Luftzug abzuschneiden. Der hiesige Direktor hat übrigens mehrere Beamte unter sich, auch hat hier ein Berggericht seinen Sitz. In der Grube arbeiteten etwa 600 Menschen, und wenn man die Schmelzereien

Kort beskrifning öfver Staden Falun och stora Kopparbergsgrufvan, med Kartor och Vuer, af *C. Linderberg*. Stockholm, 1804. 8.

D. Uebers.

in der Stadt mitrechnet, beschäftigt das Kupfer etwa 1000 Personen. Die Einwohner von Falun mit seinen Umgebungen wurden auf 6000 Seelen geschätzt. *)

Das Gesicht der Thalmänner, besonders in diesem Theile des Landes, hat eine ziemlich einförmige Rundheit und Plattheit; sie werden nicht sehr groß; auch die Weiber sind durchgehends rund und dick; es schien mir nicht, als wenn man viele Schönheiten bei ihnen finden würde; die Tracht der Bäuerinnen besteht häufig in einer Jacke aus Schaffell; einige hatten rothe, andere gelbe Strümpfe. Auch hier war das schwarze Käppchen bei bejahrten Leuten gebräuchlich, und ein Prediger, der es auch auf der Kanzel trug, erinnerte mich sehr lebhaft an die Abbildungen der alten Reformatoren und der Lehrer aus dem sechszehnten Jahrhunderte. Die Kirche fand ich, nach Verhältniß der Bevölkerung, nicht stark besucht, und gegen die Gewohnheit Teutschlands und des Nordens war sie des Nachmittags lediger, als des Morgens. Die Sprache weicht ziemlich von dem gewöhnlichen Schwedischen ab, und ich hatte in diesen Gegenden mehr Mühe, als sonst, zu verstehen und mich ver-

*) In Falun und Säter rechnet Nicander für 1795 zusammen nicht mehr als 4542 Einwohner, in 1012 Familien vertheilt. Im J. 1804 befanden sich in Falun allein 135 Bürger, von denen 31 Handlung, und 104, die 55 Gesellen und 77 Lehrlinge beschäftigen, Gewerbe trieben. C. Linderberg. S. 9. D. Ueb.

ständlich zu machen. *) Uebrigens, um von der bekannten Tapferkeit der Thalmänner und ihrer patriotischen Treue und Königsliebe, wovon Gustaf III. so meisterhaft Gebrauch zu machen wußte, nicht zu sprechen, bemerke ich nur noch, daß man in vielen Hinsichten unter dem Volke eine Art von Bonhommie und natürlicher Güte findet, die sich in anderen Theilen des Reichs, bei aller Freundlichkeit, die der Schwede, wenn er will, vortrefflich annehmen kann, nicht immer findet. Bei unseren Spaziergängen um die Stadt z. B., wurden wir häufig von den Landleuten angeredet, und beinahe mit Sizilianischer

*) Am meisten wird die Thal- (d. i. die noch nicht ausgeartete altgermanische) Sprache in Elfdal, Mora und Orsa, doch in jedem Kirchspiele nach einem ganz anderen Dialekte, der selbst in den einzelnen Dörfern variirt, geredet; in den übrigen Gegenden, und in dem Bergdistrikte herrscht eine vermischte Sprache, Berglagsmålet genannt, die sich der gewöhnlichen Schwedischen sehr nähert. In dem westlichen Thallande, das an Norwegen gränzt, hört man ebenfalls eine, durch den Umgang mit Fremden ausgeartete Mundart; ihm ist eine sonderbare Buchstabenversetzung eigen; so sagen sie z. B. statt gjöra (thun) ragjo, lata statt tala, reden. Die Sprache der Dalekarlier ist männlicher als die Schwedische, und weit reicher an Gutturalbuchstaben und Diphthongen. Weitläufigere Nachrichten nebst prosaischen und poetischen Sprachproben finden sich in folgender, mit großem Fleiße verfaßten Abhandlung: historiola linguae Delecarlicae, a *Reinh. Näsmann.* Upsalae, 1733. 74 S. 4. Das Wörterbuch, das der Verf. am Ende zu liefern verspricht, ist nicht erschienen. D. Ueb.

Neugierde ausgefragt. Von den mittleren und höheren Klassen kann ich jedoch eine gleiche Zuvorkommenheit nicht rühmen. Ueberdies werden die Thalmänner für die betriebsamsten unter den Einwohnern aller Schwedischen Provinzen gerechnet.

Wenn man von Falun ostwärts den Weg nach Gefle nimmt, bleibt man während zweier Stationen in Dalekarlien. Die erste derselben wird, sobald man aus einem Tannenwalde herauskommt, von bezaubernder Abwechselung; die schönsten Berge und Thäler, offene Gegenden, eine Reihe von Seen, blühende Fluren, die stäte Schattirung der dunkelgrünen Tannen mit dem helleren Grün der Erlen und Linden, und dem Oktobergelb der Birken und Pappeln, dann die starke Bevölkerung, — es zeigten sich bisweilen Dörfer von 20, 30 bis 50 Häusern, außer sehr vielen einzelnen Gebäuden, unter denen einige, die wohlhabendern Besitzern gehörten, roth angestrichen waren — verbunden mit dem köstlichsten Herbstwetter, machten mir die Reise auf dieser Station zu einem wahren Vergnügen. Die folgende ist sehr bergicht, und führt beinahe ganz durch einen Tannenwald; nur einmal kommt man durch ein offenes, entzückend schönes Thal mit einer Kirche, die man, wegen der Größe der Sprengel, nur selten trifft. Uebrigens weideten hier eine Menge Ziegen.

Gefle.

Oktober 1797.

Gefle ist die Hauptstadt von Gestrikland; von Dalekarlien's Gränzen führen noch drei Stationen dahin, die ganz mit Tannen besetzt sind. Im Anfange ist die Gegend ein wenig offener, doch weder fruchtbar, noch angenehm, und der Boden sehr steinig. Unter andern zeigten sich auf demselben eine Menge blutrother Kiesel. Die Einwohner der zweiten Station sind in dem, etwa anderthalb Schwedische Meilen davon entfernten, heiteren Dorfe Ofvansjö, wo man zuerst Pferde wechselt, eingepfarrt. Uebrigens trifft man auf diesem Wege auch viele Sümpfe. Die Tannenwälder ausgenommen, ist die Bevölkerung noch ziemlich, obgleich man bei weitem nicht so viele Dorfschaften als im Thallande erblickt. Auf der letzten Station passirt man an zwei Stellen über den Strom, der durch Gefle fließt. Er theilt darauf die Stadt, diese gefälligste, die ich bis jetzt in Schweden gesehen hatte, in zwei sehr ungleiche Theile, und hernach sich selbst in zwei Arme, die eine Insel umgeben, und sich beide, etwa eine halbe Meile von hier, in einen Busen des Bothnischen Meerbusens ergießen. Der größte Theil der Stadt liegt an dem linken oder nördlichen Ufer des kleinen Flusses, und ist ziemlich regelmäßig gebaut. Das Rathhaus auf dem großen Markte ist von Steinen, weiß angestrichen, mit

einem Thurm versehen, und für eine Provinzialstadt in der That außerordentlich schön. Man trifft hier überdies auch verschiedene andere schöne Häuser, entweder ganz oder halb massiv. Auch der Kai, der sich längs dem Flusse erstreckt, macht in diesem nördlichen Theile der Stadt eine schöne Partie, es stehen nicht nur verschiedene gute Häuser und Magazine an demselben, sondern er hat überdies die Aussicht auf das Schloß des Statthalters, und weiterhin auf die Insel. Hier führen ein Paar schöne Brücken über den Strom, überdies verbinden noch einige kleinere Brücken die drei Theile der Stadt mit einander. Dem südlichen Theile von Gefle dient das viereckige Schloß des Gouverneurs zu einer nicht geringen Zierde; an der Wasserseite hat es eine Terrasse, nach der Straße einige Hekken und hinten einen großen Baumgarten; das Ganze wird von einem grünen eisernen Gitter zwischen steinernen Pfosten eingeschlossen; der Eingang ist besonders hoch und schön, und die Aufschrift zeigt an, daß die Besitzer der Eisenschmieden des Distrikts das Gitter vor einigen Jahren dem damaligen Gouverneur verehrt haben. Die Insel zwischen den beiden Armen des Flusses macht den dritten Theil der Stadt aus; der auf der linken Seite wird nur von ganz unbedeutenden Fahrzeugen benutzt; der rechte Arm hingegen kann ziemlich große Schiffe tragen, es lagen auch längs demselben bis zu seinem Ende Fahrzeuge von jeder Größe. Die Insel enthält keine Häuser, sondern erst ein Schiffswerft, wo man an einem großen Kauffahrteifahrer, für Rechnung eines Einwohners der Stadt, arbeitete;

dann eine Menge Magazine für Eisen, Theer und andere Güter; ein viereckiges hölzernes Gebäude mit einem Hofe und Arkaden, wo das Stabeisen gewogen wird, eine Reiferbahn u. dergl.

Man kann hier ziemlich weit mit einem Fuhrwerke kommen, und hernach die Landzunge auf einem Spaziergange unter jungen, doch etwas zu dünn gepflanzten Bäumen, zu Fuß zu Ende gehen. Ueberdies findet man in der Stadt selbst neben und hinter den Häusern Gärten, und hier und dort unlängst gepflanzte Bäume. Gefle blüht im Ganzen sehr durch die Ausfuhr der Schwedischen Produkte nach dem Meerbusen und der Ostsee, die von hier geschieht. An dem Zollhause bei dem Thore war angeschrieben, daß man keine hineingeführten Güter anders als auf dem Markte verkaufen sollte. Allein das Eisen, das jährlich ausgeführt wird, rechnet man auf 24,000 Schiffspf. Die 50 Kaufleute, die sich in der Stadt befinden, besitzen ungefähr eben so viele Schiffe. Die Einwohner machten im J. 1795 = 5730 Seelen, in 1087 Familien vertheilt, aus.

Wasserfall bei Elfkarleby. — Söderfors.

Oktober 1797.

Südlich von Gefle kömmt man, abermals durch viel Tannenwaldung und über einen unfruchtbaren

Landstrich, nach Upland, und eine Meile darauf in die Ebene von Elfkarleby, durch welche der Thalfluß strömt, und, nachdem er den berühmten Wasserfall gebildet, seine Fluten mit denen des Meerbusens vermischt. Die Ebene selbst liegt nicht viel höher als die See. Bereits in der Ferne vernimmt man das Brausen des Wasserfalles. Wenn man auf einer unlängst angelegten hölzernen Brücke hinabgeht, sieht man ihn zweimal ganz von vorne; die beiden Arme des Flusses, die eine mit Tannen bewachsene Insel umgeben, scheinen sich hier beinahe auf dieselbe Weise hinabzustürzen, bilden dann bis weit unterhalb der Brücke große Wogen und Katarakte über den Felsen, und sprizzen Wasserstaub in die Höhe; das ganze Bette des Flusses ist hier ein siedender Kessel. Wenn man aber über die Brücke gegangen ist, und sich dicht oberhalb des rechten Falles in eine Sägemühle stellt, so entdeckt man die verschiedene Beschaffenheit der beiden Fälle unendlich deutlicher. Der an der linken Seite geht schiefer nach unten; eine lange, mit Tannen bewachsene Insel trennt ihn von dem nördlichen Ufer, und hindert, daß man ihn auf dieser Seite, so wie man wünschen möchte, erblicken kann. Der rechte Fall hingegen, den man in der Mühle dicht vor sich hat, ist von außerordentlicher Schönheit, obgleich ich seinem Mitbewerber in Schweden, der Katarakte bei Trollhätta, noch am liebsten den Vorzug geben möchte. Verschiedene hervorstehende Steine, besonders einer, der dicht am rechten Ufer belegen ist, theilen ihn in mehrere besondere Katarakten von ungleicher Wasser-

menge; oben ist der Fluß beinahe bis an den letzten Wasserfall eben. Die Höhe desselben wird gegenwärtig auf 20 Ellen geschätzt, doch war er, wie mir hier am Orte gesagt ward, in Vergleich gegen den Frühling, arm an Wasser; auch bei der Katarakte links lagen die Steine zum Theil unbedeckt. Nicht nur oben und unterhalb des Falles wird Lachs gefangen, sondern er springt die ganze Katarakte in die Höhe. *)

Fast ununterbrochene Tannenwälder, die hier und dort mit Erlenalleen abwechseln, und mit großen Felsmassen besäet sind, führen, häufig im Gesichte des Flusses und längs seinem rechten Ufer nach Söderfors. Dieß Landgut macht einen Theil einer Insel aus, die größtentheils nach Gestrikland gehört; eine kleine Brücke vereinigt sie mit dem übrigen Upland. Unter derselben und einer darauf folgenden, noch kleineren, bildet der Thalfluß abermals einen starken schiefen Sturz, der jedoch selbst nicht einmal mit dem von Awestad verglichen werden kann. Ihm verdankt jedoch dieser Ort beinahe allein seine Existenz; er treibt die Wasserräder, wodurch die Schmiede des, kurz vor meiner Ankunft, gestorbenen Herrn Grill, in Gang gesetzt wird. Die dazu gehörigen Gebäude lagen dicht an der Brücke, und bestehen hauptsächlich (außer einer

*) Man findet diesen Wasserfall auf einer Vignette in (Linnerhjelms) bref under resor i Sverige. Stockholm, 1797. 4. S. 14 vorgestellt. Die Beschreibungen in diesem Buche sind zu deklamatorisch und affektirt.

D. Uebers.

Sägemühle, in der ein Baum zu gleicher Zeit durch 8 oder 9 Sägen zu Bretern zerschnitten wird) in einem großen Holzkohlenmagazine, einer Eisenschmelzerei, wo man vor dem Hause die aufgerichteten Haufen erblickt, in denen das Metall, wie zu Moß, mit Lagen Kohlen in der Mitte geschmolzen wird, und einem ansehnlichen Gebäude mit verschiedenen Heerden zur Ankerschmiede. Hier werden Anker von 13 bis 15 Schiffspfund, aber auch kleinere Arten, alle aus Eisenstücken, die an einander gefügt werden, verfertigt. Eine Art Kran oder eine Drehmaschine zieht den glühenden Anker aus dem Feuer, um weiter bearbeitet zu werden, und läßt ihn hernach wieder hinein. Die Anker werden sowohl im In- als Auslande an jeden, der sie bestellt, verkauft.

Das Gußeisen wird meistens im Winter geschmolzen. Man versicherte mich hier auf der Stelle, daß von diesem oder dem sogenannten Tackjern, während 30 Wochen im Jahre, wöchentlich 130 Schiffspfund, hingegen von dem Stangeneisen das ganze Jahr hindurch, auf jedem der 10 Feuerheerde wöchentlich 12 Schiffspfund verarbeitet würden. Der Eigenthümer besitzt selbst eine Eisengrube zu Dannemora ganz allein, und noch an einer andern einen Antheil. Das Erz und die übrigen Bedürfnisse werden auf Schlitten hieher geführt, die produzirten Güter aber bringt man auf der Achse nach den Häven, wo sie eingeschifft werden sollen. Söderfors besteht übrigens aus etwa 700 Seelen, von denen fast alle Mannspersonen in der

Fabrik arbeiten. Obgleich bereits schon früher daselbst eine Schmiede bestand, so kann doch Herr Grill als der Schöpfer des ganzen Ortes betrachtet werden; *) ein Schlag entriß ihn demselben in seinem 45sten Jahre; alles verkündigte seine Kenntniß, seinen Geschmack und seinen Unternehmungsgeist; überall entdeckte man zugleich Spuren der Traurigkeit, womit sein früher und unerwarteter Tod die Einwohner erfüllt hatte; der ganze Ort hatte eine dreimonatliche Trauer angelegt.

Die breite Hauptstraße läuft von der Brücke nach der Kirche. Links, mehr nach innen gekehrt, steht ein geräumiges, übrigens aber einfaches und hellgrau angestrichenes Herrenhaus aus Holz; hinter demselben etwas abwärts erstreckt sich ein länglich viereckiger Gemüse- und Baumgarten, der bis an den Fluß geht, und mit einer Hecke umgeben ist. In zwei Nebengebäuden, dem Hause gerade gegenüber, befindet sich das Komptoir und die Wohnung der Aufseher. Ein drittes Nebengebäude, das aus zwei Zimmern besteht, enthält einen großen Saal, worin alle Wände mit ausgestopften Vögeln in Kästen unter Glas bekleidet sind. Nicht nur die Menge ist bedeutend, sondern die Sammlung selbst, die sowohl in- als ausländische Stücke enthält, gehört unter die ersten ihrer Art, ungeachtet viele gewöhnliche Arten vorkommen, und auch das

*) Die erste Anlage zu dieser berühmten Ankerfabrik ward bereits vor etwa 130 Jahren durch den Bergmeister Claes Depken gemacht. D. Ueb.

Ganze nicht gut geordnet ist. Vorzüglich merkwürdig schienen mir der Strauß und ein Paar Pinguins. Ein großer Tisch in der Mitte war mit einer ebenfalls schönen Sammlung von Konchylien und Muscheln bedeckt, die unter Glas systematisch geordnet waren. Das hierauf folgende kleinere Zimmer enthält ein Billard, und längs der Mauer einige Seepflanzen, getrocknete Fische, und einen Bücherschrank mit illuminirten und anderen Werken zur Naturgeschichte, Reisebeschreibungen und ähnlichen Schriften. — Dicht neben den hier befindlichen Ställen zeigte man in einem Verschlage ein lebendiges Elennthier, und ferner noch ein Zimmer mit allerlei ausgestopften vierfüßigen Thieren, sowohl ihrer Größe wegen, als weil sie ohne steife Symmetrie unter einander aufgestellt waren, machten sie eine treffliche Wirkung. Unter denselben befand sich ein Pferd, dessen sich der Besitzer ehemals bedient hatte. *)

Die Kirche ist auf Kosten des Besitzers erbaut, sie ward am ersten Oktober 1792 an eben dem Tage, an

*) Der Besitzer selbst hat von seiner merkwürdigen Naturaliensammlung eine interessante Nachricht gegeben in: Tal om Natural-samlingen på Söderfors, hållet af A. U. *Grill*. Stockholm, 1796. 36 S. gr. 8. Im J. 1783 hatte er zu sammeln angefangen; die erste Absicht war besonders auf einheimische Naturprodukte gerichtet, doch ward sie bald erweitert. Damals enthielt das Kabinet 95 Säugthiere, 580 Vögel, 663 Konchylienarten und einen Schrank mit Korallen und Petrefakten.

D. Uebers.

dem er 1797 starb, eingeweiht. Sie steht ganz am Ende des Orkes, und eine Allee von jungen Weiden führt gerade darauf zu. Ein großer, mit einem eisernen Gitter zwischen steinernen Pfosten umgebener Kirchhof, umschließt das Gebäude; zwei kupferne Pfeiler verzieren den Haupteingang. Die Kirche ist ganz massiv und weiß angestrichen; sie hat eine gute Façade und einen schönen Thurm, besonders ganz oben, wo sich eine Rotunde zeigt, die auf kupfernen Treppen angelegt und mit einer kupfernen Kuppel bedeckt ist; letztere ruht auf grauen Dorischen Säulen, die von Glasfenstern unterbrochen werden. Eine eiserne Balustrade umgiebt die Rotunde von außen. Man erklimmt diese Höhe sehr bequem, und übersieht von derselben die ganze Insel, wenigstens in der Breite, mit allem was zu der Schmiede gehört, und einen großen Theil von dem Laufe des Thalflusses mit den kleinen Inselchen, die in ihm schwimmen. Das Innere der Kirche ist äusserst nett und gefällig. Ein kurzes und einfaches vergoldetes Kreuz, mit einer Dornenkrone von einer anderen Farbe umflochten, verziert den Altar; die Kanzel ist weiß und golden, und für ihren Zweck fast zu elegant. Ihr gegenüber ist die Loge für den Patron — so heißen in Schweden die Eigenthümer der Schmieden — und seine Familie angelegt. Eine Orgel fehlte noch. Es ward übrigens auch an den Wochentagen des Morgens Gottesdienst gehalten. Am Ende des Kirchhofs, hinter der Kirche befand sich eine offene Grabkapelle, worin die Leiche des Verstorbenen noch über der Erde beigesetzt war, bis sie im Winter nach

Stockholm geführt werden konnte. Auf dem Sarge standen die Worte: „Konnte, der dem Blinden die Augen aufgethan hat, nicht schaffen, daß auch dieser nicht stürbe?“ —

Außer den Arbeitsleuten wohnen in dem Dorfe auch der Prediger, den der Eigenthümer zum Theil unterhält, und der Arzt in Einem Hause; ferner befindet sich daselbst ein Hospital und eine Ziegelbrennerei. Fast alle Häuser sind von Gärten umringt, und aus roth angestrichenem Holze erbaut; einige bestehen jedoch bereits aus Stein, und man schien die Absicht zu haben, sich dieses Materials in Zukunft häufiger zu bedienen. Seit einiger Zeit hat sich der Eigenthümer beschäftigt, unterhalb des Flusses, wiewohl auf einem schlechten, mit fürchterlichen Steinen überdeckten Boden, einen offenen und ländlichen Park anzulegen. Einige buschige Hügel, das schöne, mit kleinen grünen Inseln überstäete Gewässer, die Kaskaden, die Söderfors beleben, und endlich ein geschlängelter Kanal, der durch diese Gegend gegraben ist, von oben sein Wasser aus dem Flusse erhält, und sich unten wieder mit ihm vereinigt, ersetzen einigermaßen diese örtlichen Mängel. Wo die Aussicht am schönsten ist, hat man auf einer Erdzunge in dem Thalflusse ziemlich hoch ein Sinesisches Häuschen gebaut. Noch auf einem anderen Hügel steht ein Pavillon; weit mehr Aufmerksamkeit verdient jedoch ein Griechischer Tempel, nach Art der alten Sizilischen, mit Säulen ohne Piedestal. Diese Säulen, vierzig an der Zahl, die in

einer äußeren Reihe, acht in der Länge und sechs in der Breite und einer innern Reihe, sechs zu vier, geordnet waren, bestanden aus mehr oder weniger gereifelten Birkenstämmen, unter denen nur ein einziger ein wenig krumm war; man hatte sie aus einer ziemlichen Entfernung hieher transportiren müssen. Die Kapitälchen waren aus sehr dunkelgrau gefärbtem Holze. Das Dach hatte ein Fronton und Triglyphen. Die Höhe des Ganzen war unbedeutend, die Säulen mochten etwa 10 Fuß hoch seyn und anderthalb im Durchmesser haben. Nur Schade, daß der Altar im Innern dem Geschmacke und der Alterthumskunde des Uebrigen nicht entsprach. Der Tempel war vor zwei Jahren am Geburtstage der Frau Grill eingeweiht. In einem andern Theile des Parks hatte der Besitzer eine Urne zum Gedächtniß seiner, bereits vor etwa zwanzig Jahren gestorbenen Mutter aufgerichtet, die an und für sich wenig bedeutete; aber dicht daneben war ein großer natürlicher Stein, der sich aus der Erde empor hob, freilich nur roh, bearbeitet, so daß er eine schiefe Fläche darbot, worauf eine Inschrift zu ihrem Preise ausgehauen werden sollte, die man bis jetzt aber erst auf dem Modell lesen konnte.

Löfsta.

Oktober 1797.

Um von Söderfors nach Löfsta zu kommen, ist man gezwungen ein Paar langweilige Meilen, einen Theil des vorigen Weges, aufs Neue zurückzulegen, wofür man aber durch die darauf folgende äusserst fruchtbare Ebene reichlich entschädigt wird; sie war entweder fast ganz mit einem Teppiche von Winterkorn bedeckt, oder man sah die Spuren der eben vollbrachten Aerndte; hierauf folgte eine eingeschlossene Gegend, wo Fruchtfelder, Tannenwälder und Felsen abwechselten. Man fährt bereits auf diesem Wege bei drei Eisenhämmern vorbei, die dem Baron de Geer gehören. Vier andere liegen rund um Löfsta, wo sich das Schloß des Eigenthümers befindet. Das Wirthshaus war unbewohnbar; während wir uns nach einem andern Unterkommen umsahen, bot uns der Hofmeister des Barons, der gerade abwesend war, ein Logis auf dem Schlosse an, und wir genossen daselbst während eines Tages und zweier Nächte eine so artige und aufmerksame Begegnung, als wenn ihm sein Herr ausdrücklich aufgetragen gehabt hätte, uns während dieser Zeit zu bewirthen. Das Schloß ist ein großes, wohlgebautes steinernes Gebäude, von außen mit Kalk abgesetzt und gelb angestrichen; die Zimmer sind gut abgetheilt und ziemlich modern möblirt; man

findet darin verschiedene Familienporträts, und einige Bildnisse Schwedischer Könige; auch sieht man eine gewirkte Kleopatra, die, wenn ich nicht irre, der verstorbene Paus dem Herzoge von Ostgothland, und dieser dem Herrn de Geer geschenkt hat. Auf dem prächtigen Rahmen erblickte man das zu Rom so oft wiederholte Wappen Pius VI., allein die Zeichnung der Figur selbst ist schlecht. Dicht neben dem Hauptgebäude sind ein Paar besondere Flügel errichtet, von denen der eine eine artige Bibliothek, der andere eine kleine Mineralien- und Petrefakten-Sammlung enthält. Unter den Büchern findet man viele gute alte und neue Werke, die Verhandlungen verschiedener gelehrten Gesellschaften, Kupfer, Atlasse u. s. w., auch verschiedene alte Holländische theologische Schriften, denn die Familie Degeer stammt bekanntlich aus unserer Republik ab. Der Vater des gegenwärtigen Besitzers, der Hofmarschall Degeer, war ein großer Freund der Naturgeschichte, und hat ein bekanntes Werk über die Insekten herausgegeben; die Handschrift desselben mit Federzeichnungen wird hier aufbewahrt; allein sein Kabinet und alle seine übrigen Naturalien schenkte er der königl. Akademie der Wissenschaften zu Stockholm; nur die Mineralien wurden zurückbehalten, weil er glaubte, daß sie seinem Sohne, als dem Erben so bedeutender Hämmer und Eisenwerke, nützlich seyn könnten. Es befinden sich zwar einige schöne Stücke darunter, allein mit der Sammlung des Herrn Müller in Christiania halten sie schwerlich eine Vergleichung aus. Die übrigen Flügel und Nebengebäude sind für

die Oekonomie bestimmt. — Der Garten liegt zwischen dem Schlosse und der Hauptstraße von Löfsta; von der letzteren wird er durch Mauern und Hecken getrennt; ein großer Halbzirkel führt von der Straße nach dem Schlosse, an der nördlichen Seite durch eine Allee und rund um einen kleinen See. Obgleich der Garten einen großen Raum einnimmt, so ist er doch nichts weiter, als ein geräumiges Parterre, mit einigen Hecken und Alleen, am Ende liegt ein Baum- und zur Seite ein Küchengarten. In einigen Orangerien fanden sich verschiedene gute Pomeranzenbäume und andere fremde Gewächse, aber zugleich mehrere beschorene Taxus und ähnliche Pflanzen.

Man ist hier gewohnt, alle Gewächse mit dem ersten September aus freier Luft, worin man sie höchstens zwei Monate bleiben läßt, nach diesen Schutzörtern zurück zu bringen. In einem Treibhause sah ich einige schöne Ananas mit beinahe reifen Früchten; in einem anderen hiengen reife blaue Trauben, die weißen waren bereits abgenommen. Zwei besondere Treibhäuser waren für Pfirsiche und Aprikosen bestimmt; nach der Versicherung des Gärtners bringen sie vollkommen reife Früchte hervor. Uebrigens muß das Klima hier fürchterlich rauh seyn, denn unlängst waren tief im Junius in einer einzigen Nacht eine Menge Gewächse erfroren, und in der Mitte des Septembers fällt bereits Schnee, der vor der Mitte des Mai's nicht schmilzt. Der Gärtner war ein geborner Schwede, hatte aber an mehreren Orten in Holland gearbei-

tet. Uebrigens war auch hier, sowohl im Garten, als in dem Schlosse, eine erstaunliche Menge von Eisen, sowohl zu Gittern, als anderen Abtheilungen, angewandt.

Löfsta ist einer von den neun Oertern des Barons De Geer, wo der Fall des Wassers Eisenhämmer (bei einigen sind zugleich Schmelzöfen) in Bewegung setzt. Sie stehen alle unter zwei Aufsehern, von denen der eine vier, der andere fünf Hammerwerke unter seiner Inspektion hat. Die Antheile, die der Freiherr an der Grube bei Dannemora besitzt, geben ihm Gelegenheit, seinen Verkehr mit desto größerem Vortheile zu treiben. Ehemals hatte die Familie Löfsta nur von der Krone gepachtet, allein im siebenzehnten Jahrhunderte war die letztere gezwungen, ihr es wegen vorgeschossener Gelder zum Eigenthume zu überlassen. Um dieselbe Zeit ließ sich hier auch eine Wallonische Kolonie nieder, die aber allmälich die lutherische Religion statt der reformirten und Schwedische Sprache und Sitten angenommen hat. Der Ort besteht aus einer einzigen, mit Erlen bepflanzten Hauptstraße; an jedem Ende ist ein schönes eisernes Gitter; an der einen Seite läuft noch eine zweite breitere Straße, die jedoch nicht lang ist. Die Kirche ist unbedeutend, wird jedoch ziemlich besucht; die Fabrikanten, aus denen der Ort allein besteht, wohnen, wie zu Söderfors, in hölzernen, roth angestrichenen Häusern. Die Zahl der Einwohner wird auf 1200 Seelen geschätzt. Während meiner Anwesenheit

wurden die Eisenhämmer reparirt, wozu jährlich vierzehn Tage bestimmt sind; ich konnte sie also nicht besuchen, und würde auch nichts anders, als was mir Söderfors nur eben gezeigt hatte, gesehen haben.

Osterby. — Danmora.

Oktober. 1797.

Osterby, wohin ein dürrer, dünner *) und unangenehmer Tannenwald führt, ist fast eine bloße Wiederholung von Löfsta; obgleich schon etwas heiterer. Das Wohnhaus der Frau Peil, Besitzerin der hier befindlichen Eisenhämmer, ist von außen wenigstens ein großes und schönes Gebäude, die Façade springt mit einer breiten Kuppel etwas nach vorne; oberhalb derselben ist ein Dom, und zwei oder drei Absätze über einander, die ganz oben mit einer Vase verziert sind; es ist von Steinen, und gelb angestrichen; an den Seiten liegen das Haus des Direktors und eine unbedeutende Kirche, so daß der Zwischenraum einen Hof bildet. Der Garten ist in Ansehung der Größe und Anlage nicht sehr von dem zu Löfsta verschieden, und hat ebenfalls eine Orangerie und Miß-

*) Man klagte hier in der Gegend auf den Eisenhämmern, daß die Waldungen so mitgenommen wären, daß man oft aus Holzmangel nicht schmelzen könnte.

hoete, aber keine Kreishäuser; auch ist nicht so viel Eisen daran verwandt. Ein ziemlich großer See, von dem ein anderer nur durch einen Damm abgesondert ist, um den Fall des Wassers zu bewirken, erstreckt sich an der Seite des Gartens. Die drei oder vier Eisenhämmer von Osterby (außer einer Nagelschmiede etwas weiter hinauf) liegen in einiger Entfernung zerstreut umher. In allen zusammen werden jährlich 5 bis 6000 Schiffspfund Stangeneisen verarbeitet. Die Schmelzöfen standen um diese Zeit still. Das Dorf, das 700 oder 800 Seelen enthält, ist weitläuftig angelegt; es besteht aus drei Hauptstraßen oder mit Erlen bepflanzten Alleen, die sich nach verschiedenen Seiten erstrecken.

Ungefähr eine halbe Stunde von hier befinden sich die berühmten Eisenminen von Danmora, Schwedens Reichthum, und die Quelle, die allen diesen Eisenwerken Nahrung und Leben giebt. Die Gegend, die an einen Landsee stößt, ist ziemlich eben und unfruchtbar. Im Umfange einer Viertelmeile bildet sie gleichsam ein Sieb von Gruben, die wieder von Wasserwerken, Winden, Erzhaufen, der Wohnung des Direktors u. s. w. umgeben werden. Die Arbeiter, etwa 400 an der Zahl, wohnen bis auf eine und anderthalb Meilen in der Runde. Alle mitgerechnet zählt man 72 Gruben, von denen jedoch nur 22 bearbeitet werden. Sie gehören alle Privatpersonen, die sie von der Krone in Erbpacht haben; eine Grube kann jedoch von verschiedenen Interessenten benutzt werden, die die

Kosten und den Gewinn gemeinschaftlich theilen. Der Freiherr Degeer besitzt von allen am meisten. Die Krone bekommt von dem gegossenen Eisen nur 1 Prozent, und von dem geschlagenen, wenn es ganz fertig ist, 10 Prozent; überdies müssen die Hämmer und Schmelzöfen noch eine gewisse besondere Rekognition aufbringen, wie z. B. Osterby 2000 Rthlr., Lissa 4000 Rthlr. u. s. w. Die Krone braucht deswegen auch nur sehr wenige Beamte zur Aufsicht zu halten. In dem Hause des Direktors, oder, wie er hier heißt, des Geschwornen, ist ein Zimmer, worin Bergrecht gehalten wird.

Das Eisenerz aus Danmora enthält 50 bis 80 Prozent Metall, worunter auch etwas Silber, Kupfer und Blei vorkommt. Erz, das weniger als 50 Prozent Eisen enthält, wird nicht verarbeitet. Die Arbeiter werden nach der Menge des Gesteins, das sie ausbringen, theils in Geld, theils in Korn bezahlt. Drei Jahre vor meiner Ankunft hatte die Hauptgrube das Unglück, durch einen Durchbruch des benachbarten Sees überschwemmt zu werden; das Wasser stand bis an den Rand der Grube, und der dadurch verursachte Schaden läßt sich nicht berechnen. Man war gegenwärtig auf Mittel bedacht, sie wieder herzustellen und ähnlichen Ereignissen für die Folge zuvor zu kommen. Die große Wassermaschine, die in ihrer Bauart der von Salo gleich kommt, und eine Viertelmeile lang ist, war dazu nicht hinreichend. Man verfertigte also dicht neben der Grube Winden, die Tag und Nacht

durch Pferde umgetrieben werden, und das Waſſer theils auspumpten, theils mit Eimern ausſchöpften. Gegenwärtig war nur noch eine einzige Stelle etwas überſchwemmt, alles Uebrige aber bereits trocken. Um künftigen Ueberſchwemmungen zu wehren, hat man ſeit zwei Jahren eine lange Mauer aus Granit und Zement aufzuführen angefangen, die ſchon fünf Ellen hoch war, und noch wol zehn Ellen höher werden wird. Sie koſtete damals bereits 50,000 Rthlr; man ſchmeichelte ſich indeſſen, binnen drei Jahren damit fertig zu werden, und alsdann die Folgen der erlittenen Flut völlig überſtanden zu haben, und auch für die Zukunft ſicher zu ſeyn. Um das Eiſenwerk aber unterdeſſen nicht ganz ruhen zu laſſen, hatte man Seitengruben angelegt. Dieſe ſowohl, als die übrigen, ſind fürchterliche Hölen, die alle durch Pulver in den Felſen geſprengt ſind, und in unregelmäßiger Geſtalt, hier und dort mit unterirdiſchen Wänden, Gewölben u. dergl., bis zu einer dem Auge unerreichbaren Tiefe hinabgehen, obgleich die weite Oeffnung oben bisweilen einen Durchmeſſer von mehreren hundert Fuß hat; in dieſem oder jenem Winkel ſteigt man zwar bisweilen mit einer Leiter hinunter, allein gewöhnlich wird man in hölzernen Eimern, die mit drei Ketten an ein Tau befeſtigt ſind, hinabgelaſſen, während in einem andern, mit dem erſten im Gleichgewicht hängenden Eimer, das Erz oder die Menſchen, die wieder heraus wollen, in die Höhe gezogen werden. Hier und dort wird bisweilen an einer Stelle beſonders einzeln geſprengt, wodurch in den Gewölben ein erſtaunlicher Wiederhall entſteht, mit dem

Ganzen vergieng mit dem Auf- und Abfahren und der Betrachtung der wenigen hier befindlichen Gegenstände eine halbe Stunde.

Alt-Upsala.

Oktober. 1799.

Drei Stationen liegen zwischen Osterby und dem heutigen Upsala; eine halbe Meile vorher kommt man nach Alt-Upsala. Die erste läuft größtentheils neben dem See, der den Eisenminen von Dannora so viel Schaden zugefügt hat; dann geht der Weg durch einen dürren und traurigen Fichtenwald, und zuletzt bis nach der Universität über eine äußerst fruchtbare Gegend, die anfänglich hergig und abwechselnd, hernach aber eine ununterbrochene Ebene ist. Eine Stunde vor dem Posthause, wo man sich mit Pferden für die dritte Station versieht, führt man einem schönen und großen Schlosse vorbei; es ist jedoch, wie man es hier häufig findet, weder von einem Garten noch Park umgeben, und scheint daher gleichsam wie aus der Luft gefallen. Hinter dem Garten des Posthauses erhebt sich ein Hügel, der, in einiger Entfernung fünf, neben einander aufrecht stehende platte eckige Steine zeigt. Der Postmeister versicherte mich, daß dies vorher einer der vornehmsten Plätze in Upland gewesen sey, wo man Gericht gehalten habe.

Wie dem auch sey, dieser Hügel gehört ohne Zweifel zu der unzählichen Menge seiner Brüder, die man in Holstein, Schleswig (Nordteutschland) und besonders in diesen Landschaften Schwedens entdeckt, unter die Volke der alten Begräbnißplätze. Es ist nicht sowohl ein einzelner Hügel, als eine Sammlung kleinerer, rund um eine größere Anhöhe, die in der Mitte hervorragt, der Postmeister hatte einen durchgraben lassen, und nicht nur Holzkohlen, die ohne Zweifel zur Verbrennung der Leichen gedient hatten, sondern auch zugleich einen Ring, dessen eine Hälfte doppelt war, und woran sich eine dünne Kette befestigt befand, angetroffen; das Metall schien, nach dem grünen Roste, womit es überzogen war, Kupfer zu seyn, allein nach der chemischen Untersuchung eines Professors in Upsala, war es weder Gold, Silber, Kupfer, noch irgend ein einfaches Erz. Die Leichen in diesen Gräbern hatten, so wie in den Italienischen und Sizilianischen Katakomben gelegen, nur daß die Höhlen dort in den Felsen ausgehauen sind, hier hingegen wurden sie durch die Zusammensetzung einzelner großer Steine gebildet. Man findet in dieser Gegend auf mehreren solchen Hügeln einen oder zwei Steine ganz aufrecht stehen, so wie auf dem gegenwärtigen fünf; einige waren noch höher als diese, die ungefähr vier Fuß betrugen. Uebrigens ist, wie auch die Beschaffenheit dieser Hügel in Ansehung ihrer Höhe und Größe seyn mag, ihre Form immer rund; und sie werden in einem äußeren Kreise mit runden Steinen, die hier und dort von einander entfernt sind, umringt,

und beständig mit einem gröſsern, ebenfalls unbearbeiteten Stein in der Mitte bekrönt; nach ihrem gröſsern oder geringern Alter sind sie auch mehr oder minder bewachsen und kenntlich. In einigen Gegenden hat man eine groſse Menge kleinerer Steine dazu gebraucht, und in Nerike hat man in der That Mühe, sie von den Steinhaufen zu unterscheiden, die die Bauern, um den Boden ihrer Aecker zu reinigen, zusammen getragen haben.

Endlich zeigt sich Alt-Upsala, jetzt ein elendes armseliges Dorf, das hier und dort etwas erhöht liegt; man findet nicht die geringste Spur von Ruinen. Hinter dem Dorfe erhebt sich ein Halbzirkel von ziemlich regelmäſsigen runden Grabhügeln, von denen der höchste 40 bis 50 Ellen hoch ist; sie heiſsen die Königshöhen, und waren zum Begräbniſs der Regenten oder zum Bewahrungsort ihrer verbrannten Gebeine, die in Urnen gesammelt wurden, bestimmt. Sie gewähren eine schöne Aussicht auf die Ebene und die Stadt. Diese Hügelreihe erstreckt sich bis nach Upsala, und der Schloſsberg ist in der That ein glatter, obwohl nicht ganz runder Hügel. Die einzige Merkwürdigkeit von Alt-Upsala ist übrigens die Kirche, die aus drei Stücken besteht. Das erste ist ein hohes Viereck nach der Westseite, aus groſsen Feldsteinen, die ungleich behauen, und mit Kalk verbunden sind, und ein hohes Alter verrathen. Ehemals waren hier zwei groſse Portale, so wie auch eins an der Nord- und zwei an der Südseite; diese letzteren waren jedoch nicht so hoch als die

ersten. Jetzt sind sie alle zugemauert, und eine kleine niedrige Thür an der Westseite dient den gegenwärtigen Dorfbewohnern zum Eingange. Mitunter ist auch der übrige Theil der alten Mauer erneuert, und mit Ziegelsteinen ausgebessert. Schon der folgende Theil schien mir neuer, als der erstere, den man für den Thurm halten könnte; er ist weit niedriger, und wenn ich mich nicht irre, etwas länger, aber von gleicher Breite. Dann folgt das Chor, in der Gestalt eines kleinen niedrigen Halbzirkels, das ganz neu ist; auch das Dach über das ganze Gebäude ist vollkommen modern. Beim Eintreten macht das Innere zusammen genommen, durch die Breite der zwei auf einander folgenden Bogen, eine gute Wirkung. Die Wände sind mit Arabesken und Gemälden aus katholischen Zeiten versehen; die letzteren sind größtentheils verwischt und schlecht; allein die ersteren leicht und sowol an Umfang als Kolorit nicht unangenehm. Das Chor ist bloß geweißet. Die einzige Merkwürdigkeit inwendig ist übrigens der Stein, unter dem Erich der Heilige ehedem begraben lag. *)

*) Herr von Meermann hält mit einigen patriotischen Schwedischen Antiquaren diese Kirche für die Ueberbleibsel von dem berühmten Obenstempel; eine wunderbare und unerwiesene Behauptung, woran aber zum Glück so wenig gelegen ist, daß der Uebersetzer es für das Rathsamste gehalten hat, alle sich darauf beziehende Stellen, statt sie weitläuftig zu widerlegen, lieber wegzulassen.

D. Ueb.

Upsala.

Oktober. 1797. Februar. 1798.

Eine Feuersbrunst verzehrte im J. 1259 die Domkirche von Alt-Upsala, und einige Jahre hernach beschloß Alexander IV. das ganze Erzbisthum nach dem jetzigen Upsala, das damals Oester-Äros hieß, zu verlegen; man fieng darauf den Bau einer neuen Domkirche an, die aber erst im J. 1435, nachdem man 164 Jahre daran gearbeitet hatte, eingeweiht ward. Sie ist die größte Kirche in Schweden, in der Länge hat sie 200 und in der größten Breite 70 Ellen; beim Gottesdienste verlieren sich die Zuhörer auch gleichsam darin. In dem Brande vom J. 1702 hat sie sehr gelitten; das Dach und die beiden Thürme sind daher auch neu. Die äußere Gestalt des Gebäudes ist nicht unangenehm. An den Thürmen tadelt man, daß sie im Verhältnisse zu dem Gebäude etwas zu modern sind; da aber das Uebrige auch nicht im ältesten und ärgsten gothischen Style ist, so habe ich keinen Anstoß daran genommen. Das Innere macht ohne architektonische Verzierungen ein schönes Ganze aus. Der Altar indessen, der einen großen Umfang hat, ist viel zu plump; die Kanzel hingegen, die mit vielen vergoldeten Basreliefs prunkt, ziemlich leicht. Die vornehmsten Merkwürdigkeiten in der Kirche machen die Denkmäler in den Kapellen aus. In der er-

ften zur rechten Seite trifft man das Grabmal des Erzbischofs Menander, das sein unlängst verstorbener Sohn, der Herr von Fredenheim, Aufseher der königlichen Kunstwerke, ihm hat errichten lassen. Es ist zu Rom für 1100 Reichsthaler *) verfertigt, eine sehr unbedeutende Summe, wenn man den herrlichen Marmor, der besonders zu dem Fußgestelle genommen ist, und die treffliche Ausführung des Denkmals in Betrachtung zieht. Es stellt die Religion neben einer abgestumpften Pyramide von grauem Marmor vor; die rechte, um ein Kreuz gewundene, Hand zeigt nach oben, die linke ruht auf einer Urne; die Figuren sind alle aus weißem Marmor. Der Pidestal zeigt auf einem Basrelief den Erzbischof in sitzender Stellung, während ihm ein Genius alle die Künste und Wissenschaften, die er während seines Lebens geübt oder beschützt hat, als weibliche Gestalten vorführt. — In einer anderen Kapelle erblickt man die Büste des Freiherrn De Geer, von dessen Einsichten in die Naturgeschichte ich bereits gesprochen habe. Der berühmte Sergel zu Stockholm hat sie aus vortrefflichem Marmor gearbeitet. Etwas weiter hin zeigte man mir die Gräber Johann's III. und seiner Gemalin, die einander gegenüber stehen; Siegmund hatte seinem Vater ein prächtiges Monument in Italien verfertigen lassen; das Schiff, das es nach Schweden

*) Den Uebers. hat man versichert, daß es mit den Transportkosten auf 16000 Rthlr. zu stehen gekommen ist.
D. Ueb.

bringen sollte, strandete an der preußischen Küste, und man behauptet, daß König Sigismund es der Stadt Danzig zum Geschenk verehrte; gewiß ist es, daß es bis auf Gustafs III. Zeiten in dieser Stadt verwahrt wurde; dieser König ließ es nach Upsala bringen, aber man hat nur die Hauptfigur aufgestellt, alle dazu gehörige Nebenfiguren, Attribute u. s. w. liegen noch ohne Ordnung in einem Winkel. *) Gustaf dem Ersten, der hier auch begraben liegt, hat man kein Monument errichtet. Dem großen Linné war man Willens ein Denkmal zu setzen; gegenwärtig liest man bloß auf einem Steine, der seine Asche bedeckt, eine einfache Inschrift. **) In einer Sakristey, in die man aus der Kirche tritt, zeigt man den Wetzstein, den Erich von Pommern an Margarethen sandte, um ihre Nadeln darauf zu schleifen; das Gegengeschenk bestand in einer Fahne, die aus einem Hemde, das sie lange getragen hatte, geschnitten war, und die hier ebenfalls aufbewahrt wird, ***) ferner sieht man einige

*) Das Unrichtige in des Verf. Nachricht habe ich im Texte verbessert. Zu Danzig hatte man es als eine Rarität im Zeughause aufgestellt. Es soll in der Manier des Künstlers Donatelli seyn. Bernoulli hat es in Danzig gesehen, und in seinen Reisen durch Brandenburg u. s. w. I. S. 335 beschrieben.

D. Uebers.

**) Linné's Monument auf Kosten einiger seiner Schüler und Verehrer ward im J. 1797 vollendet.

D. Uebers.

***) Der Uebersetzer erinnert sich nicht, jemals etwas von dieser Anekdote gehört zu haben, vielleicht ein Mißverstand.

D. Uebers.

Kelche, Reliquien u. dergl. In einem Oberzimmer werden die Kleider der von Erich XIV. ermordeten Sturan, überdies noch einige neue Chorkleider, aufbewahrt. Den Keller, worin die Mordthat geschah, kann man nicht mehr mit Gewißheit in den Ruinen des alten Schlosses nachweisen. Außerhalb des Gebäudes der Kathedrale, in welcher die Schwedischen Könige gewöhnlich gekrönt werden, in dem Consistorium ecclesiasticum hängen die Bildnisse aller der Erzbischöfe, die zugleich Vize-Kanzler der Universität gewesen sind.

Upsala gehört nicht zu den größten Städten, und hat eine längliche Gestalt. Die Sala, *) über welche einige Brücken gebaut sind, und die innerhalb der Stadt einen Fall von drei Fuß bildet, schneidet sie in zwei beinahe gleiche Theile; denn was der östliche Theil länger ist, wird durch die größere Breite des westlichen beinahe ersetzt; dieser, der das Schloß und die Kathedrale enthält, liegt höher auf einem Berge, und das Schloß auf einem noch höheren und begrünten Sandhügel, der östliche Theil hingegen ist

*) Eigentlich heißt der Fluß Fyrisä. Es ist indessen möglich, daß nach der Schwedischen Gewohnheit, die Flüsse nach den Oertern und Landschaften, bei denen sie fließen, zu benennen, ihn einige auch den Upsala-Fluß nennen; gewiß aber ist es, daß er nicht, wie ein neuerer Reisender meint, der Stadt ihren Namen gegeben hat.

D. Ueb.

eben. Beide Hälften bestehen fast aus lauter geraden, einander durchkreuzenden Straßen, unter denen einige sehr geräumig sind. Auf dem viereckigen Markte, im östlichen Theile, macht das Rathhaus einen der Winkel aus; ferner gereichen dem Orte vier Thore oder Bogen zum Zierrathe. Längs dem schmalen Flusse laufen ein Paar mäßig breite Kais. Die meisten Häuser bestehen noch aus Holz, und sind roth angestrichen; einige haben sogar Dächer von Rasen; doch sieht man auch verschiedene steinerne Gebäude; unter diesen zeichnet sich, außer der Wohnung des Gouverneurs, des Erzbischofs und anderen, das Haus des Baron De Geer vorzüglich aus. Die Ebene vor dem Kirchhofe des Doms, woran die Akademischen Gebäude stoßen, macht einen guten Eindruck; so wie der mit Bäumen bepflanzte Weg nach dem Schloßberge. Das lange, röthliche Schloß stellt sich schon in der Ferne auf eine günstige Art dar. Es hat eine Länge von 22 Fenstern, außer dem runden Thurme an der Nordseite, der an der Südseite fehlt; dagegen springt hier ein Flügel nach hinten hinaus, der ehemals sich auch weiter nach vorne erstreckte. Die Breite des Schlosses steht mit seiner Länge in keinem Verhältnisse. In dem Brande vom J. 1702 ward es eine Beute der Flammen, jedoch in der Folge wieder aufgebaut; indessen sind nur die unteren Zimmer bewohnbar, und werden von dem Könige, wenn er sich hier befindet, bezogen; die oberen sind noch nicht ausgebaut, und zeigen blos die rauhen Wände. Es ließe sich, ihrer Größe wegen, etwas Vorzügliches daraus machen, besonders aus dem

runden Thurme, der eine herrliche Aussicht über die Stadt und die Gegend giebt. Dieser Thurm hat sonst wol zur Schloßkapelle gedient, obgleich an der anderen Seite noch eine besondere Kirche gestanden hat. In dieser Kirche, der Kapelle und dem großen und breiten Reichssaale entdeckt man noch hin und wieder Spuren der ehemaligen Gothischen Verzierungen. Hinter dem Schlosse läuft der Garten schräg hinab. Man hatte die Absicht, den botanischen Garten, der sich jetzt in dem anderen Theile der Stadt befindet, hieher zu verlegen. Es ward bereits am Ende desselben an einem Gebäude für die Orangerie, das Naturalienkabinet gearbeitet. Die Anlage schien dauerhaft zu seyn, es sollte drei Theile eines Vierecks einnehmen, und mit einem großen Bogen zu Durchgängen durch die Flügel versehen werden. *)

Uebrigens hat Upsala nicht viel über 3000 Einwohner (Nicander giebt für das J. 1795 5521, in 850 Familien, vertheilt an, vermuthlich rechnet er den Universitätsstaat mit). Man trifft fast gar keine Fabriken in der Stadt, und ihr Handel ist unbedeutend. Im Winter wird hier jedoch ein großer Markt gehalten, auf den man aus den nördlichern Gegenden des Reichs Leinwand, und was sonst für Produkte durch Natur oder Kunst gewonnen werden, bringt. Wochen-

*) Gegenwärtig ist es vollendet, es soll über 80,000 Rthlr. Banko gekostet haben; Kenner versichern, daß es bei aller Pracht seinem Zwecke nur sehr unvollkommen entspreche. D. Ueb.

märkte kennt man hier und fast in den meisten Schwedischen Städten nicht; es muß ein Jeder daher sich selbst mit seinen Bedürfnissen im Voraus versehen, oder er setzt sich der Gefahr aus, nichts zu bekommen. Die Nähe der Hauptstadt macht alles ziemlich theuer.

Außer dem Dom hat man in Upsala noch eine Landkirche, worin die umher wohnenden Bauern eingepfarrt sind. Ueberdies wird auch noch in dem Hospitale, das sich übrigens durch gar nichts auszeichnet, und nur wenig Bewohner hat, Gottesdienst gehalten; das für Studenten der Heilkunde eingerichtete Nosocomium enthält ebenfalls nicht mehr als etwa zwölf Mitglieder.

Seinen eigentlichen Ruhm verdankt Upsala der Universität, unter deren Mitgliedern man immer Namen vom ersten Range gefunden hat. In der Theologie zählt man fünf, in den Rechten zwei, in der Heilkunde drei und in der philosophischen Fakultät zusammen fünfzehen Lehrer. Ueberdies standen auf dem Lektionskataloge noch eine Menge ordentlicher und außerordentlicher Adjunkten, Magister, Dozenten und sieben Sprach- und Exerzitienmeister. Die Professoren werden durch den Kanzler, der damals der König selbst war, die Adjunkten durch den Unter-Kanzler, der immer der Erzbischof ist, angestellt. Die Besoldungen kann man im Ganzen nur für mäßig halten. Die Theologen, die zugleich Pfarreien inne haben, können jährlich etwa bis 1000, die übrigen kaum auf 800 Rthlr.

kommen; die Adjunkten erhalten wenig, einige nichts. Es ist nicht nothwendig, daß die erledigten ordentlichen Stellen ihnen zufallen. Die Professoren erhalten von den Studenten nur ein unbedeutendes Honorar für Privatvorlesungen, deren im Verhältniß zu den öffentlichen nur wenige gehalten werden. *) Die Ferien dauern viel zu lange, ungeachtet man, wie in Teutschland, jährlich zwei Termine beobachtet, es wird vier-

*) Manches in diesen Angaben verdient eine Berichtigung. 1. Die Professoren erhalten ihre Vollmacht immer vom Könige, die Adjunkten und Magistri docentes aber vom Kanzler. Im J. 1799 legte der König das Kanzellariat nieder, das dem Grafen von Fersen übertragen wurde. (S. K. Nervs Schwed. Museum, Bd. I. Heft 2. S. 201.) 2. Die Besoldungen bestehen zum Theil in Getraide, und nach dem Preise desselben sind sie größer und geringer. Selbst die drei übrigen Fakultäten haben Präbendemman, und mehrere Philosophen Pastorate, die sie durch Vikare versehen lassen. 3. Auch die ordentlichen Adjunkten erhalten einen Gehalt von 65 Tonnen = 220 Scheffeln Getraide, halb Gerste, halb Roggen; überdies genießen sie, gleich den Professoren, noch einige andere Vortheile. Die Erlangung der großen, reich dotirten Pfarreien ist die glänzendste Aussicht, die gelehrte Verdienste in Schweden haben, und wer auf einer Akademie als Professor oder auch nur als Dozent gelehrt hat, erwirbt sich dadurch wichtige Rechte auf solche Stellen. Ueber den Staat von Upsala (und den der übrigen Schwedischen Universitäten) findet man die besten Nachrichten in Dr. Schulz von Schulzenheim tal, om den offentliga vården, i henseende til folkets seder u. s. w. Stockholm, 1801. Beilagen, Nr. 6, 7, 8. D. Ueb.

mal wöchentlich gelesen, der Mittwoch und Sonnabend werden zu Disputationen und anderen Uebungen angewandt. Man behauptet, daß, wenn die Ferien weniger lang wären, die Theurung in Upsala manche junge Leute abhalten würde, sich dahin zu begeben. Außer den Kollegien, die nothwendig die lateinische Sprache erfordern, werden die übrigen alle Schwedisch gelesen. Ich habe einer Vorlesung des Professors Fant über die Universalgeschichte im großen Hörsaale beigewohnt. In einen rauhen Wolfspelz gehüllt, und den Hut auf dem Kopfe (denn das Auditorium wird nicht geheizt, und man denke sich den Nachtheil, der daraus entspringen muß, daß die Zuhörer gezwungen sind, den öffentlichen Vorlesungen den ganzen Schwedischen Winter hindurch in der Kälte beizuwohnen) las er sitzend, mit einem deutlichen Vortrage, die vornehmsten Ereignisse Europa's in den Jahren 1667 und 1668 aus seinen Heften ab; es waren etwa dreißig bis vierzig Studenten, von denen nur wenige schrieben, gegenwärtig. Gemeiniglich beträgt die Zahl der Studierenden zu Upsala 400; sie wohnen durchgehends schlecht, und die meisten haben nur ein Zimmer. Außer den sogenannten Probkollegien werden auch die Vorlesungen über die Astronomie, Physik, Botanik und ähnliche Wissenschaften besucht; doch zweifle ich, daß der Fleiß dem, der in Göttingen und auf anderen Teutschen Universitäten herrscht, gleichkommt. Besonders sagt man, daß Upsala gegenwärtig weniger von dem Adel, der längst einen bequemern Weg zu Aemtern, als die Wissenschaften gefunden hat, be-

sucht wird, und daß diejenigen, die sich noch einfinden, sich mehr mit den Künsten und Leibesübungen, als der eigentlichen Gelehrsamkeit beschäftigen. Die Studierenden haben das Vorrecht, daß sie gegen einen, von einem Professor unterzeichneten, Zettel Bücher aus der öffentlichen Bibliothek, die überdies täglich eine Stunde geöffnet wird, nach Hause bekommen können.

Die Bibliothek wird in dem sogenannten Auditorium Gustavianum aufbewahrt, einem frei stehenden, nicht unansehnlichen Gebäude, der aber eine kupferne Kuppel mit Bleifenstern, die zur Anatomie bestimmt ist, die man aber eher für ein Observatorium halten könnte, eben keinen sonderlichen Glanz giebt. Inwendig führt eine schöne Treppe an der einen Seite nach dem großen Auditorium, und weiter höher nach der Bibliothek. Der große Saal, der längs den Mauern mit zwei Reihen Repositorien, und mehr nach innen noch mit einer doppelten Reihe besetzt ist, hat gute Verhältnisse. Am Ende steht das bekannte Kunstkabinet, das die Stadt Augsburg dem Könige Gustaf Adolf zum Geschenke gab. Die Thüren desselben sind von außen und innen vortrefflich bemalt; der Grund besteht aus schönen Alabaster, und die Adern kommen beinahe dem Onyx gleich. Auch an den übrigen Seiten entdeckt man kleine Gemälde. Inwendig enthält es alle Arten von kleinen weiblichen und anderen täglichen Bedürfnissen, nebst manchen anderen Kunst- und Schnitzarbeiten. Hier sind nur die zu der philosophischen Fakultät gehörigen Bücher befindlich, unter den-

selben trifft man allerdings eine Menge älterer und neuerer Hauptwerke; ich stieß auch auf verschiedene Holländische Dichter und Geschichtschreiber; doch fehlten, besonders in der schönen Literatur, die meisten klassischen Schriften. An der anderen Seite, in einem eben so großen Saale hat man die drei übrigen Fakultäten aufgestellt; eine besondere Gallerie ist für die Schwedische Literatur bestimmt, und in derselben ist ein ausserordentlicher Vorrath von kleinen Abhandlungen zusammen gehäuft. Man zeigte hier das erste im J. 1483 in Schweden gedruckte Buch; ein Teutscher brächte die Kunst hieher, verließ aber, da er seine Rechnung bei dem Handwerke nicht fand, das Reich wieder.

Die Zahl der Inkunabeln ist beträchtlich; unter andern hat man die Bibel Schöffers vom J. 1465, und einen sehr alten Druck ohne Jahrzahl von einer plattteutschen Bibel, deren Sprache sich sehr der Holländischen nähert. Unten war man beschäftiget, ein neues Zimmer für die Bibliothek einzurichten, und dicht neben demselben befindet sich das Zimmer, das die Handschriften enthält. Hier werden in einem grossen und einem kleinern Kasten die Papiere und der Briefwechsel aufbewahret, die Gustav unter der Bedingung hier hinterlegt hat, sie erst 50 Jahre nach seinem Tode zu öffnen. Sie sind mit den Siegeln des vormaligen Herzogs Regenten und des Erzbischofs verschlossen. Man ist jedoch vorher genöthigt gewesen, sie zu öffnen, weil in dem Testamente des Königs nicht mit völliger Deutlichkeit bestimmt war, in welcher

Kiste eigentlich die angezeigten Stücke befindlich waren. Der größere Kasten enthält alle Aktenstücke, die dem Russischen Kriege voran gegangen sind, der kleinere enthält Papiere, die die folgenden Zeiten betreffen. Unter den Handschriften zeichnen sich besonders der berühmte Codex argenteus und die Edda, beide in klein Quart, aus. Der Bibliothekar, Professor Aurivillius, beschäftigt sich seit langer Zeit, dem Publikum ein Verzeichniß der, in der Bibliothek befindlichen Bücher und Handschriften zu liefern, das aber noch nicht vollendet ist.

Prof. Thunberg, Linnés Nachfolger, bewohnt dieselben Zimmer im botanischen Garten, in denen einst jener Unsterbliche waltete; sein, auf seinen Reisen in Afrika und Asien, und nachher in Europa gesammeltes Naturalienkabinet hat er der Akademie geschenkt; es befand sich aber damals noch in seiner Wohnung, wo es sehr eng zusammen gedrängt stand. *) Die Sammlung besteht in einer Menge vierfüßiger Thiere und Vögel, einem Herbarium, Konchylien, Insekten, Würmern u. s. w. Es befinden sich darunter viele einheimische Stücke. — In dem Garten hinter

*) Die Wünsche des verdienten und patriotischen Thunberg's sind auch nach Vollendung des stattlichen Pallastes leider! nicht erfüllt worden; theils ist er auch hier beengt, theils ist das Lokale daselbst für die Erhaltung einer solchen Sammlung gar nicht günstig.

D. Uebers.

dem Hause findet man in den Treibhäusern viele Pflanzen, die aber viel zu dicht auf einander gepackt waren; doch eben nichts Ausgezeichnetes. Außer einem Paar blühenden Mandelbäumen sieht man, wie ein Schwedischer Februar ohnehin vermuthen läßt, nur wenig Blumen; Amaryllis formosissima und Calla Aethiopica prangten jedoch in ihrer ganzen Schönheit. Prof. Thunberg hält täglich in einem dieser Treibhäuser seine botanischen Vorlesungen. Hinter demselben auf einer Gallerie stehen noch einige Naturalien, theils in Spiritus, theils ausgestopft; sie sind jedoch schlecht unterhalten und sehr verfallen.

In einem besonderen Gebäude, das zugleich zum chemischen Laboratorium dient, steht in einem schönen Saale in verschlossenen Schränken ein sehenswürdiges Mineralienkabinet, das, obgleich es nicht mit der Sammlung des Bergkollegiums in Stockholm verglichen werden kann, dennoch sehenswürdige Stücke enthält, und zum Unterricht mehr als hinreichend ist. Der Saal ist durch einige Medaillons, unter andern die von Bergmann und Wallerius ausgeschmückt. Hinter demselben ist eine Modellkammer. In einem anderen Gebäude, wo das akademische Konsistorium seine Sitzungen hält, besieht man in einem Vorzimmer einige alte und mittelmäßig ausgeführte, aber für die Geschichte noch immer wichtige Gemälde, die Christiern's Grausamkeit darstellen. Auch die übrigen Zimmer sind ebenfalls mit Gemälden angefüllt, meist mit älteren und neueren Bildnissen von vorneh-

men und gelehrten Schweden, Wohlthätern u. s. w. Das bei weitem Merkwürdigste ist jedoch das schöne Münzkabinet, das in zwei Klassen vertheilt ist, die eine enthält die alten griechischen und römischen, die zweite, die nicht so unvollständig als die erste ist, die einheimischen Münzen; auch befinden sich hier noch einige arabische, türkische und andere Geldsorten. Unter den seltenen Stücken fiel mir eine Krönungsmünze auf Karl X. auf, deren Stämpel gleich zerbrochen ward, weil darauf stand: DEI et Christinae gratia, (durch Gottes und Christina's Gnade); man hat die Inschrift nachher in die Worte a DEO et Christina (von Gott und Christina) verändert. Unter den verschiedenen Münzen dieser Königin zeichnen sich vorzüglich die in Italien verfertigten durch ein schönes Gepräge aus.

Die Anatomie habe ich nicht besucht, weil man mich versicherte, daß sie der Aufmerksamkeit eines Reisenden nicht werth sey. Die ökonomische Modellkammer konnte ich, der Abwesenheit des Aufsehers wegen, nicht besehen. Die Mühe, das Observatorium zu ersteigen, hätte ich mir ersparen können, denn man findet fast gar keine Instrumente. Der Professor der Astronomie hat seine Wohnung daselbst. Unten steht eine kleine dazu gehörige Bibliothek, die zwar nicht schlecht ist, aber zu ihrer Vermehrung nur einen sehr geringen Fonds hat. Das Observatorium wird übrigens aus den Einkünften der Akademie, die man auf 30,000 Rthlr. schätzt, und die größtentheils aus

dem Ertrage von Ländereien fließen, unterhalten. Die Reitbahn ist klein. Eine unbedeckte Reitbahn trennt sie von der Wohnung des Bereuters, und dem Stalle für etwa 30 Pferde.

Die Akademie der Wissenschaften zu Upsala hält in einem besonderen Gebäude ihre Zusammenkünfte; drei Zimmer desselben sind mit einem schönen Naturalienkabinette versehen. Unten befinden sich meistens Edelsteine, Marmorarten und Mineralien. Oben trifft man außer einem Herbarium, einigen seltenen Stücken aus Ambra, einer schönen ziselirten Schale aus Bergkrystall u. dergl., eine äußerst ausgesuchte und reiche Sammlung von Konchylien, Muscheln und anderen Seeprodukten. Sie ist sehr vollständig, und enthält etwa 3000 Arten, in jeder eine Menge Varietäten, und im Ganzen lauter ausgezeichnete Exemplare. Die Aufsicht über das Kabinet, das ein Geschenk von zwei Privatpersonen ist, und nur einen geringen Fonds zu seiner Vermehrung besitzt, führt Herr Liljebrad, der auch das Herbarium geordnet hat. Die Mitglieder dieser gelehrten Gesellschaft versammeln sich nicht sehr häufig. Ihre Geschichte ist in dem fünften Bande der „Nova Acta regiae societatis scientiarum Upsaliensis" kürzlich erzählt; sie hat gegen das Ende des zweiten Dezenniums im achtzehnten Jahrhunderte ihren Anfang genommen; der berühmte Emanuel Swedenborg gehörte zu ihren Stiftern; im Anfange beschäftigte sie sich auch mit der Rezension Schwedischer Werke; ihre älteren acta literaria Sueciae hatten im

Jahre 1751 gänzlich auf; nachdem der Herzog von Südermanland im J. 1766 zum Haupte der Gesellschaft ernannt worden war, fieng sie wieder an, ihre Verhandlungen über die gesammten Naturwissenschaften und bisweilen auch über historische und antiquarische Gegenstände, in lateinischer Sprache herauszugeben, wovon bis 1799 sechs Bände in Quart erschienen sind. Sie zählt auch mehrere berühmte auswärtige Gelehrte unter ihren Mitgliedern. Zu meiner Zeit hatte man in Upsala auch eine wohleingerichtete Lesegesellschaft von allen möglichen Zeitschriften, wo man zugleich mit verschiedenen Gelehrten, die diese Stadt zu ihrem Aufenthalte gewählt haben, und anderen Personen von Kenntnissen und Erziehung, einen angenehmen Umgang genießen konnte.

Ungefähr eine halbe Meile südöstlich von der Stadt entdeckt man, zur linken Seite des Weges, die bekannten Morasteine. Im J. 1770 hat man ein Haus von 16 bis 18 Fuß im Viereck darüber gebaut, um sie vor den schädlichen Wirkungen der Luft zu bewahren. Es sind zehn Steine, von denen der größte und höchste, obgleich nur von etwa anderthalb Fuß, am Ende steht; die übrigen, die eine verschiedene Größe haben, stehen an beiden Seiten nach vorn. Oben und zum Theile auch an den Seiten sind sie mit Runen, krummen Strichen und gothischen Inschriften versehen. Eine neuere, oben um das hölzerne Gebäude umher laufende Inschrift, zeigt an, daß hier ehemals die Schwedischen Könige gekrönt und gehuldigt wurden, und führt eine

Reihe derselben mit beigefügten Jahreszahlen auf. Einige behaupten jedoch, daß diese Huldigung etwas tiefer zur linken Seite und auf dem Felde geschehen sey.

Fünf Viertelmeilen weiter kommt man zu dem Landgute des Herrn Paykull. Der Weg geht über die Ebene, doch hat man rechts Tannenwaldung und einen felsigten, etwas höheren Boden. Upsala mit seinem hohen Schlosse und den beiden Thürmen des Doms entdeckt man wenigstens anderthalb Meilen hinter sich. — Der Zugang zu dem erwähnten Landsitze ist breit, abschüssig, an den Seiten mit Gebäuden von gleicher Größe, und nach innen mit einer doppelten Reihe junger Linden verziert. Das Wohnhaus ist nach Schwedischer Weise nur aus roth angestrichenen Balken erbaut, vorne hat es sieben, an den Seiten vier oder fünf Fenster. Solche Gebäude mit Plafonds u. s. w. werden hier etwa für 3000 Holländische Gulden aufgeführt. Die oberen Zimmer, die noch nicht fertig, aber schon mit hübschen Tapeten und guten Oefen versehen waren, waren zu den künftigen Wohnzimmern bestimmt, die unteren Gemächer hingegen für das Naturalienkabinet des Besitzers. Hinter dem Wohnhause liegt nur eine kleine, in einen Landsee hinein gehende Erdzunge, auf der man einen Englischen Garten anzulegen gedachte. Einen Gemüse- oder Baumgarten habe ich nicht gesehen. Im Sommer muß die Lage sehr angenehm seyn, obgleich die Ufer aller Schwedischen Landseen durchgängig zu niedrig sind, um eine große

Wirkung zu machen; jetzt aber war alles mit Schnee und Eis überdeckt. Herr Paykull, in seiner Jugend durch seine Gedichte, und nachher durch eine Fauna suecica bekannt, sammelte erst seit wenigen Jahren durch eine sehr ausgebreitete Korrespondenz ein vortreffliches Kabinet. Seine erste Gemalin, eine geborne Ehrenschwerdt, theilte seine Liebe zur Naturgeschichte, und hatte besonders für die Konchylien eine große Vorliebe. Sie machen auch einen zahlreichen Theil der Sammlung aus, und es befinden sich darunter verschiedene seltene Stücke; doch glaube ich nicht, daß es dem Kabinette der Upsalaschen Akademie der Wissenschaften gleich kommt. Herr Paykull besitzt viele Arten von Krabben, Krebsen, Spinnen u. s. w. Unter den Seeprodukten waren verschiedene aus den Nordischen Meeren befindlich, die, wenn sie auch von derselben Art sind, doch immer kleiner und von geringerem Glanze, als die aus südlichen Gewässern sind. Seine Fische bewahrte er nach der Blochschen Methode; die Schmetterlinge sind nicht nur aus Ost- und West-Indien, sondern auch aus Sibirien, dem Norden und Lappland in großer Menge zusammengebracht. Die vierfüßigen Thiere und Vögel waren theils in einem Seitengebäude, theils überall im Hause aufgestellt; so erblickt man z. B. gleich beim Hereintreten in dem Vorhause ein ausgestopftes Kameel.

Endlich muß ich noch eines andern merkwürdigen Ortes in Upsala's Nähe, des Skogklosters gedenken; ehedem war es, wie schon der Name andeutet, eine geist-

liche Stiftung, jetzt aber ist es ein Schloß mit einem kleinen dazu gehörigen Landgute, das verpachtet wird. Es ist ein Eigenthum des Grafen Brahe, und liegt eine halbe Meile seitwärts auf der ersten Station nach Stockholm; man kann daher auf der Reise nach der Hauptstadt leicht einen Abstecher dahin machen. In der That ist aber nur das Schloß selbst sehenswürdig. Es ist ein sehr großes, viereckiges Gebäude von drei Stockwerken, an jeder Ecke mit einem Thurme, der für jedes Geschoß ein Zimmer enthält. Inwendig kommt man zuerst auf einen Hof, um den rings Gallerien laufen, die größtentheils mit allegorischen Gegenständen bemalt sind; aus den Zimmern tritt man meistens auf die Gallerieen. Das Ganze soll nach dem Vorbilde des Schlosses zu Aschaffenburg aufgeführt seyn, das Gustav Adolf und Wrangel'n so gefiel, daß dieser es abzeichnen ließ, um ein ähnliches Gebäude auf dem Landgute, das der König seinem Vater geschenkt hatte, und wo er selbst geboren war, zu errichten. Das sehr detaillirte hölzerne Modell wird noch in einem der oberen Zimmer gezeigt. Die Mauern sind sehr dick, die Fenster, nach der alten Weise, klein, die Zimmer dagegen groß, obgleich kein einziges den Namen eines Saales verdient. Die Tapeten sind noch altmodisch, auf einigen sieht man mehr oder weniger gut gewirkte historische Darstellungen. Unter einer Menge von Gemälden erheben sich nur wenige über das Mittelmäßige; doch findet man zugleich eine Anzahl Bildnisse, meistens von der Braheschen, der Wrangelschen, Bjelkeschen und anderen mit ihr

verwandten Schwedischen Familien, (die Brahesche, die jetzt Skogkloster besitzt, hat es von der Wrangelschen geerbt) und einigen Schwedischen, Dänischen und anderen Königen, unter denen sich ein Original-Portrait von Gustav Wasa auszeichnet. Der gegenwärtige Besitzer hat hier auch verschiedene, von seiner Italienischen Reise mitgebrachte Sachen, z. B. einen Vogel aus Römischer Mosaik, aufgestellt. Ferner trifft man hier Geschenke an, die Gustav Adolf in Teutschland erhielt; unter andern ein Kabinet, das ein Horarium der H. Birgitta enthält, und eine auf Kupfer geätzte, trefflich ausgeführte Susanna mit den Buben, worin das Metall kaum angerührt zu seyn scheint. Sechs Kammern mit Gewehr, und fünf mit Büchern, nehmen das oberste Stockwerk ein. Die ersteren, von denen drei an der einen, und drei an der anderen Seite mit einander verbunden sind, zeigen in der That ein kleines Arsenal, dergleichen vielleicht nirgends ein Privatmann besitzt, besonders was die alten, ausländischen und Kunstgewehre betrifft; überdies sieht man einige Schilder, Karousselkleider u. dergl. Ein Schild Karl's V. von herrlicher getriebener Arbeit, verdient unter allen Seltenheiten dieses Zeughauses die meiste Aufmerksamkeit; weniger gewiß ein ganzes Heer von Henkerschwertern, unter denen man jedoch eins vom Herzoge Alba, und eins von der Spanischen Inquisition, nicht ohne ein gewisses Interesse betrachtet. Die Büchersammlung stammt aus verschiedenen Zeiten; der neueste Theil ist nur aus der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, und fast ganz

ungeordnet. Den größten Werth geben ihr die vielen Handschriften. Ich fand darunter einen schönen Französischen Curtius auf Pergament, mit ausgemalten Zeichnungen. Einen wichtigen Theil machen die Wrangelschen-Briefe und Protokolle von seinen Ambassaden zwischen 1669 bis 1670 aus. Uebrigens enthält die Vorrathskammer in den Wirthschaften des Schlosses noch einige Seltenheiten aus Glas, Porzellan und Steinen, z. B. eine herrliche Schale von Jaspis. Auch bei diesem Schlosse befindet sich kein Garten; die umliegende Gegend, die längs einem Landsee bloß niedrige, mit Tannen besetzte Ufer zeigt, scheint im Sommer wenig Abwechslung zu versprechen. Skogkloster ist auch nicht der gewöhnliche Landsitz der Braheschen Familie.

Stockholm.

Oktober 1797 bis Februar 1798. August bis Oktober 1798.

Sieben Meilen, die vier Stationen ausmachen, führen von Upsala nach dem Königlichen Stockholm. Erst fährt man in gerader Linie über kleine Anhöhen durch einen hohen ehrwürdigen Tannenwald. Eine Meile von Upsala wird man in einer Fähre über den Fluß gesetzt, der sich unfern von dieser Stelle in den Mälar ergießt; eine geraume Zeit übersieht

man diesen See oder einen seiner Arme von der Höhe. Auf dem ganzen übrigen Wege wechseln die herrlichsten Aussichten, die fruchtbarsten Gefilde, große mit Tannen überwachsene Berge und die rauhesten Felsmassen beständig mit einander ab; der Boden ist fortdauernd uneben. Von Zeit zu Zeit hat man kleine Landseen mit ziemlich hohen Ufern zur Seite; übrigens fährt man vor vier Dörfern und ungefähr eben so vielen Edelhöfen vorbei. In der Gegend von Stockholm kündigt nichts, außer einem Paar einzelnen Landhäusern, die Nähe einer Hauptstadt an. Haga bleibt in einer etwas weiteren Entfernung links liegen. Die Berge und Tannenwälder erstrecken sich bis dicht an das Thor oder vielmehr an den Bogen, den man, ohne auf dieser Seite Thürme oder was sonst einer Stadt gleicht, bemerkt zu haben, ganz unerwartet vor sich sieht. Nur ein Vergünstigungsschein der Regierung, den man vordem nicht anders als durch besondere Vermittelung und in besonderen Fällen erhält, befreit den Reisenden von einer Visitation am Thore selbst; hat man jene Erlaubniß erhalten, so kommen die Zöllner ins Quartier, wo die Untersuchung zu einer bloßen Formalität wird.

Stockholm gehört ohne Zweifel zu den großen Städten Europa's. Man braucht wenigstens eine Stunde, um sie vom nördlichen bis zum südlichen Ende, und eine halbe, um sie von Osten nach Westen zu durchwandern. Man hat ihre sonderbare Lage mit Recht für ihre größte Merkwürdigkeit ausgegeben. Be-

dern gewohnt ist, entbehren; nur die wenigsten Gebäude haben ihre eigene Pumpe. Einige freie Plätze und Märkte machen die Vorstädte noch geräumiger. Der Nordermarkt ist nicht bloß eine der Hauptzierden Stockholm's, sondern auch der große Vereinigungspunkt der Vorstadt mit der Stadt. An der oberen Seite stehen nur alltägliche Gebäude, die der Regelmäßigkeit des Platzes Eintrag thun. Die beiden Seiten werden durch das Opernhaus und das Palais der Aebtissin von Quedlinburg auf eine gefällige Art verschönert; sie sind von gleicher Bauart; am zweiten Stockwerke sind zwei Korinthische Säulen angebracht, und oberhalb derselben befindet sich eine Attika. Die vierte Seite ist ganz frei; von hier geht man nach der Brücke, und hat das stattliche Schloß in keiner weiten Entfernung vor sich. In der Mitte des Platzes steht die vergoldete Reuterstatue Gustav Adolphs; auf dem Fußgestelle sind fünf Medaillons seiner Feldherrn angebracht.

Wenn man will, kommt man von hier zu einem Kai, der sich rechts und links neben dem Wasser erstreckt. Der an der rechten Seite zeigt das schöne Gebäude der Sozietät oder des Klubs. Der linke Kai führt vor dem ehemaligen Arsenale, dem jetzigen Theater vorbei, und wenn man weiter fortgeht, erreicht man eine kleine hervorspringende Spitze des Nordermalms, Blasiusholm genannt, die durch eine lange Brücke mit dem Ladugårdslande eine nähere Verbindung hat; hier sind unter andern die neuen

ren Richtung, durchschnitten. Die übrigen Gassen sind Parallel- oder Querstraßen, meist alle in gerader Linie und mit rechten Winkeln. Die nördliche Vorstadt liegt zwar nicht so hoch als die südliche, aber der Boden ist gleichfalls uneben. Sie erhebt sich nicht nur langsam, je mehr man sich von dem Wasser nach dem Thore begiebt, sondern man trifft auch in ihrer Mitte bedeutende Erhöhungen; so entdeckt man bisweilen einen Bergrücken zwischen zwei Straßen oder zwischen zwei verschiedenen Quartieren ein Thal.

Während meines Aufenthaltes in Schweden war man noch beschäftigt, den sogenannten Brunkenberg, der ehemals einen weit größeren Umfang hatte, und einen Theil des Nordermarkts einnahm, allmälich abzutragen. In der oberen Hälfte dieser Vorstadt sind hölzerne Häuser, sogar mit Rasendächern, noch gar nicht selten; auch findet man viele Gärten; je weiter man aber hinunter kommt, desto häufiger werden die größeren und ansehnlicheren Gebäude, und desto näher stehen sie einander. Fast der ganze Adel hat sich auf dem Nordermalm niedergelassen. Doch zeigt sich nur in den wenigsten Häusern Architektur. Einen ganz anderen Anblick gewährt in dieser Hinsicht Kopenhagen; in Stockholm haben sie einen ebenen, flachen Giebel, sie sind aus Backsteinen aufgemauert, mit weißer oder einer andern hellen Farbe angestrichen, und bestehen aus drei oder vier niedrigen Geschoßen; mit wenigen Ausnahmen wird jedes derselben von einer Familie für sich bewohnt, die verschiedener Zimmer, woran man in anderen Län-

schönste Aussicht auf den See, den Südermalm und die eigentliche Stadt. Nur ein kleiner Theil der Insel ist bebaut; doch hat sie verschiedene Straßen, gute Häuser, und eine Menge Gärten; auch hier ist der Boden bergig. An der östlichen Seite, und also nach dem Meerbusen, fährt eine Brücke vom Blasiusholm nach der Admiralitätsinsel, und eine zweite von diesem nach dem noch kleineren Kastellholm; ich werde in der Folge Gelegenheit haben, diese Gegend weitläuftiger zu beschreiben.

Die schöne Brücke nach der Stadt mit drei Bogen und einem Geländer von Granit auf beiden Seiten, war zu meiner Zeit erst halb vollendet; unterdessen dienten, wo sie aufhört, ein Paar hölzerne Nebenbrücken zur Erhaltung der Kommunikation; die eine lief links nach der Schiffsbrücke, einem herrlichen breiten Kai, der zuerst durch das Schloß, und hernach durch schöne Gebäude, die meistens Kaufleuten gehören, eingefaßt war; längs derselben lagen Schiffe von allen Nationen; *) die andere rechts nach der H. Geistinsel, zwischen den Königlichen Ställen und einigen Buden, und dann über eine neue Brücke nach der Stadt. Das Königliche Schloß nimmt die nordöstliche Ecke derselben ein. Dieses hohe, ehrwürdige Ge-

*) Dicht vor diesem Kai ist der Einlauf in den Haven, südlich von der Admiralitätsinsel und dem Thiergarten. Im Januar, da man an anderen Stellen über Eis gehen konnte, war hier das Wasser offen.

D. Uebers.

bäude hat in der Mitte einen Hof von ziemlich guter Architektur. Von der äußeren Seite ist die nördliche Façade die kleinste; man steigt auf zwei steilen schrägen Treppen hinan; den Eingang verzieren zwei Löwen aus Bronze. Dieser ganze Flügel ist aus dem siebenzehnten Jahrhundert, und bei dem Brande 1697 allein verschont geblieben. Der südliche Giebel sieht nach einem offenen, schräg nach dem Wasser abgehenden Platz, an der einen Seite steht die Hauptkirche der Stadt, und an der andern gute Gebäude. Die Architektur desselben wird durch sechs einfache Jonische Säulen, die jede nur ihr eigenes und kein gemeinschaftliches Gesimse tragen, entstellt; diesen ganzen Flügel nehmen der Reichssaal und die Schloßkapelle ein. An der niedrigen Seite des Platzes, dicht am Wasser, beschäftigte man sich, bei meinem letzten Aufenthalte das Fußgestelle zu errichten, worauf die Statue des verstorbenen Königs gesetzt werden sollte; es ruht auf einigen runden steinernen Treppen, und besteht aus einem schön polirten viereckigen Porphyr mit der Schwedischen Inschrift: Gustav III., dem Gesetzgeber, dem Sieger, dem Friedensstifter die Stockholmische Bürgerschaft 1790. Das Monument ward ihm bei Gelegenheit seiner Rückkehr aus dem Russischen Kriege gewidmet.

Die östliche Seite hat zwei hervorspringende niedrigere Flügel, und eine Art von Gartenterrasse, zu der man von dem Kai auf Treppen emporsteigt. Die westliche endlich, die am besten gebaut ist, enthält den

Haupteingang. Eine halbrunde Arkade, die von außen aber zu sehr durch Häuser beschränkt wird, führt zu demselben. Gleich hinter dem Platze im Süden des Schlosses erblickt man auf einem anderen Markte die schöne Börse, deren Façade unten nach dorischer, oben nach jonischer Ordnung eingerichtet ist.

In diesem Theile von Stockholm liegt bei der Bank und dem Uebergange nach dem Ritterholm noch ein Markt, dem das Ritterhaus, das Stadthaus und in der Mitte die Statue Gustav Wasa's zu Fuß von Bronze auf einem runden Piedestal zur Zierde gereichen; überdies macht auch die schöne Brücke aus einheimischem Marmor und Granit, die nach der Insel führt, eine gute Wirkung. Drei gerade Straßen und einen fröhlichen, aber unterbrochenen Kai, der eine schöne Aussicht auf den Südermalm gewährt, ausgenommen, besteht der übrige Theil der eigentlichen Stadt nur in einer Verkettung von engen, dunkeln und krummen Gassen. Sie hat eine Schwedische, eine Teutsche, eine Finnische (worin aber auch Schwedisch gepredigt wird) und eine Französische reformirte Kirche nebst einer Synagoge.

Der kleine mit der Stadt verbundene Ritterholm enthält nur eine oder zwei und noch dazu sehr unregelmäßige Straßen; außer der Ritterholmskirche und einigen wenigen Privathäusern befinden sich hier meistens Kollegien und öffentliche Gebäude. Am Ende liegt der sogenannte alte Pallast, den die König-

liche Familie, während das eigentliche Schloß wieder aufgebaut ward, bewohnte. Er ist freilich groß, doch ohne besondere äußerliche Pracht; das Gebäude liegt auf einer ziemlichen Anhöhe (der ganze Ritterholm ist bergig) und wird hinten in einem Halbzirkel vom Wasser bespült. Von der Seite von Kongsholm macht die Aussicht auf diesen steilen Fels, oben mit dem alten Gebäude, eine vorzügliche Wirkung. *)

Die südliche Vorstadt kann ganz für eine Insel gelten. Die Seite nach der Stadt ist steil und hoch. Die Häuser der Stadt liegen entweder am Fuße der Anhöhe, wie die am Kai, der sich längs dem Meerbusen hin zieht, oder oben, oder wo der Berg es verstattet, terrassenartig an dem Abhange, was auf der gegenüber stehenden Seite, besonders des Abends, wenn Alles erleuchtet ist, einen vortrefflichen Effekt hervorbringt. Das Ganze wird von der hohen Kuppel der Katharinenkirche bekrönt. Diese sowohl, als die Katharinenkirche, worin sich die beiden Gemeinen dieses Theiles von Stockholm versammeln, sind von schönen Kirchhöfen umgeben, und die Bauart der ersteren ist überdieß nicht schlecht. Der Südermalm hat einen geräumigen viereckigen Markt und noch einen anderen öffentlichen Platz, wenn man aus der eigentlichen Stadt kommt. An beiden Seiten desselben sieht man

*) Vor etwa drei Jahren brannte es ab; es ist aber auf den Ruinen desselben ein neues und prächtiges Gebäude aufgeführt worden.

D. Uebers.

Haupteingang. Eine halbrunde Arkade, die von außen aber zu sehr durch Häuser beschränkt wird, führt zu demselben. Gleich hinter dem Platze im Süden des Schlosses erblickt man auf einem anderen Markte die schöne Börse, deren Façade unten nach dorischer, oben nach jonischer Ordnung eingerichtet ist.

In diesem Theile von Stockholm liegt bei der Bank und dem Uebergange nach dem Ritterholm noch ein Markt, dem das Ritterhaus, das Stadthaus und in der Mitte die Statue Gustav Wasa's zu Fuß von Bronze auf einem runden Piedestal zur Zierde gereichen; überdies macht auch die schöne Brücke aus einheimischem Marmor und Granit, die nach der Insel führt, eine gute Wirkung. Drei gerade Straßen und einen fröhlichen, aber unterbrochenen Kai, der eine schöne Aussicht auf den Südermalm gewährt, ausgenommen, besteht der übrige Theil der eigentlichen Stadt nur in einer Verkettung von engen, dunkeln und krummen Gassen. Sie hat eine Schwedische, eine Teutsche, eine Finnische (worin aber auch Schwedisch gepredigt wird) und eine Französische reformirte Kirche nebst einer Synagoge.

Der kleine mit der Stadt verbundene Ritterholm enthält nur eine oder zwei und noch dazu sehr unregelmäßige Straßen; außer der Ritterholmskirche und einigen wenigen Privathäusern befinden sich hier meistens Kollegien und öffentliche Gebäude. Am Ende liegt der sogenannte alte Pallast, den die König-

Uebrigens ist die ganze Hauptstadt in allen ihren Theilen nur mittelmäßig gedämmt, und bei dem geringsten Thauwetter oder Regen müssen Fußgänger sich fast auf denselben Schmuz, als in den meisten übrigen Schwedischen Städten, gefaßt machen. So bald der Sommer vorbei ist, wünscht man sehr, daß Schnee fallen und Frost eintreten mag, um eine harte und ebene Bahn zu bekommen.

Stockholm's Bevölkerung wird ziemlich allgemein zwischen 70 bis 80,000 Seelen geschätzt, die etwa 5000 Häuser bewohnen. (Nach dem Tabellenwerk betrug die Mittelzahl der Einwohner von 1780 bis 1795 73,581¼ Personen; wahrscheinlich ist die wirkliche Volksmenge größer; von 1791 bis 1795 ist die Mittelzahl der Gebornen 2762, der Gestorbenen 3339 gewesen; multiplizirt man die ersteren mit 30, so entsteht eine Bevölkerung von 82,860 Seelen. Am sichersten rechnet man daher wohl 80,000 Personen als die wirkliche Zahl der Einwohner. *)

Im Ganzen findet man schöne und wohlgebauete Menschen unter der Nation. Die Weiber, selbst in

*) Schulz von Schulzenheim Tal, Beilagen S. 82. Der Uebersetzer hat die Bemerkungen des Verfassers über Schweden's Bevölkerung weggelassen, theils weil sie zu unvollständig sind, theils weil weitläuftige Untersuchungen der Art nicht in eine Reisebeschreibung zu gehören scheinen, Rikander lehrreiche Abhandlungen darüber in *Wetenskap's* Academiens Handlingar, Bd. 20 — 22, sind auch in Teutschland hinlänglich bekannt.

D. Ueb.

der Hauptstadt, wo, für einen so weit nach Norden liegenden Ort, das Sittenverderbniß zu einer fürchterlichen Höhe gestiegen ist, haben ein gesundes und blühendes Aussehen, doch werden sie leicht fett; ihr dickes Gesicht, mit etwas hervorstehender Oberwange, giebt eine wunderbare Aehnlichkeit, die dem Fremden, wenn er eine Menge Frauen aus dem Bürgerstande, z. B. in einer Kirche, neben einander sieht, außerordentlich auffällt. Von ihren Dänischen Schwestern unterscheiden sie sich durch ihre Gestalt so sehr, daß nicht ein schmaler Sund, sondern ganze Meere zwischen ihnen zu liegen scheinen. Auch bei den Männern trifft man fast nie das hohe Blond, das sich so häufig in Dänemark den Blicken darbietet. Die Schwedische Sprache, obgleich sie von der Dänischen so wenig verschieden ist, daß beide Völker sich ohne Mühe verstehen und wechselseitig ihre Schriften lesen können, übertrifft, nach meinem Urtheile, weit ihre Nebenbuhlerin an Wohllaut und Schönheit. Zu dem ersteren trägt die größere Menge von Vokalen und besonders die so häufig vorkommende Endigung der Wörter auf a außerordentlich viel bei. Es fällt nicht sehr schwer, das Schwedische von Wort zu Wort richtig auszusprechen; es giebt keinen Buchstaben oder Ton, den die Zunge, besonders wenn sie an mehrere Europäische Sprachen gewöhnt ist, nicht leicht nachahmen kann; ganz anders verhält es sich aber, wenn man die Worte an einander reihen soll. Es wird dem Fremden nur selten glücken, den rechten Accent zu treffen. Man bemerkt ihn auf dem platten Lande weit weniger, als in den Städten, be-

sonders zu Stockholm. Die Bauern, ob sie gleich ebenfalls mit einer Art Gesang aussprechen, geben den Wörtern doch weit mehr die ihnen zukommende rechte Aussprache, und ich konnte sie größtentheils beinahe im Augenblicke verstehen, da ich noch weit entfernt war, einer Unterhaltung in den Städten zu folgen. Eben dies kann man von der Deklamation auf den Kanzeln sagen, die gemeiniglich sehr deutlich ist. In dem Umgange mit den höheren Ständen hingegen findet man eine gewisse Trägheit der Zunge, die eine Menge Buchstaben verschluckt und Worte in einander schmilzt; dazu kommt noch eine Art Prosodie des Ganzen, die schwer zu treffen ist, und die man sowohl auf der Bühne, als wenn man Etwas vorlesen hört, sehr deutlich wahrnimmt. Dies Ineinanderschmelzen macht die Wörter noch leiser, und benimmt ihnen viel von der Rauhheit, die einige Töne oder Dyphthongen übrig lassen möchten. Auf mich, und ich bin nicht allein in diesem Falle, *) hat die Schwedische Sprache die sonderbare Wirkung gehabt, daß, sobald ich einige Fortschritte darin gemacht hatte, ich alle Fertigkeit, Englisch zu sprechen, ganz verlor; so oft ich es wieder versuchen wollte, fiel ich ins Schwedische zurück, und auch nach meiner Zurückkunft kann ich mich lange nicht so leicht und so rein, als vor meiner Reise im Englischen ausdrücken. Die Ursachen dieser Erfahrung habe ich vergebens zu erforschen gesucht;

*) Auch der Uebersetzer hat diese Erfahrung gemacht.

D. Ueb.

mit dem Teutschen, das noch mehr Aehnlichkeit mit dem Schwedischen hat, ist es mir nicht so gegangen. Wahrscheinlich muß man sie in einigen einsylbigen Wörtern, z. B. in der Konjugation des Hülfsverbums, die in den beiden Sprachen einander sehr gleich ist, suchen. In der Konstruktion scheint mir der Grund nicht zu liegen. So leicht die Schwedische Sprache übrigens auch für einen (Teutschen oder) Holländer zu erlernen ist, so kommen doch bei den Dichtern eine Menge Wörter vor, die man vergebens aus der Analogie zu erklären sucht, und welche die Lektüre derselben sehr erschweren.

Ungeachtet das rauhe Klima, besonders in den nördlichen Gegenden, den Schweden in vieler Hinsicht abhärtet, befreit es ihn doch nicht von rheumatischen Uebeln. Er ist vielmehr denselben und Hämorrhoidalzufällen vorzüglich unterworfen. Bei dem Eingebornen stellt sich frühe eine Empfindlichkeit gegen die Kälte ein, von der ein Fremdling, wenigstens in dem ersten Jahre seines Aufenthaltes, nichts weiß. In den ziemlich milden Wintern 1797 und 1798, in denen der Schnee und das Eis bisweilen völlig aufthauete, und nur auf kurze Zeit merkliche Kälte eintrat, konnte ich es leicht ohne Pelz und in einem Wagen sogar ohne Ueberrock aushalten. Die Schweden hingegen hüllten sich bereits während der Regenwolken des Spätherbstes in ihre Wildschur oder umgekehrten Wolfspelze, und legten sie nicht eher als im kommenden Lenze ab; in ihren Zimmern, die durch die treffliche Beschaffenheit der

Oefen bis zu einem ziemlich gleichen Grade der Wärme geheizt werden, brauchen sie das ganze Jahr hindurch ihre Kleidung nicht zu verändern. Vermöge derselben ist man im Stande, ein Zimmer mit geringen Kosten den ganzen Winter hindurch zu erwärmen, und selbst die Bedienten schlafen in geheizten Stuben; selbst die Aermeren erdulden das Elend nicht, das bei der jämmerlichen Art, mit der wir uns zu erwärmen gewohnt sind, unsere Winter zu Zeiten der Noth und der Schmerzen macht, und worin so leicht eine Abänderung getroffen werden könnte. Hier ist es im Gegentheile in den Wohnungen des großen Haufens und in den Bauernhütten immer am wärmsten; es ist unbegreiflich, wie man diesen Grad von Hitze während des Schlafes ertragen kann, und sogar vorzüglich liebt. Die Schweden bedienen sich auch häufig der Schornsteine, die man, so bald das Feuer ausgebrannt ist, mit einer Klappe verschließt, um die Wärme nach dem Zimmer zu locken. Man behauptet allgemein, daß die Winter seit einiger Zeit in Schweden kürzer, gelinder und unregelmäßiger, als ehemals, geworden sind, und schreibt diese Erscheinung dem Austrocknen verschiedener Moräste und der Abnahme der Wälder zu.

Abgesehen von dem Luxus, der sich bei den Gastmälern in vornehmen Häusern und besonders bei den Tafeln der reichen Kaufleute zeigt, ißt man in Schweden, und selbst in der Hauptstadt, schlecht. Bei einem Speisewirthe, der für den besten in Stockholm galt, und bei dem täglich mehrere hundert Personen

aßen, hatte ich nur die Wahl zwischen einigen mittelmäßig zubereiteten Schüsseln Fleisch mit weniger Zukost; ein selbst bestelltes Gericht konnte ich, vorzüglich des Mittags, für kein Geld bekommen. Besonders lästig war mir der Mangel an Gemüsen, die man auch sehr oft bei Gastmälern vermißte. Man findet übrigens, sogar im Winter, manche Arten davon auf dem Markte, allein die Schweden lieben dies Nahrungsmittel höchstens des Abends, und man ißt dann bisweilen in der That einige gut eingemachte Gartengewächse, die aber doch meistentheils aus dem Auslande gebracht werden; der Boden würde, bei einer sorgfältigen Bearbeitung, fast alle Gemüse unseres Klima's hervorbringen können. Die hier herrschende Zubereitung derselben mit einer Menge Zucker ist einem Fremdlinge sehr zuwider. Eingemachte Gurken werden sehr geliebt, und fast auf allen Tafeln vorgesetzt. Barsche und Hechte sind die gewöhnlichsten Fische; allein die besten, die in Stockholm gegessen werden, fängt man nicht im Mälar, sondern in den Scheren, ein Beweis, daß dieser Busen der Ostsee nicht sehr salzig ist. Eigentliche Seefische erhält man aus Gothenburg, allein selten frisch genug, um einem Gaumen, der an etwas Besseres der Art gewöhnt ist, behagen zu können.

Im Ganzen sind die Landseen nicht sehr fischreich; im Thalflusse wird aber in der rechten Jahreszeit eine Menge Lachs gefangen. Gesalzene Fische, besonders Häringe, werden durch ganz Schweden in un-

begreiflicher Menge konsumirt. Wenn die Bereitungsart und die Zuträglichkeit dieser im Uebermaße genossenen Nahrungsmittel für die Gesundheit mit dem geringen Preise desselben in Verhältniß stände, so würde der Vortheil davon für das Reich noch größer seyn. Auf dem Lande lebt man überdies größtentheils von Milch mit Brod. Das Schwedische Nationalbrod, Knakkebrö, ist häufig beschrieben. Es ist so hart wie Schiffszwieback, und nur wenn es vom feinsten Weizenmehle gebacken, und als eine Art Leckerbissen vor dem Essen zum Branntwein umher gegeben wird, schien es mir nicht ganz unschmackhaft zu seyn; sonst war ich kaum im Stande, es nieder zu bringen. Die Bauern backen es jährlich nur ein oder zweimal, und es wird in ihren Hütten oben an der Decke aufgehängt, so daß, wenn man eine dieser gelblichten Scheiben gebrauchen will, sie erst einer sorgfältigen Reinigung von Staub und Schmuz bedürfen. Bei dem Knakkebrö, sagte mir einst ein Mann vom ersten Range, als ich behauptete, daß der Mangel an Krume ihm die Haupteigenschaft des Brodes beraube, bei dem Knakkebrö sind wir alle groß geworden. Gegenwärtig nimmt jedoch auch auf dem Lande der Gebrauch des gewöhnlichen Brodes, so wie vieler anderer Dinge, die ehemals nicht so allgemein waren, zu; Weizenbrod kann man außerhalb der Städte nur selten erhalten; noch seltener ist der Wein, der selbst bei Leuten, die ihn bei uns nicht entbehren würden, durch Bier und Branntwein verdrängt wird. Gegen diese Simplizität macht der Luxus der großen Tafeln

in Stockholm, und hin und wieder auch in anderen Städten, einen außerordentlichen Kontrast; diejenigen, die den Winter in der Hauptstadt, den Sommer auf dem Lande zubringen, bringen ihn natürlicher Weise auch hieher mit.

Die vornehmsten Kaufleute leben fürstlich; bei ihnen findet ein Reisender mehr, als bei dem Adel (dessen Gastfreiheit sich meistens auf seine Schlösser beschränkt, und der seine Häuser in der Hauptstadt dem Fremden nur auf Theebesuche öffnet) Gelegenheit, ein Zeuge der Schwedischen Tafelpracht zu seyn. Alle Gegenden Europa's werden in Kontribution gesetzt, um ihre Leckereien, ihre Weine und Früchte herzugeben. Portugiesische Wassermelonen habe ich hier mitten im Winter von einer Güte gegessen, die ich vorher nicht kannte; doch war die Zahl der verdorbenen gegen eine gute sehr groß, und der Preis mußte dadurch nicht wenig erhöhet werden. Schweden bringt übrigens, besonders in den südlichen Provinzen, mehrere Früchte milderer Gegenden hervor. Die eigentliche Nationalfrucht sind aber die bereits bei Norwegen erwähnten Preisselbeeren, die nur gekocht oder eingemacht gegessen werden können, dann aber eben so angenehm von Geschmack, als antiskorbutisch sind.

Die durch den letztverstorbenen König eingeführte Nationaltracht, die auf das Schwedische Klima gar nicht berechnet ist, hat sich nur am Hofe erhalten; gewöhnlich besteht sie in schwarzer Seide mit rothen

Borten, (untere Beamte gehen ganz schwarz) und an Gallatagen ist sie weiß und himmelblau. Die Damen tragen schwarz taffine Kleider mit aufgeschlitzten Spanischen Aermeln, und an Feiertagen weiße; diejenigen, die bei Hofe Zutritt haben, erscheinen auch in Gesellschaften nur in diesen beiden Farben; nehmen sie aber in ihren eigenen Häusern Besuche an, so können sie gehen, wie es ihnen gefällt. Fremde sind dem Gesetze nicht unterworfen; doch müssen fremde Damen, wenn sie sich bei Hofe vorstellen lassen, die Nationaltracht, gleich den einheimischen, anlegen. Ein einziges Mal habe ich auch in einer Landstadt bei einer feierlichen Gelegenheit noch eine Art schwarzer Mannskleidung, nach der Vorschrift des hochseligen Königs, gesehen; der Rock war jedoch der gewöhnlichen Mode ähnlicher, als der Stockholmer Hoftracht. Uebrigens ist die Kleidung, sowohl bei Frauen als Männern, durch ganz Schweden einfach; nur in der Hauptstadt machen die ersteren in den seidenen oder atlasnen Pelzkleidern von allerlei Farben einen ziemlichen Aufwand, so wie in ihren atlasnen oder gold- und silberstoffnen Mützen. Sie liegen dicht auf dem Kopfe, und zeigen die ganze Gestalt desselben, wie der Nordholländische Kopfputz; doch bedecken sie hauptsächlich nur den Hintertheil, an den Seiten biegen sie sich etwas nach vorne. Im Ganzen kleiden sie gar nicht übel.

Ich habe bereits erwähnt, daß sich fast alle Familien in Stockholm mit einem Geschosse begnügen.

Da die Breite der Häuser größer als die Tiefe ist, giebt jedes Stockwerk eine Reihe von Zimmern nach der Seite der Straße. In der Mitte derselben befindet sich häufig das Vorzimmer, und es ist, wenn der Herr oder die Frau zu Hause sind, überall offen; obgleich man bisweilen nicht einmal einen Bedienten vorfindet, welches den Fremden in die unangenehme Verlegenheit setzt, sich bei seinem ersten Besuche selbst anzukündigen. Wenn man Bediente bei sich hat, warten sie in diesem Vorgemache, während man selbst in ein folgendes Gemach geführt wird; diese Antichambre dient nicht selten zum Speisezimmer, und man muß sich daher der schmuzigen Stühle bedienen, die sonst von den Lakaien gebraucht werden. In den Staatszimmern herrscht im Ganzen viele Pracht, sowohl in den al fresco gemalten Wänden, Decken, Fußböden und Vorhängen, als auch in den Mobilien; selbst in den anderen Städten und auf dem Lande sollte man in den rothen hölzernen Häusern mit den Rasendächern nicht die Eleganz und Zierlichkeit erwarten, die man häufig findet. Weniger sichtbar ist der Luxus in den Equipagen, und die Miethkutschen in Stockholm sind besonders so schlecht, als irgend möglich. So bald Schnee fällt, rollt kein Wagen mehr auf den Rädern, sondern Alles fährt auf Schlitten. Des Sommers bedient man sich häufig leichter Chaisen zu einem Pferde, womit auch viele schnelle Reisen gemacht werden.

Unter den Schwedischen Gewohnheiten verdient

noch der Julklappminer Erwähnung; man versteht darunter Weihnachtsgeschenke; Jul bezeichnet das Weihnachtsfest; die zweite Sylbe bezieht sich auf das Klopfen an die Thüren, womit die Ueberbringer, die die Gaben am Abend vor dem Feste ins Haus oder Zimmer werfen, ihre willkommene Ankunft verkündigen. Nirgends ist, so viel ich weiß, der Gebrauch dieser Geschenke nicht bloß an Kinder, sondern auch an alle Freunde und Verwandte so allgemein, als in Schweden; bereits vierzehn Tage vorher sind alle Buden mit neuen Waaren angefüllt, und besonders haftzehen sich die Goldschmiede alsdann mit allen zu ihrem Gewerbe gehörigen Arbeiten reichlich versehen zu seyn. Während dieser Zeit sind die Straßen einen guten Theil des Vormittags mit Fuhrwerken bedeckt, und die meisten Köpfe beschäftigen sich ohne alle Widerrede mehr mit den Geschenken, die sie vertheilen oder bekommen werden, als dem wichtigeren Gegenstande, der Veranlassung zu der Gewohnheit geworden ist. Vielen Leuten muß sie natürlich sehr lästig fallen, und für den König und die Herzoge wird sie in der That eine bedeutende Ausgabe.

Niemand wird den Schweden im Ganzen ein freundliches gefälliges Zuvorkommen, eine natürliche Dienstfertigkeit und Artigkeit absprechen. Nachdem ich einen beträchtlichen Theil des Reichs durchreist bin, habe ich, nur einige Stationen in der Nähe von Stockholm und Gothenburg ausgenommen, nirgends Veranlassung gefunden, dies Urtheil über sie zu

ändern. Unter den Landleuten sind die Sitten ziemlich rein. Die Völlerei, dies große Nordische Laster, herrscht freilich auch unter ihnen, doch bin ich auf meiner Reise nur selten Zeuge von durch sie veranlaßten Ausschweifungen gewesen, oder durch die schlimmen Folgen derselben aufgehalten worden; auch die Treue und die Ehrlichkeit der Einwohner sind alles Lobes würdig. Haupt- und andere große Städte sind aber immer als die Pflanzschulen, oder, wenn ich mich so ausdrücken darf, als die Treibkasten der sittlichen Verdorbenheit zu betrachten. Doch verläugnet sich auch hier der Nationalcharakter nicht ganz, und er behält, außer der Menge fremder Gewohnheiten, auch noch manche einheimische Sitten; sie werden nur mehr nach den Neigungen, die bereits in dem Herzen Wurzel geschlagen haben, modifizirt. So ist es z. B. leicht zu bemerken, daß die Offenheit und Gefälligkeit im Umgange, die den Schweden charakterisirt, ihn auch in der großen Welt und in einem Kreise, wo man den Ton derselben mehr oder weniger kopirt, nicht verläßt, und in die abgeschliffenere Artigkeit übergeht, die ihm den Namen des Nordischen Franzosen verschafft hat. Aber sind die Aufrichtigkeit, die Ehrlichkeit, die Zuverlässigkeit des platten Landes auch eben so allgemein in den Mauern Stockholm's einheimisch? Es würde mich schmerzen, so vielen würdigen Leuten, die sich auch hier gewiß in verschiedenen Ständen finden, einen Flecken Schuld zu geben, von dem sie völlig rein sind; und ich habe bereits häufig meinen Widerwillen gegen allgemeine Schilderungen, die doch im-

ner häufige Ausnahmen verstatten, erklärt. Man müßte jedoch mit der Geschichte des vorigen Jahrhunderts wenig bekannt seyn, wenn man den Einfluß der durch die Hände der auswärtigen Gesandten gespendeten Goldes auf den Schwedischen Adel, besonders zur Zeit, als der König noch unter dem Joche der Aristokraten gebeugt war, läugnen wollte. Seit der Revolution unter Gustav III. ist daher der Umgang zwischen dem Adel und dem diplomatischen Korps auf Verlangen des Hofes merklich vermindert.

Während meines Aufenthaltes glückte es nicht ein Mal einem fremden Minister, ein wöchentliches Souper mit einer Tanzpartie zu Stande zu bringen. Bereits das erste Mal erhielten einige eingeladene Hoffräulein Befehl, nicht zu erscheinen. Kann es auch wol anders seyn, wenn diese Versuchung einer Nation angeboten wird, deren Armuth alle übermäßige Ausgaben und jede Befriedigung des Luxus verbietet, und die auf der anderen Seite einen hohen Grad von Eitelkeit besitzt? Diesen Nationalzug wird gewiß kein Fremder, der einige Monate in Stockholm gelebt hat, und mit Leuten von allen Ständen umgegangen ist, unbemerkt lassen. Er verleitet nicht nur, wie überall, eine Menge Leute zur Pracht und zum Aufwande, wodurch sie gezwungen werden, entweder um den äußeren Schein zu haben, sich für sich selbst sparsam zu behelfen, oder auch, früher oder später, insolvent zu werden, sondern er erfüllt auch, von der günstigsten Seite betrachtet, die Eingebornen mit einer Vorstel-

lung von ihrem Vaterlande und allem, was Schwedisch ist, die man in anderen Ländern, besonders unter allen Ständen nicht so häufig antrifft, und die Leuten, die Gelegenheit gehabt haben, die gepriesenen Gegenstände zu vergleichen, nicht selten lächerlich vorkommt; diejenigen, die gereist sind, verfallen hingegen oft, was man eben so wenig gut heißen kann, in das entgegengesetzte Extrem. Ein fremder Handwerker kann es deswegen unter den geringeren Leuten von gleichem Gewerbe kaum aushalten. Dieser Vorzug der reinen vaterländischen Sitten scheint man jedoch in Hinsicht auf die eheliche Treue nicht zu behaupten. Ein Beweis der zunehmenden Unkeuschheit ist die immer größere Menge unehelicher Kinder, die jährlich geboren werden; von 1769 bis 1778 verhielt sich das Verhältniß der ehelichen Kinder zu den unehelichen wie 1 zu $5\frac{971}{1110}$; oder von 19536 Gebornen waren 3330 außer der Ehe gezeugt; von 1779 bis 1789 wie 1 zu $3\frac{440}{7722}$, oder unter 23927 Geburten waren 7829 unehelich; im J. 1798 allein waren unter 2687 Kindern 914 uneheliche. *) Auch die Ehen nehmen ab; im J. 1780 zählte man 12585, und im J. 1795 nur 11699 Ehepaare. **) Die Zahl der Gestorbenen ist, wie es

*) Schulz von Schulzenheim, in den Beilagen. S. 29.

D. Uebers.

**) Nach Nicander V. Ak. Handl. Bd. XXI. Taf. P. Hoffentlich wird es den Lesern angenehm seyn, daß ich die älteren, aus Catteau entlehnten, Angaben des Verf. mit neuen vertauscht habe.

D. Uebers.

bei der hier herrschenden Lebensart sehr natürlich, ist jährlich weit größer, als die der Gebornen.

Unter dem gemeinen Manne, besonders unter den Dienstboten, ist die Trunkenheit ein sehr allgemeines Laster; man klagt auch sehr über die zunehmenden Diebereien, wozu das Bedürfniß sowohl, als die Spielsucht Veranlassung geben. Im Vorbeigehen muß ich jedoch bemerken, daß ich zwei Schweden, die den beiden erwähnten Fehlern, besonders dem Trunke, im höchsten Grade ergeben waren, eine geraume Zeit in meinem Dienste gehabt habe, ohne jemals etwas zu vermissen, oder nur den geringsten Betrug in ihren Angaben entdecken zu können. Die Sucht zu Zerstreuungen hat sich hier eben so sehr, als in anderen Gegenden, über alle Stände ausgebreitet. Der Tanz ist im Winter eine der vornehmsten Erholungen, besonders für das schöne Geschlecht, und man liebt ihn mit einer Leidenschaft, die man unter einem so nördlichen Himmel nicht erwarten sollte. Außer den Bällen, die bei Hofe, von Ministern und Privatpersonen gegeben werden, sind besonders die Assembleen auf der Börse, die auf Subskription zu bestimmten Zeiten gehalten werden, durch ihren Glanz, die Vermischung der verschiedenen Stände und die Menge schöner Gesichter, berühmt. In einem größeren und einem kleineren Saale wird getanzt und gegessen, und es kommen jedes Mal mehrere hundert Personen zusammen. Die Tanzgesellschaften, die in der 18 Fenster langen Gallerie des Königlichen Gartens mehrere Male in der

lung von ihrem Vaterlande und allem, was Schwedisch ist, die man in anderen Ländern, besonders unter allen Ständen nicht so häufig antrifft, und die Leuten, die Gelegenheit gehabt haben, die gepriesenen Gegenstände zu vergleichen, nicht selten lächerlich vorkommt; diejenigen, die gereist sind, verfallen hingegen oft, was man eben so wenig gut heißen kann, in das entgegengesetzte Extrem. Ein fremder Handwerker kann es deswegen unter den geringeren Leuten von gleichem Gewerbe kaum aushalten. Dieser Vorzug der reinen vaterländischen Sitten scheint man jedoch in Hinsicht auf die eheliche Treue nicht zu behaupten. Ein Beweis der zunehmenden Unkeuschheit ist die immer größere Menge unehelicher Kinder, die jährlich geboren werden; von 1769 bis 1778 verhielt sich das Verhältniß der ehelichen Kinder zu den unehelichen wie 1 zu $5\frac{971}{1110}$; oder von 19536 Gebornen waren 3330 außer der Ehe gezeugt; von 1779 bis 1789 wie 1 zu $3\frac{440}{1122}$ oder unter 23927 Geburten waren 7829 unehelich; im J. 1798 allein waren unter 2687 Kindern 914 uneheliche. *) Auch die Ehen nehmen ab; im J. 1780 zählte man 12585, und im J. 1795 nur 11699 Ehepaare. **) Die Zahl der Gestorbenen ist, wie es

*) Schulz von Schulzenheim, in den Beilagen. S. 25.

D. Uebers.

**) Nach Nicander V. Ak. Handl. Bd. XXI. Taf. P. Hoffentlich wird es den Lesern angenehm seyn, daß ich die älteren, aus Catteau entlehnten, Angaben des Verf. mit neuen vertauscht habe.

D. Uebers.

bei der hier herrschenden Lebensart sehr natürlich ist, jährlich weit größer, als die der Gebornen.

Unter dem gemeinen Manne, besonders unter den Dienstboten, ist die Trunkenheit ein sehr allgemeines Laster; man klagt auch sehr über die zunehmenden Diebereien, wozu das Bedürfniß sowohl, als die Spielsucht Veranlassung geben. Im Vorbeigehen muß ich jedoch bemerken, daß ich zwei Schweden, die den beiden erwähnten Fehlern, besonders dem Trunke, im höchsten Grade ergeben waren, eine geraume Zeit in meinem Dienste gehabt habe, ohne jemals etwas zu vermissen, oder nur den geringsten Betrug in ihren Angaben entdecken zu können. Die Sucht zu Zerstreuungen hat sich hier eben so sehr, als in andern Gegenden, über alle Stände ausgebreitet. Der Tanz ist im Winter eine der vornehmsten Erholungen, besonders für das schöne Geschlecht, und man liebt ihn mit einer Leidenschaft, die man unter einem so nördlichen Himmel nicht erwarten sollte. Außer den Bällen, die bei Hofe, von Ministern und Privatpersonen gegeben werden, sind besonders die Assembleen auf der Börse, die auf Subskription zu bestimmten Zeiten gehalten werden, durch ihren Glanz, die Vermischung der verschiedenen Stände und die Menge schöner Gesichter, berühmt. In einem größeren und einem kleineren Saale wird getanzt und gegessen, und es kommen jedes Mal mehrere hundert Personen zusammen. Die Tanzgesellschaften, die in der 18 Fenster langen Gallerie des Königlichen Gartens mehrere Male in der

Woche gehalten werden, sind von geringerer Bedeutung, und Jeder, der ein kleines Einlaßgeld bezahlt, kann daran Theil nehmen. Im Sommer wird mehr spaziert, als getanzt. Die Mitglieder der großen Sozietät geben auch bisweilen einem Theile des Publikums in ihren schön verzierten Zimmern Bälle. Die Einrichtung dieses Klubs hat mit den Anstalten gleicher Art in anderen großen Städten viel Aehnlichkeit. Man findet daselbst immer gute Gesellschaft, und wer zu essen wünscht, einen guten Speisewirth; in dem zur Lektüre bestimmten Zimmer herrscht eine Stille, die Keinem in der Aufmerksamkeit stört; auf einem runden Tische liegen rings umher die in- und ausländischen Zeitungsblätter, jedes auf seinem bestimmten Platze. Fremde werden durch Mitglieder eingeführt. Die Minister anderer Höfe haben von selbst Zutritt. Die Zahl der Theilnehmer beläuft sich auf zwei bis dreihundert.

Zwei Schwedische Theater gewähren an den meisten Tagen des Jahres, abwechselnd oder zugleich, eine Abendzerstreuung. Das eine heißt das Dramatische Theater, und nimmt den Platz ein, den ehemals die Rüstungen und Trophäen des Arsenals ausfüllten. Der Saal ist, ohne groß zu seyn, gefällig gebaut und verziert. Im Ganzen spielt man nicht schlecht; und so wie die meisten Stücke aus dem Teutschen übersetzt sind, so bildet man sich auch in der Gestikulation und Deklamation meistens nach der Teutschen Manier. Ich habe nur wenige Namen von Schwe-

dischen Originalstücken auf den Anschlagzetteln gesehen, und so viel ich mich erinnere, keinem einzigen beigewohnt. *) Auch die Ballette sind nicht schlecht. Auf die Kleidung und Maschinerie wird viel verwandt. Unter andern sahe ich in einem aus der Russischen Geschichte entlehnten Stücke **) das prächtige Nationalkostume vor mehr als hundert Jahren eben so kostbar als geschmackvoll nachgebildet. Bisweilen üben sich hier die Eleven der Oper. Das komische Theater ist kleiner, als das vorige, und es gleicht mehr einer Boulevardsbühne, als dem Schauplatze einer Stadt. Doch ist die Gesellschaft noch ziemlich gut. Keines dieser Theater wird so stark besucht, daß es schwer fallen sollte, einen Platz zu bekommen. Es wird auch am Sonntage gespielt.

Wichtiger ist die große Oper, das Werk und das Lieblingsvergnügen Gustav's III., wozu er auch durch seine Entwürfe zu den Stücken, und allem, was

*) Außer Gustav III., der sechs dramatische Arbeiten geschrieben hat, haben fast alle vorzügliche Schwedische Dichter, Gyllenborg, Kellgren, Leopold, Adlerbeth u. A. Schauspiele im höheren Style geliefert. An Stücken aus dem gewöhnlichen Leben hat die Schwedische Bühne einen außerordentlichen Mangel, und der einzige Dichter, der wenigstens Talent, obgleich kein hervorragendes Verdienst, besitzt, ist Herr Lindegrén.

D. Ueb.

**) Ist vermuthlich Alexis Michailowitsch und Natalie Naryschkin, von Gustav III. gewesen.

D. Uebers.

zur Pracht derselben gehörte, thätig mitwirkte. Der Saal ist breit, hat aber nicht die sonst gewöhnliche Länge einer zu Opern bestimmten Bühne; vier Reihen Logen erheben sich die eine über die andere; und die Farbe, womit Alles überzogen ist, ist weiß mit Gold. In dem Ganzen herrscht eine außerordentliche Pracht. Dasselbe kann man auch von den Dekorationen, der Maschinerie, der Kleidung, der Sänger und Tänzer und den Balletten sagen, die durchgehends in die Opern verflochten sind. Ob die Sänger sich weit über das Mittelmäßige erheben, mögen gründlichere Kenner der Tonkunst, als ich, entscheiden. Es wird bloß in der Landessprache gesungen. Von Zeit zu Zeit werden freilich fremde, ins Schwedische übersetzte, Opern gegeben, doch sieht man zugleich viele Originalprodukte; das lyrische Drama hat man in der That mit großem Glücke bearbeitet. Die Arbeiten Kellgren's, deren Stoff zum Theil aus der Landesgeschichte entlehnt ist, können sich, in Hinsicht der Versifikation und der Erfindung, mit den Werken Metastasio's messen; sie haben, wie mir es scheint, noch den Vorzug vor den Italienischen ernsthaften Opern, (wobei auch die Musik zu Hülfe kommt) daß die Arien weit besser mit den Rezitativen vermischt sind, oder in einander fließen; die Vernachlässigung dieses Punktes raubt in Italien alle Theilnahme an der Handlung des Drama's selbst, und stört während der Rezitative die Aufmerksamkeit. Die Arien sind auch im Ganzen weit kürzer, und werden nicht unendlich wiederholt. Selbst ein Ausländer, der die Geschichte kennt, und

die Verse versteht, kann Gustav Wasa nicht ohne den höchsten Enthusiasmus vorstellen sehen. Alles ist in diesem Stücke auf das Gefühl und die Phantasie berechnet, und wenn je in irgend einem Lande ein wahres Nationalstück geschrieben worden, so ist es diese Darstellung der Befreiung des Vaterlandes vom Joche der Dänen. Die Schweden werden auch nie überdrüssig, es zu sehen. Zu meiner Zeit ward es bei der Vermählungsfeier des Königs mit einem anpassenden Prologe, nach dem Tode Gustavs zum ersten Male wieder gegeben. Der Hof nahm das ganze Parterre ein, und zu den Logen waren Billets ausgetheilt. —

Ein anderes Mal sah ich auf dieser Bühne (in Kora und Alonzo) den Einsturz des Sonnentempels durch ein Erdbeben; hinter demselben sprühte ein Vulkan Feuer; auf den Seiten floß die Lava hinab, und man hätte sogar die verschiedenen Nuancen der Farben nachgebildet, die der Himmel bei einer solchen Naturbegebenheit anzunehmen pflegt. Die Oper wird stäts von einer unglaublichen Menge Zuschauer besucht, und ein Fremder, der nicht in eine Loge genöthigt wird, hat Mühe, einen Platz zu bekommen.

Als Gustav III. das Opernhaus erbauen ließ, behielt er einige Säle und Zimmer in demselben für sich; der große Saal ist mit drei Gemälden verziert; zwei sind durch den verstorbenen Després (der seine Werkstätte in einem oberen Zimmer des Gebäudes hatte) verfertigt. Das eine stellt die Anwesenheit Gu-

sind sie in jeder Hinsicht so uneingeschränkt, als sie nur irgend wünschen können. Das Geld, das unter sie vertheilt wird, richtet sich nach ihren Bedürfnissen, bisweilen sogar nach ihrem Betragen. Die Einkünfte wurden mir zu 666 Rthlr. angegeben, die größtentheils aus Testamenten und den Gaben mildthätiger Privatpersonen fließen. *)

Das Katharinen-Armenhaus an der entgegengesetzten Seite der Stadt, ist ein gutes Gebäude, das ehemals einem Englischen Minister gehört hat; das untere Geschoß war an einen Seidenfabrikanten vermiethet. Oben befinden sich in einigen nicht großen, und daher sehr beengten Zimmern, etwa 130 alte Frauen; sie erhalten nur Bettstellen, Gardinen (die Betten müssen sie sich selbst halten), und wenn sie zu gar keiner Arbeit mehr fähig sind, wöchentlich zwölf Schillinge; die übrigen bekommen, nach Verhältniß ihrer Kräfte, weniger, allein keine unter sechs Schillingen; für diese Summe müssen sie sich aber auch alle ihre Bedürfnisse selbst verschaffen. Die Einkünfte fließen meistens aus den Kollekten in der Gemeine und anderen freiwilligen Beiträgen. Die Einrichtung

*) Jede Person, die aufgenommen werden will, muß wenigstens über 50 Jahre alt seyn. In den Zimmern herrscht eine lobenswürdige Ordnung und Reinlichkeit. Schulz von Schulzenheim. S. 205.

D. Uebers.

verdient jedoch eben so wenig, als viele andere ihrer Art in Schweden, ein großes Lob. *)

Auf einen besseren Fuß fand ich das Wittwenhaus der Bürgerschaft auf dem Nordermalm eingerichtet. Das Gebäude hat vorne einen Hof, und ist mit einem Gitter eingeschlossen; 64 Frauen genießen darin unentgeldlich Wohnung, Nahrung, Heizung und Licht; übrigens können sie sich beschäftigen, wie sie wollen. Sie speisten an einem großen Tische gemeinschaftlich, und das Essen schien sehr gut zu seyn; die Schwachen und Kranken werden in ihren Zimmern verpflegt; die Gemächer sind von ungleicher Größe, und auch die Zahl der Betten in denselben ist verschieden. Nur in den wenigsten zeigte sich ein vorzüglicher Grad von Reinlichkeit. Die Aufsicht über die Anstalt ist einer Vorsteherin, fünf Mädchen und einem Knechte anvertraut. In dem Gebäude befindet sich eine Kirche, die auch von anderen Personen, als den Bewohnerinnen desselben besucht wird. **)

*) Bei allen Gemeinen in Stockholm befinden sich für die besonderen Armen derselben ähnliche Anstalten, von denen man bei Schulz von Schulzenheim S. 212 — 229 detaillirte Nachrichten findet.

D. Uebers.

**) Auch hier werden nur Frauen über 50 Jahre aufgenommen; die Kosten für jedes einzelne Mitglied betrugen im J. 1797 ungefähr 73 Rthlr. Die Einkünfte werden durch Kollekten und freiwillige Gaben zusammen gebracht. S. Schulz von Schulzenheim. S. 204.

D. Uebers.

Auch für Gebärerinnen ist in Stockholm ein besonderes Hospital bestimmt. Von außen gewährt es einen guten Anblick. Als ich es besuchte, wohnten nur zehn Frauen darin, obgleich zwanzig Betten bereit sind, mehrere aufzunehmen; sie hielten sich in vier geräumigen, doch nicht sehr reinlichen, Stuben auf, woran das Entbindungszimmer stößt. Die Vermögenderen bezahlen, was sie bekommen; die Dürftigen erhalten von der Krone wöchentlich eine kleine Summe, wofür sie selbst ihre Nahrung besorgen müssen. Zwei oder drei Personen sind zur Aufwartung bestimmt, und ein Professor, der die Aufsicht über die Stiftung führt, wohnt oben in dem Gebäude. Die Schwangeren werden drei Wochen vor ihrer Niederkunft aufgenommen, nach derselben bleiben sie durchgehends neun Tage in dem Entbindungshause. *)

Eine sehr bedeutende Stiftung ist das große Kinderhaus. Das Gebäude desselben fällt nicht in die Augen, ist aber ziemlich geräumig, hin und wieder jedoch schmuzig; auch waren die Zimmer, worin sich die Kinder aufhalten, dumpfig und zu warm geheizt. Obgleich das Institut zugleich für ein Findelhaus gel-

*) Die Anzahl der Kreisenden ist in den letzten Jahren zwischen 400 — 500 gewesen; vom Anfange der Stiftung, den 23. Jun. 1775 bis zum 31. Dez. 1798 sind in derselben 7288 Frauen von 7464 Kindern entbunden worden. Schulz von Schulzenheim, S. 141.

D. Uebers.

ten kann, so werden doch keine anderen Kinder, bis auf einige wenige aus dem Gebärhause, aufgenommen, als die 25 Rthlr. erlegen. Sie bleiben ein Jahr in dem Gebäude, und die Sterblichkeit soll sich 1 zu 6 oder 7 verhalten. In dem Hause selbst ist nur eine geringe Anzahl vorhanden, die Kinder werden über das ganze Reich vertheilt; in allen Provinzen finden sich Leute, die bereit sind, sie für eine geringe Summe anzunehmen. Bis zum zwölften Jahre ist der höchste Preis 8 Rthlr., nachher wird weniger für sie bezahlt. Die Knaben sind bis zum 21sten, die Mädchen bis zum 20sten Jahre von allen Abgaben an die Krone frei. Die in dem Hause selbst befindlichen Kinder waren des Unterrichts wegen versammelt, und werden nicht vor dem sechsten Jahre zugelassen. Ihre Schlafstellen sind nicht sehr zu rühmen; sonst sahen sie ordentlich aus, und waren wohl genährt. *)

Auch die Freimaurer haben seit langer Zeit ein ähnliches Institut gegründet, das auch viele andere mildthätige Personen unterstützt haben. Man geht über einen Hof in das Haus, wo etwa 50 Kinder beiderlei Geschlechts von ihrem sechsten Jahre an erzogen; die bei weitem größere Anzahl, etwa 350 Waisen, werden außerhalb des Hauses in Pension gegeben; mit dem zehnten Jahre sollen sie freilich zurück kehren,

*) In Allem wurden im J. 1798 2487 Kinder durch das Institut versorgt. S. Schulz von Schulzenheim. S. 784. D. Uebers.

aber häufig hat sich zwischen ihnen und ihren bisherigen Pflegeältern ein so festes Band der Liebe geknüpft, daß diese lieber auf die Bezahlung Verzicht leisten, als sie von sich lassen wollen. Die Zöglinge des Hauses werden im Lesen und den nothwendigen Religionskenntnissen unterrichtet; auch lernen sie stricken, und die Knaben überdies Schuhmachen. Es sah überall, und besonders in den Schlafgemächern ziemlich reinlich aus. Dreimal in der Woche erhalten sie Fleisch und sonst auch gute Nahrung. *)

Das Irrenhaus liegt auf einer Anhöhe von Danvik (woher es auch den Namen führt) ganz abgesondert. In einer Menge Gemächer, die nach einem Hofe auslaufen, werden Wahnsinnige aller Art untergebracht und bewahrt. Ihr Lager schien mir nichts weniger als ordentlich, und die ganze Einrichtung ziemlich mangelhaft. Der Wächter des Hauses und seine Frau mußten alle Geschäfte allein verrichten. Bisweilen besucht ein Arzt die Anstalt. Vielleicht könnte ich rühmlicher davon sprechen, wenn sie mir besser gezeigt wäre. Die Zahl der Kranken ist ungleich, in den letzten Jahren hat sie zwischen 90 bis 100 Personen betragen. Unter denselben war ein Geistlicher, der sich im J. 1772 sehr heftig über Gustav's Umsturz des Staates und

*) Zum Besten des Instituts wird jährlich am Charfreitage im Ritterhause eine Passionsmusik aufgeführt. S. Schulz v. Schulzenheim, S. 192 ff. Manches ist bereits im Texte berichtigt. D. Ueb.

der Kirche, wie er die Revolution nannte, geäußert hatte, die merkwürdigste Person; noch jetzt redete er mit großer Gesprächigkeit darüber, ich verstand aber die Sprache nicht genug, um die Ursachen, die ihn noch nach 25 Jahren in einem so hohen Grade erbitterten, deutlich einsehen zu können. *)

Das Spinnhaus liegt auf einer anderen Seite des Südermalm's auf einer kleinen Insel, die durch eine Brücke mit dem festen Lande verbunden ist. Bis auf die geringe Bewachung des großen Gebäudes und die nur aus drei Personen bestehende Aufwartung, verdient die Einrichtung das höchste Lob. Ich fand 210 Gefangene, und unter denselben nur 24 Mannspersonen; diese waren alle zusammen in einem Zimmer, die Weiber aber in verschiedene Gemächer vertheilt, die von gleicher Größe, geräumig, luftig, ordentlich geheizt und ohne üble Ausdünstungen waren. Beide Geschlechter spinnen für Rechnung der Krone, die sie dagegen unterhält. Es kommt ihr jedoch, wie leicht nachzurechnen ist, die gesponnene Wolle theurer, als einem Fabrikanten zu stehen. Die Züchtlinge können alle Woche einige Schillinge, und wenn sie fleißig sind, täglich zwei Schillinge mehr verdienen. Schade, daß es ihnen frei steht, sich nach Belieben Branntwein zu kaufen; es bleibt ihnen daher nur wenig von ihrem Verdienste übrig. Sie bekommen jährlich zwei

*) Ueber das Irrenhaus finden sich bei Schulz v. Schultzenheim S. 200 nur dürftige Nachrichten.

D. Ueberf.

Hemden, ein Paar Schuhe und ein Paar Strümpfe; bleiben sie lange in dem Hause, werden ihnen, wenn ihre Kleider abgenutzt sind, auch andere gereicht. Drei besondere Zimmer enthielten etwa 40 Kindermörderinnen, die meistens aus Finnland hieher geschickt waren, wo keine zu einer langen Einsperrung geeignete Gefängnisse vorhanden sind. Der Aufseher zog diese Fremdlinge in Hinsicht des Fleißes und der Ordnungsliebe den Stockholmerinnen weit vor. Die Todesstrafe für den Kindermord ist in Schweden zwar nicht gesetzlich abgeschafft, doch gewöhnlich weiß man allerlei Gründe zur Nachsicht anzuführen, oder die Begnadigung des Königs auszuwirken, und ein Gefängniß auf Lebenszeit oder eine lange Reihe von Jahren tritt gewöhnlich an die Stelle derselben. Um Mittag wird eine Glocke geläutet, und aus jedem Zimmer begiebt sich eine Person nach der Küche, um für alle Bewohner desselben das Essen zu holen. Die Speiseordnung ist sehr gut; dreimal wöchentlich erhalten sie Fleisch, und täglich eine gewisse Quantität Bier; wenn man den Mangel der Freiheit und besserer Gesellschaft abrechnet, genießen die Züchtlinge hier ein glücklicheres Loos, als mancher arme Bürger. Die Kranken hatten ein besonderes Zimmer. Ein Paar in dem Hause niedergekommene Weiber behielten ihre Kinder fürs erste bei sich. *)

*) Die Ausgaben für das Spinnhaus im J. 1797 betrugen 8330 Rthlr. Der Unterhalt jedes Individuums kostet jährlich 18 Rthlr. 14 Schill. S. Schulz v. Schulzenheim, S. 104. D. Ueb.

In Stockholm befinden sich fünf Gefängnisse. Eins, die sogenannte Gillstuga, ist für Schuldner bestimmt, die nicht bezahlen können. Sechs Zimmer sind für Männer und eins für Frauenzimmer eingerichtet. Der Gläubiger muß dem Verhafteten täglich zwei Schillinge Banco reichen lassen. Es sind im Durchschnitte 26 Gefangene in demselben. Sie schlafen auf Britschen, die mit Matratzen versehen sind. Wenn an den Schwedischen Gefängnissen auch noch Manches auszusetzen seyn mag, so hat der jetzige König doch bereits manche preiswürdige Vorkehrungen getroffen, um die Lage der Unglücklichen, die ihrer Freiheit beraubt sind, zu erleichtern; und Howards traurige Schilderung von dem schlechten Zustande der Schwedischen Kerker wird man jetzt nicht mehr bestätigt finden. Die sämmtliche Anzahl im ganzen Reiche beträgt jährlich im Durchschnitte etwa 900 Personen, die in 46 Gefängnissen aufbewahrt werden. *)

Der Gottesdienst schien mir im Ganzen noch auf einem besseren Fuße, als in Dänemark eingerichtet zu seyn, wo der christliche Deismus Teutschland's, aus Nachahmungssucht nur zu viele Anhänger findet; hier sucht man eine Saat, die dieser und jener auch wohl nach Schwedischem Boden zu verpflanzen wünscht, im Keime zu ersticken. Das Lutherische Glaubensbe-

*) Vergl. Schulz v. Schulzenheim, S. 61 ff. in der Note, und S. 95 ff. in den Beilagen.

D. Uebers.

kenntniß wird so viel als möglich in seiner ursprünglichen Reinheit für die Landesreligion gehalten, ungeachtet der Toleranz, die man anderen Konfessionsverwandten zugesteht; doch darf, wenn ich mich nicht irre, kein geborner Schwede, bei Strafe der Landesverweisung, seinen Glauben ändern. In den Bücherverzeichnissen der Buchhändler findet man eine Menge originaler oder übersetzter Erbauungsschriften. Wenn ich Gelegenheit hatte, dem Gottesdienst auf dem Lande beizuwohnen, hörte ich durchgehends verständige, einfache und christliche Predigten vor einer ziemlich zahlreichen Gemeine, die oft einen großen Weg zur Kirche hatte. Auf den Dörfern wird nur einmal; in den Städten hingegen zweimal Gottesdienst gehalten; an den Wochentagen findet er nur selten Statt, und auch des Nachmittags sind die Kirchen sehr ledig. Eine durch das ganze Reich herrschende Gewohnheit, die besonders in den Hauptörtern der Provinzen sehr lästig fällt, ist die Verlesung nicht nur aller Königlichen und anderen Bekanntmachungen und Verordnungen, sondern auch bloßer Avertissements, die bei uns in den Zeitungen einen füglicheren Platz erhalten, gleich nach der Predigt und dem Schlußgebete; es dauert manchmal wohl eine halbe Stunde. Bisweilen stand die Gemeine beim Anfange einer Königlichen Verordnung auf. Man trifft zu Stockholm, wie man leicht denken kann, Prediger von aller Art; doch wenn sich auch einige unter denselben befinden, die sich mehr in philosophischen oder oberflächlichen Abhandlungen, als in christlichen Predigten gefallen, so giebt es doch, wie

es mir schien, mehrere von dem entgegengesetzten Geschmacke. Die Kirchen werden durchgängig sehr besucht. Viele Einwohner wählen die Finnische Kirche, wo nach Endigung des Finnischen Gottesdienstes der Schwedische in einer späteren Stunde anfängt. Die Hofkapelle wird mehr von Bürgersleuten, als dem Hofe selbst besucht; denn der König läßt in einem oberen Zimmer des Schlosses durch einen seiner Hofprediger vor sich und dem Hofe die Predigt halten. Uebrigens verrichtet der Prediger, besonders in einigen Kirchen, die gottesdienstlichen Gebräuche in dem noch aus Katholischen Zeiten herstammenden Meßgewande. Es ist auch gebräuchlich, daß die Zuhörer jeden ihnen bekannten biblischen Spruch oder Gesangbuchsvers, den der Geistliche anführt, halblaut nachsprechen.

Die religiöse Stimmung der Schweden erhellt auch aus dem großen Eifer, womit die Betstunden der Herrnhuter, die ihre Zusammenkünfte mehrere Male an einem Tage, besonders in den Abendstunden, wiederholen, besucht werden. Sie haben zwar keine eigene Kolonie, doch sandten sie vor einigen Jahren einige Brüder hieher, die durch einen, im Ganzen noch weit eindringlicheren und populären Vortrag, als man bei den Stockholmer Lehrern gewohnt war, einen grossen Einfluß erlangten. Der hochselige König ließ sie, ohne ihre Zusammenkünfte geradezu zu verbieten, in einem Lustspiele: die neue Sekte, lächerlich machen, um ihren wachsenden Einfluß zu hemmen; das Mittel that bei vielen Einwohnern der Hauptstadt seine

Wirkung, doch ließen sich bei weitem nicht alle Gemüther dadurch abschröcken, dieser Lehre zu folgen. Ein einfacher, doch geräumiger und netter Saal, der an beiden Seiten mit Gallerieen versehen ist, dient ihnen zum Versammlungsort. Nicht nur die Sitze, sondern selbst die Eingangsthüren, sind für die beiden Geschlechter unterschieden. Die Zuhörer waren dem Anscheine nach von sehr gemischter Art. Die Stille während des Gottesdienstes wird bloß durch eine Instrumentalmusik auf einigen Violinen, Violoncells und einem Klaviere unterbrochen. Darauf stellte sich ein Bürger auf einen Stuhl vor einem erhöheten Tische, und hielt mit einem angenehmen Schwedischen Organe eine einfältige evangelische Predigt, ohne irgend eine Einmischung von Schwärmerei.

An der Teutschen lutherischen Kirche, einem alten Gebäude, das außer einer schönen Orgel, nichts Merkwürdiges enthält, sind zwei Lehrer angestellt. Noch gegenwärtig gehören 1500 Mitglieder zu dieser Gemeine, was man in der That aus der Leere beim öffentlichen Gottesdienste nicht hätte vermuthen sollen. Ehemals war sie noch weit zahlreicher. Obgleich die Kirche ihre eigene Verwaltung hat, so haben die Prediger doch auch Sitz im Stockholmer Konsistorium. Die Gemeine zeigt die von ihr gewählten Seelsorger dem Könige zur Bestätigung an, der alsdann den Erzbischof beauftragt, sich nach ihrer Orthodoxie und ihren Sitten zu erkundigen. — Die Aufsicht über die geistlichen Angelegenheiten in Schweden führen ein Er-

Bischof und Bischöfe. Bei jedem Bisthume befindet sich ein Konsistorium; zu Stockholm giebt es jedoch zwei, eins nämlich für die Stadt, worin der Erzbischof, wenn er, was sich doch selten ereignet, gegenwärtig ist, präsidirt; und eins für den Hof, worunter das ganze Militär gehört. Ein Konsistorium besteht aus den Pastoren gewisser, zu dem Bisthume gehörigen Kirchspiele, und ihr Wirkungskreis erstreckt sich beinahe bloß auf kirchliche Sachen; alle bürgerliche Zwistigkeiten und Kriminalfälle, und selbst eine große Menge Heurathssachen, gehören vor die weltlichen Gerichtshöfe. Den Konsistorien steht die Censur über theologische Schriften zu, und jeder Verfasser solcher Werke ist genöthigt, sie dem Konsistorium, unter dem er steht, zur Prüfung vorzulegen. Die Bischöfe werden aus drei Kandidaten, die das Stift vorschlägt, vom Könige ernannt; den Erzbischof präsentiren die sämmtlichen Konsistorien gemeinschaftlich. Zu Pfarren, die der König zu vergeben hat, wählt erst das Konsistorium, unter dem die vakante Kirche liegt, drei Kandidaten; diese halten alsdann eine Probepredigt, und hernach stimmen die sämmtlichen Mitglieder der Gemeine, wen sie verlangen. Nun werden die gewählten Personen mit einer Anzeige der Stimmen, die Jeder erhalten hat, dem Könige zugeschickt, der aber, wenn er will, die Stelle einem anderen geben kann. Die Gutsbesitzer vergeben ihre Pfarren unmittelbar. Außer ihren bestimmten Einkünften, entweder an baarem Gelde, oder von Ländereien, fehlt es den Geistlichen auch nicht an zufälligen Einnahmen von Seiten

Wirkung, doch ließen sich bei weitem nicht alle Gemüther dadurch abschröcken, dieser Lehre zu folgen. Ein einfacher, doch geräumiger und netter Saal, der an beiden Seiten mit Gallerieen versehen ist, dient ihnen zum Versammlungsort. Nicht nur die Sitze, sondern selbst die Eingangsthüren, sind für die beiden Geschlechter unterschieden. Die Zuhörer waren dem Anscheine nach von sehr gemischter Art. Die Stille während des Gottesdienstes wird bloß durch eine Instrumentalmusik auf einigen Violinen, Violoncells und einem Klaviere unterbrochen. Darauf stellte sich ein Bürger auf einen Stuhl vor einem erhöheten Tische, und hielt mit einem angenehmen Schwedischen Organe eine einfältige evangelische Predigt, ohne irgend eine Einmischung von Schwärmerei.

An der Teutschen lutherischen Kirche, einem alten Gebäude, das außer einer schönen Orgel, nichts Merkwürdiges enthält, sind zwei Lehrer angestellt. Noch gegenwärtig gehören 1500 Mitglieder zu dieser Gemeine, was man in der That aus der Leere beim öffentlichen Gottesdienste nicht hätte vermuthen sollen. Ehemals war sie noch weit zahlreicher. Obgleich die Kirche ihre eigene Verwaltung hat, so haben die Prediger doch auch Sitz im Stockholmer Konsistorium. Die Gemeine zeigt die von ihr gewählten Seelsorger dem Könige zur Bestätigung an, der alsdann den Erzbischof beauftragt, sich nach ihrer Orthodoxie und ihren Sitten zu erkundigen. — Die Aufsicht über die geistlichen Angelegenheiten in Schweden führen ein Er-

bischof und Bischöfe. Bei jedem Bisthume befindet sich ein Konsistorium; zu Stockholm giebt es jedoch zwei, eins nämlich für die Stadt, worin der Erzbischof, wenn er, was sich doch selten ereignet, gegenwärtig ist, präsidirt; und eins für den Hof, worunter das ganze Militär gehört. Ein Konsistorium besteht aus den Pastoren gewisser, zu dem Bisthume gehörigen Kirchspiele, und ihr Wirkungskreis erstreckt sich beinahe bloß auf kirchliche Sachen; alle bürgerliche Zwistigkeiten und Kriminalfälle, und selbst eine große Menge Heurathssachen, gehören vor die weltlichen Gerichtshöfe. Den Konsistorien steht die Censur über theologische Schriften zu, und jeder Verfasser solcher Werke ist genöthigt, sie dem Konsistorium, unter dem er steht, zur Prüfung vorzulegen. Die Bischöfe werden aus drei Kandidaten, die das Stift vorschlägt, vom Könige ernannt; den Erzbischof präsentiren die sämmtlichen Konsistorien gemeinschaftlich. Zu Pfarren, die der König zu vergeben hat, wählt erst das Konsistorium, unter dem die vakante Kirche liegt, drei Kandidaten; diese halten alsdann eine Probepredigt, und hernach stimmen die sämmtlichen Mitglieder der Gemeine, wen sie verlangen. Nun werden die gewählten Personen mit einer Anzeige der Stimmen, die Jeder erhalten hat, dem Könige zugeschickt, der aber, wenn er will, die Stelle einem anderen geben kann. Die Gutsbesitzer vergeben ihre Pfarren unmittelbar. Außer ihren bestimmten Einkünften, entweder an baarem Gelde, oder von Ländereien, fehlt es den Geistlichen auch nicht an zufälligen Einnahmen von Seiten

der Gemeine. Die Reformirten haben gegenwärtig nur eine Französische Kirche, die, wie die Teutsche, in der eigentlichen Stadt belegen ist; Herr Catteau ist Prediger an derselben. Ehemals befand sich auch hier ein Teutscher und Holländischer reformirter Prediger; es gehören auch wirklich angesehene und vermögende Leute zur reformirten Konfession. In der Französischen Kirche habe ich, obgleich die Gemeine aus einigen hundert Mitgliedern besteht, und ungeachtet des eleganten Styls des Predigers, selten mehr als 50 Zuhörer bemerkt, die jedoch meistens Leute von besserem Stande waren. *) Herr Catteau hat seine Wohnung in dem Gebäude selust. Auf dem Stadthause auf dem Södermalm befinden sich eine römisch-katholische und eine Griechische Kapelle. Die erstere soll in der Hauptstadt etwa 2 bis 3000 Mitglieder zählen. **) In der Griechischen Kapelle, die eigentlich nur in einem vierkantigen, nach Art dieser Religion nett verzierten, und mit Russischen Inschriften und dem Kaiserlichen Wappen prangenden Zimmer besteht, befanden sich etwa 20 Russen. Sie wird vom Kaiser unterhalten, und der König von Schweden

*) Seine Vorträge werden der Sprache wegen auch stark von Lutheranern besucht.

D. Uebers.

**) Nach einer Nachricht aus Stockholm soll sie sich nur auf 1000 Seelen belaufen, und meistens aus armen Fabrikarbeitern bestehen.

D. Uebers.

erhält, zu Folge der darüber getroffenen Uebereinkunft, eine Schwedische Kapelle in Petersburg.

Swedenborg's Werke sind im Reiche verboten, und seine Sekte hält also keine öffentlichen Versammlungen. Sie zählt jedoch noch eine Menge Anhänger, besonders in Wärmeland und der Gegend von Skaraborg. Zu Skewik, auf der Insel Wermdö, nur etwa zwei bis drei Meilen von der Hauptstadt, halten sich Separatisten von ganz eigener Art auf, die jedoch nur in geringer Anzahl vorhanden sind, und allmälich aussterben. *)

*) Von der sonderbaren Sekte der Skewiker hat der Uebersetzer aus Schweden selbst nur äußerst unvollständige Nachrichten erhalten können; endlich hat ihn der Zufall in einem Buche, wo er es nicht erwartete, einen befriedigenden Aufschluß zugewiesen; es ist in Sam. Odman's Uebersetzung des Schröckschen Kompendiums der Kirchengeschichte (Upsala, 1792. 8.) S. 409. Die Skewiker sind eigentlich ein Ueberbleibsel der Separatisten, die sich um das J. 1730 von der Gemeine absonderten, und ihrer fanatischen Aeußerungen wegen das Reich verlassen mußten; allein im J. 1745 erhielten sie Erlaubniß wieder zurück zu kehren; anfänglich lebten sie in Stockholm, allein im J. 1746 schenkte ihnen der Kaufmann Almquist aus Norrköping den Hof Skewik, wo sie sich niederließen. Ihre Lehrsätze stimmen mit denen aller Fanatiker ziemlich überein; sie glauben, daß die gewöhnliche christliche Gottesverehrung dem Geiste Jesu nicht angemessen sey, daß die Sakramente unwürdig genossen und entweiht würden, die Priester nichts taugten, und in dem gewöhnlichen Christenthume der Antichrist befindlich sey. Sie leben äußerst ein-

Die neue Bibelübersetzung, die Gustav III. im Anfange seiner Regierung einer Kommission aus den gelehrtesten Männern des Reichs übertrug, ist noch nicht vollendet. Die Kommission soll den Fehler begangen haben, nicht mit den Konsistorien und Stiftern gemeinschaftlich zu arbeiten. Man wünschte, daß der gegenwärtige König die Unternehmung seines Vaters völlig zu Stande bringen möchte, um so mehr, da auch eine Verbesserung der Liturgie, des Katechismus und des Gesangbuchs zu den Gegenständen gehört, die der Kommission aufgetragen sind. *) Die Bibel ist in Schweden im Ganzen weit häufiger in den Händen des Volks, als in Dänemark.

gezogen, und glauben, sich durch den Umgang mit Fremden zu verunreinigen. Die Gesunden speisen gemeinschaftlich an einem Tische, und nennen sich unter einander Freund. Sie essen kein Blut, und schlachten auf jüdische Art. In ihren Wohnungen, Kleidern und Geräthen, herrscht bei größter Einfachheit höchste Reinlichkeit. Ihre Sitten sind streng, gegen Arme beweisen sie sich höchst mildthätig. Im J. 1792 war ihr Vorsteher ein Schuster. Im J. 1789 belief sich ihre Anzahl nur noch auf acht Mitglieder, meistens Teutsche; nachher sind jedoch wieder einige Ausländer aufgenommen. Die Finanzen der Gesellschaft sollen in guten Umständen seyn. Ihre Leichen werden in Stockholm beerdigt. D. Ueb.

*) Es ist ein Irrthum, wenn der Verf. auch die im J. 1776 herausgekommene Finnische Bibel für eine Arbeit der Kommission ausgiebt; sie ward unter Aufsicht des Åboer Konsistoriums veranstaltet.

D. Uebers.

Die Liebe zu den Wissenschaften scheint in der Hauptstadt, ungeachtet ihrer Akademieen und vieler einzelnen trefflichen Gelehrten, nicht sehr groß zu seyn. Obgleich es nicht an Unterweisungsanstalten für alle Stände fehlt, so wird doch die Jugend, besonders in den höheren Ständen, nicht sehr ermuntert, sich darauf zu legen. Die Buchhändler prunken freilich jeder mit einem Verzeichnisse, das die Titel verschiedener ein- und ausländischer gelehrten Erzeugnisse enthält, allein man braucht nur in ihre Läden zu treten, und sie sprechen zu hören, um bald zu entdecken, daß sie nur sehr mittelmäßig versehen sind; aus Mangel an Absatz können sie auch kein größeres Lager halten, und noch weniger, sich in große literarische Unternehmungen einlassen. An Uebersetzungen solcher Produkte, die in den letzten Jahren mit Begierde in Europa gelesen sind, fehlt es nicht, und unter denselben spielen Teutsche Romane und Komödieen die Hauptrolle. Während meines Aufenthaltes in Schweden fand außer bei theologischen Büchern, eine völlige Preßfreiheit Statt, doch stand sie unter der strengen Aufsicht, die eine weise Regierung, besonders in unseren Zeiten, und in einem von vielen anderen Gegenden Europa's entfernten Lande, nothwendig darüber führen muß.

Gustav III., der alles, was Französisch war, verehrte, folgte, so viel als sein kleineres Land verstattete, den Gewohnheiten, Einrichtungen und selbst der Etikette, die er am Hofe Ludwig's XV. gefunden hatte. Dieser Geschmack zeigte auch seinen Einfluß

auf die gelehrten Gesellschaften der Hauptstadt, die nach dem Muster der Pariser Akademieen organisirt wurden.

Die Akademie der Wissenschaften zählte im J. 1805 93 einheimische Mitglieder, von denen viele aus vornehmen Familien waren, und 64 auswärtige, in allen Ländern Europa's. Sie hält ihre Zusammenkünfte in einem eigenen Hause in der eigentlichen Stadt; die Arbeiten, die sie herausgiebt, sind hinreichend bekannt. Sie besitzt ein Naturalienkabinet, eine Sammlung physikalischer Instrumente, und eine Bibliothek. Die beiden ersten Gemächer standen unter der Aufsicht des Herrn Sparrmann (jetzt sind sie Herrn Quenfell übergeben). Die Naturalien nehmen ein Zimmer ein. Es befinden sich in derselben mehrere durch Herrn Sparrmann auf seinen Reisen gesammelte ausgestopfte Thiere und Skelette, die Insekten des Barons De Geer, eine Menge Frösche, Eidechsen, Schlangen und andere Thiere, in Spiritus, eine Muschelsammlung, viele Seeprodukte, ein Herbarium. Unter den größeren Thieren zeichnen sich das Nilpferd und das Nashorn aus. In einem zweiten Zimmer wurden außer Otaheitischem Hausgeräthe u. dergl. auch ein ganzes Indianisches Wohnhaus mit allem Zubehör, ein außerordentlich schön bearbeitetes Messer aus Zeylan und ein Buch mit ausgemalten Sinesischen Fischen aufbewahrt. Der Sekretär der Akademie führte mich darauf zuerst in ein Paar Zimmer mit physikalischen Instrumenten, worin er Vorlesungen über die Natur-

lehre hält; die Sammlung wird von Zeit zu Zeit vermehrt. Zwischen diesen Gemächern und der Bibliothek ist der Versammlungssaal der Gesellschaft, der bloß durch ein Paar Portráts verziert ist. Die Bibliothek steht in drei Zimmern; sie erstreckt sich über alle Fächer, und ist besonders durch die Schenkung des Präsidenten Rosenadler in der Schwedischen Literatur sehr vollzählig. Sie enthält ferner die Verhandlungen vieler anderen gelehrten Gesellschaften und Werke zur Naturgeschichte. Das Observatorium der Akademie ward in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf dem Nordermalm erbaut. Es gewähret von weitem einen schönen Anblick, ist inwendig geräumig, und hat einen weiten Horizont. Aber auch hier sind ein Quadrant und ein Paar Teleskope fast die einzigen Instrumente; das Observationszimmer liegt östlich, und der Durchschnitt des Gewölbes geht von Norden nach Süden. Die langen Sommertage und die häufige trübe und bedeckte Luft machen den Schwedischen Himmel nicht sehr geschickt zu Beobachtungen. Es werden in diesem Gebäude auch einige astronomische und physikalische Bücher, nebst einigen Büsten und Medaillons von berühmten Astronomen und Beförderern der Wissenschaft aufbewahrt. Oben auf dem Thurme genießt man einer ausgebreiteten Aussicht über die Stadt, das Gewässer und die ganze Gegend.

Von den drei Akademieen in Stockholm scheint die Schwedische Akademie den meisten Kredit beim Publikum zu genießen; ihre Mitglieder sind zum

Theil Männer von Range, die es sich zu großer Ehre schätzen, ihren übrigen Titeln den Namen eines Achtzehners der Schwedischen Akademie beizufügen. Ihre öffentlichen Zusammenkünfte werden auch durchgängig stark besucht; bekannten Personen werden Einlaßbillets ertheilt. Am 20sten Dezember, Gustav Adolph's Todestage, feiert sie ihr jährliches großes Fest; schon am Morgen wird es in der Schloßkapelle begangen, wo sich jedoch eben nicht die meisten Zuhörer einfinden. An beiden Seiten des Altars standen Lehnstühle, und hinter denselben Trabanten. Gegen Mittag erschienen ein Paar Mitglieder, in Pelze und Oberkleider eingehüllt. Zwei Geistliche, in festlichen und kostbaren Altargewändern fiengen den Gottesdienst an; während desselben ward die Orgel gespielt, und von Trompeten und anderen Instrumenten und einigen Stimmen begleitet. Darauf hielt Einer der beiden Prediger vor dem Altare eine gute, aber einfache Rede zum Lobe des erwähnten Königs, seines Eifers für die Religion, gute Sitten und Wissenschaften, Gegenstände, die den unveränderlichen Stoff an diesem Tage ausmachen. Am Abend hielt die Gesellschaft ihre ordentliche Sitzung auf dem Börsensaale in Gegenwart des Königs und der Königin, für die eine Gitterloge, die jedoch geöffnet werden konnte, errichtet war. Der Dichter Leopold machte den Ausspruch der Gesellschaft über die Preisarbeiten bekannt, und der Preis ward diesmal dem Professor Francen in Åbo zugesprochen; er ward darauf angeredet, und empfieng die Medaille. Es lasen darauf einige andere Mitglieder

Poesieen ab; auch ward eine Lobrede auf Tessin rezitirt; zu seiner Ehre war eine Medaille geprägt, von der ich, nebst einigen anderen Zuhörern, einen Abdruck in Silber erhielt. Schon vorher hatte ich einer anderen Versammlung, als eben ein neues Mitglied eingeführt ward, wobei gleichfalls der König, aber kaum acht Akademiker gegenwärtig waren, beigewohnt. Der Neuaufgenommene muß, wie in Frankreich, die Verdienste seines Vorgängers in seiner Antrittsrede schildern; der Präsident beantwortet sie, unterzeichnet sein Diplom, und zeigt ihm den ihm zukommenden Sessel.

Unter den übrigen Gesellschaften in Stockholm zeichnet sich besonders die patriotische aus. Ihre Mitglieder sind sehr zahlreich, und über das ganze Reich verbreitet. Sie sucht die Gewerbe und die Oekonomie in ihrem ganzen Umfange zu befördern; zu dem Ende macht sie Preisfragen bekannt, und sucht durch ein ökonomisches Journal neue Entdeckungen und Erfahrungen zu verbreiten; auch theilt sie unter fleißige und industriöse Landleute und treue Dienstboten Belohnungen aus. Sie besitzt eine kleine zu ihrem Zwecke gehörige Bibliothek, und ein Paar kleine Zimmer mit ökonomischen Modellen, unter denen ich jedoch nichts Neues oder Außerordentliches bemerkt habe.

Die Königliche Modellsammlung, die in einem großen Saale des alten Schlosses auf dem Ritterholm aufbewahret wird, ist von weit größerer Be-

deutung. Das Zimmer ist mit Stücken von jeder Größe angefüllt und weit, die meisten sind nett gearbeitet. Man findet hier fast alle Maschinen, die zum Acker-, Berg- und Wasserbau, den Eisenschmieden, Windmühlen und Fabriken, sie mögen auswärts oder im Lande erfunden, bereits versucht oder bloß idealisch seyn, bei einander; überdies trifft man auch einige physikalische Instrumente. Man zeigt eine sehr genaue Vorstellung des Silberbergwerks bei Sala, vollkommen nach den Verhältnissen des Originals; ein eben solches Modell ist von der Goldgrube bei Adelfors vorhanden, wobei alle Gänge und Schachten angebracht sind. Die herrliche projektirte Brücke über die Newa in St. Petersburg, die unter Gustav III. hieher gebracht ward, verdient in der That die größte Bewunderung. Der Mittelbogen sollte 518 Fuß lang und 120 Fuß hoch werden; die beiden anderen Bogen wollte man kleiner machen; in der Mitte gedachte man einen bedeckten Weg für Fahrzeuge, an den Seiten Gänge für Fußgänger und an jedem Ende ein Thor anzulegen. Auch findet man das Modell von einer einheimischen Brücke bei Drottningholm, die, wenn man durchfahren will, nicht aufgezogen, sondern durch ein verborgenes Räderwerk nach innen geschoben wird. Man zeigte ferner ein dickes, mit Federn von Seevögeln gestopftes Kissen; schnallt man es um den Leib, und steckt die Arme hindurch, so kann man sich dadurch im Wasser völlig aufrecht erhalten; einen perpendikulär gesetzten Blasebalg, um vermittelst einer leinenen Röhre oder Schlauchs die üble Luft aus einem Zim-

mer zu pumpen und frische hinein zu lassen; verschiedene Leuchter mit beweglichen Spiegeln, um das Licht auf allen Seiten zu zeigen; man hat einen dieser Art in Marstrand angebracht; einen Zapfen, der, wenn man den dazu gehörigen Hahn umdrehet, nicht mehr Flüssigkeit aus dem Fasse läßt, als der abwesende Besitzer will; der Hahn ist nämlich nach Graden abgetheilt, die halbe und ganze Kannen andeuten; er wird mit einem anderen Hahne so umgedreht, daß er, wenn die verlangte Quantität ausgelaufen ist, selbst den Zapfen verschließt; das Modell eines Bauernfuhrwerks, das man abwechselnd durch den einfachsten Mechanismus auf Räder legen oder als Schlitten gebrauchen kann; verschiedene Arten Schwedischer Oefen u. s. w.

Die Königliche Bibliothek befindet sich auf dem Schlosse. Das Hauptzimmer, worin die Bücher aufgestellt sind, ist ein großer Saal mit einer oben rund umher laufenden Gallerie. Die Büsten Gustav Wasa's, Gustav Adolph's und des gegenwärtigen Königs, alle aus Gyps, gereichen ihm zur Zierde; eine Inschrift über der Thüre bemerkt, daß sie unter der letzten Regentschaft eine ganz neue Gestalt erhalten hat. Weder unten, noch auf der Gallerie, fehlt es an einer Menge trefflicher Werke aus den beiden letzten Jahrhunderten; es sind selbst viele ganz neue Bücher, besonders historische, belletristische und Reisebeschreibungen vorhanden; doch sind sie bloß im Allgemeinen nach Klassen geordnet, und in denselben ist alles wie durch einander geworfen; in Allem mag die Sammlung

etwa 30,000 Bände ausmachen. Es fehlt dabei an einem festen Fonds, doch hatte man die Hoffnung, daß nächstens eine bestimmte Summe dazu ausgesetzt werden würde. Ich glaube nicht, daß diese Bibliothek sehr benutzt wird. Außer dem Hauptzimmer befinden sich noch drei Korridors über einander; in dem untersten sieht man allein die Repositorien, die die Handschriften, für die sie bestimmt sind, noch erwarten. Sie befinden sich im zweiten Korridor; der dritte enthält bloß gedruckte, sowohl alte als neue Bücher, die aber noch gar nicht geordnet sind.

Das Münzkabinet befindet sich gleichfalls auf dem Schlosse; es ist eins der vollzählichsten in Europa, und besteht aus 40,000 Stücken. Es waren aber durch die Nachlässigkeit eines Aufsehers so große Unordnungen veranlaßt, daß die meisten Schränke versiegelt werden mußten; nur ein Paar waren offen, aber auch diese habe ich nur sehr flüchtig und oberflächlich betrachtet, denn es ist keine Kleinigkeit, sich im Norden des Winters in einem ungeheizten Gewölbe einige Stunden lang aufhalten zu wollen. *) Das Münz- und Medaillenkabinet der Bank ist von der Rålambschen Fa-

*) Gegenwärtig ist der berühmte Jonas Hallenberg Aufseher, der von der Sammlung und den damit vorgegangenen Unordnungen unlängst eine ausführliche Nachricht mitgetheilt hat: Berättelse om Svenska Konglige Myntcabinett. Stockholm, 1804. 4.

D. Uebers.

millie gekauft; es bezieht sich bloß auf Schweden, und ist sehr vollständig. Ich gieng die ganze Reihe der Schwedischen Könige durch, und sah nachher noch in verschiedenen Läden Medaillen auf einheimische Familien, Gelehrte, Frauen u. s. w.; Alles war mit der größten Genauigkeit in Klassen geordnet.

Unter der Regierung Gustav's III. waren zwei Medailleurs in Stockholm ununterbrochen beschäftigt, auf alle merkwürdige Ereignisse Denkmünzen zu schneiden; doch seit seinem Tode fehlt es ihnen fast ganz an Arbeit. Bei Herrn Fehrmann sah ich theils gezeichnet, theils in Blei, Silber u. dergl. abgegossen, alle durch ihn und seinen Vater verfertigte Stücke. Sowohl er, als sein Kollege, hatten mehrere Stämpel geschnitten, die noch niemals gebraucht waren; ersterer besitzt auch die ganze Sammlung der Hedlinger'schen Medaillen und verschiedene auswärtige Münzen, so wie mehr als 100 antike Lampen, die er einmal in Schweden für einen geringen Preis gekauft hatte. Der Giebel des Münzgebäudes ist mit vier massiven kanelirten dorischen Säulen, ohne Piedestal, aber oben mit einem Gesimse verziert, und macht keinen vortheilhaften Effekt; in demselben hält das Bergwerkskollegium seine Sitzungen, und bewahrt daselbst ein vortreffliches Mineralienkabinet. Es nimmt ein ziemlich geräumiges Zimmer ein; ein anderes Seitengemach enthält die gewöhnlichen Erze aller Art, die zum Verkauf angeboten werden. Man findet eine Menge vortrefflicher Stücke, die größten Krystallisationen, In-

krustationen, Versteinerungen, reiche Erze u. s. w. In eben diesem Gebäude hat auch die Elfdalsche Porphyr-Kompagnie ihre Niederlage, die aus Vasen, Säulenstücken, Tischblättern, Dosen, Salzfässern u. s. w. besteht. Die Steinbrüche in der erwähnten Gegend sind unlängst entdeckt, und gehören ihr eigenthümlich zu; die Waaren werden auf der Stelle selbst verfertigt und geschliffen. Die Gesellschaft besteht aus einigen hundert Aktien, von denen jede bis jetzt erst mit 15 Rthlr. bezahlt war. Der Nordische Porphyr, obgleich er nicht so fein von Kern, als der Aegyptische ist, läßt sich doch vortrefflich poliren. Es giebt verschiedene Arten desselben. Die Zeichnung der Vasen ist zwar nicht immer ganz rein, doch machen sie durch ihre Größe und ihren Glanz einen guten Eindruck. Die Preise waren ziemlich hoch.

Die Maler- und Bildhauerakademie stand unter der Aufsicht des unlängst verstorbenen Herzogs von Östgothland, den keine Regierungsgeschäfte abhielten, sich ihr ganz zu widmen. Das Gebäude, wo sie ihre Versammlungen hält, ist nicht weit von der Kongsholmer Brücke entfernt. Außer den Zeiten öffentlicher Ausstellungen findet man bloß ein Paar Zimmer mit Gypsstatuen, meist Kopieen nach den besten Antiken Roms, einige Porträts von Mitgliedern der Akademie, und einige wenige andere Gemälde, nebst einigen Stickereien, theils en Chenille, theils mit schwarzer Seide auf weißem Taffet; diese letzteren waren so fein, daß man sie in einiger Entfernung von einem

Kupferstiche unmöglich unterscheiden konnte; besonders zeichnete sich darunter ein Stück nach Claude de Lorraine von einer gewissen Frau oder Mlle Melin aus; die Luft war weiß auf weiß gearbeitet. Wenig Künste sind indessen so nachtheilig für das Auge. Die Akademie besteht aus einer großen Anzahl auswärtiger und einheimischer Ehren- und anderer Mitglieder, einer ansehnlichen Menge Professoren und anderer Lehrer. Etwa dreihundert junge Leute haben Gelegenheit, sich unentgeldlich in allen Theilen der Zeichen- und Malerkunst zu üben. Die Professoren werden nur mässig besoldet, und einige erhalten kaum so viel, daß sie die Miethkutsche davon bezahlen können, in der sie nach der Akademie fahren. Die Kunstausstellung hat im Februar Statt, und dauert einige Wochen. Bei der vom J. 1798 waren vier Zimmer mit Gemälden behangen. Die Preisaufgabe war eine Szene aus Gustav Adolph's Leben; der König übergiebt auf der Jagd einem Bauer seinen Degen, mit der Aufforderung, sich an ihm zu rächen, oder seine Freundschaft wieder zu schenken; der überraschte Bauer küßt den Degen seines Gebieters. Es hatten sich mehrere Künstler, sowohl in Zeichnungen und Gemälden, als auch in Basreliefs aus Thon darum beworben; die meisten Arbeiten waren aber höchst mittelmäßig.

Nicht nur unter den Künstlern Schweden's, sondern wenn man die Italiener abrechnet, unter den Bildhauern Europa's, behauptet Sergel einen sehr hohen Platz. Ich hatte ihn bereits auf meiner ersten

Italienischen Reise in Rom getroffen; er ist nachher nach seinem Vaterlande zurück gekehrt, wo ihm Gustav III. und alle Personen von Geschmack die größte Hochachtung bewiesen, doch wirklich nicht im Stande waren, ihn seinen Talenten gemäß zu beschäftigen, oder, mit anderen Worten, auf eine gehörige Art zu belohnen. Seine bekannte Gruppe Amor und Psyche steht bereits seit zwanzig Jahren in seiner Werkstätte. Die Zeichnung dieses bewundernswürdigen Werkes ist ohne Fehler, und der Marmor in den beiden Figuren scheint Fleisch zu seyn. In den Gesichtern, besonders in dem der Psyche, herrscht viel Ausdruck; die Draperie ist ganz nach hinten gearbeitet, und die Nacktheit der Gestalten von vorn wird dadurch gar nicht beeinträchtiget. Dem Amor ist das Gewand über die Schulter geworfen, so daß es zwischen seinen Flügeln herabhängt.

Während meines Aufenthaltes in Stockholm war Sergel von einer Schwermuth befallen, von der er jedoch jetzt wieder hergestellt ist; er ließ Keinen, ausser seine alten Bekannten, zu sich; seine Werkstätte enthielt noch verschiedene Büsten Gustav's III., eine von dem gegenwärtigen König, die noch unvollendet, aber äußerst ähnlich war, mehrere Brustbilder und Medaillons von verschiedenen merkwürdigen Personen aus der Hauptstadt, eine Gruppe, den Mars mit einer von ihm gefangenen Nymphe vorstellend, einige Modelle von Denkmälern, die bereits aufgestellt sind, oder noch aufgestellt werden sollen, z. B. die Statue Gu-

stav's III., die vor dem Schlosse errichtet werden soll, eine Gruppe hinter die Statue Gustav Adolph's, wo Oxenstjerna einem Genius die Schwedische Geschichte diktirt. Eine andere Gruppe stellt Gustav Adolph vor, der den jetzigen König als Kind in seinen Armen hält; doch alle diese Stücke könnten mit Amor und Psyche gar nicht verglichen werden.

Der Maler Bredä, eigentlich, wenn ich nicht irre, von Niederländischer Herkunft, hat sich auf einer Reise durch England, Frankreich, Holland und Teutschland auf das Porträtiren in der großen Manier gelegt, und sich besonders Rembrand und van Dyk zu Mustern gewählt. Er arbeitet sehr wohlfeil, sonst würde er auch Mühe haben, in Stockholm von seiner Kunst zu leben; außer der Kühnheit seines Pinsels verdienen seine Werke auch ihrer Aehnlichkeit wegen gerühmt zu werden. In seiner Wohnung findet man eine große Menge vollendeter und unvollendeter Bildnisse von bekannten und unbekannten Personen, die er auf Leinwand ausführt, nebst einer artigen Sammlung Gemälde von Flämischen und Italienischen Meistern, unter denen sich ein Guercino befindet. In der letzten Zeit meines Aufenthaltes hatte er auch ein großes, eben so gut gemaltes als wohlgetroffenes Porträt des Königs in einem violetten Mantel.

Der nachher verstorbene Maler Després, ein Franzos, arbeitete, als ich ihn besuchte, an einer

Reihe großer, nach Drottningholm bestimmter Stücke, die die Seeschlachten des letzten Schwedisch-Russischen Kriegs verewigen sollten. Es war erst ein Gemälde fertig, an dem mir die Zeichnung und Zusammensetzung mehr als das Kolorit gefielen. Ich sah bei ihm eine ganze Sammlung von Entwürfen zu Gebäuden und andere Architekturstücke, die sowohl von Seiten der Erfindung, als der Sauberkeit, Aufmerksamkeit verdienten; man hat auch bei den meisten neuen Kirchen, Landhäusern, Denkmälern u. s. w., die seit einigen Jahren im Reiche errichtet sind, seine Plane befolgt; viele von ihm gezeichnete Entwürfe sind jedoch unausgeführt geblieben. Auch in Rußland hat man sich seines Rathes bedient.

Unter den Miniaturmalern zeichnet sich Lawrence, der lange in Paris gewesen ist, aus. Er verfertigt überdies auch ganz artige Wandstücke.

Hillerström, der sich ebenfalls einige Zeit im Auslande aufgehalten hat, kann mit Recht zu der Zahl der einsichtsvollen und angenehmen Maler gerechnet werden. Er komponirt im Kleinen historische Gegenstände, und groupirt mit Geschmack; ihm glücken nicht nur ruhige Darstellungen, sondern am meisten die Wirkungen des Lichts und Schattens beim Feuer, wie z. B. bei Schmiede-Werkstätten und Feuersbrünsten. Ich fand mehrere Stücke bei ihm, die bestellt, aber nicht abgeholt worden; unter andern die Abbildungen

der Statuen des Königlichen Museums, die ich gegenwärtig besitze.

Von den beiden Brüdern Martin ist der Eine Maler, der Andere Kupferstecher; beide sind lange in England gewesen. Der Maler ist ein Mann von vielem Genie. Seine Werkstätte ist voll von Stücken, und sein Portefeuille von Zeichnungen und Kupferstichen (denn auch diese Kunst versteht er), und obgleich gerade nicht Alles von gleicher Vollkommenheit ist, so verrathen seine Arbeiten doch insgesammt einen sehr umfassenden und unaufhörlich thätigen Geist. In kleinen Landschaften von wilder Natur glänzt er am meisten. Sein Bruder hat verschiedene Porträts berühmter Schweden, sowohl aus älteren als neueren Zeiten, gestochen; das Malen ist weniger seine Sache; doch hat er eine Menge Aussichten von Stockholm verfertigt; die Umrisse sind geätzt, und das Uebrige ist mit Farben ausgefüllt.

Ein Dilettant, Herr von Rosenheim, der ehemals Offizier war, ist sehr geschickt im Pastellmalen, besonders im Porträtmalen.

Die Aufsicht über die Königlichen Gebäude und Kunstsammlungen führte damals noch der, seitdem in der Blüte seines Lebens verstorbene, Herr von Fredenheim, der seinen Geschmack und seine Kenntnisse der bildenden Künste und Alterthümer durch einen langen Aufenthalt in Italien sehr ausgebildet hatte; er war selbst Besitzer von einer großen Menge Gemälde,

Kupferwerke, Kunstsachen und zur Schwedischen Geschichte gehörigen Handschriften. Ich sah bei ihm auch alle unter Gustav III. geprägten Münzen in vortrefflichen Kupferstichen, die bis jetzt aber noch nicht ausgegeben sind.

Die Zimmer des Königlichen Schlosses, worin außer der Prinzessin, die ganze Königliche Familie wohnt, haben im Ganzen etwas Großes, und ihre Verhältnisse und Verzierungen (die zum Theil in den folgenden Zeiten hinzu gekommen sind) machen ihrem Zeitalter und ihren Urhebern Ehre. Besonders schön ist der Audienzsaal, der weiß mit Gold gemalt, und mit einigen Säulen versehen ist, und das folgende lange Zimmer, dessen Vorhänge aus geschnittenem, mit Gold oder Silber durchwirkten Sammt bestehen; es befinden sich hier einige Büsten der Königlichen Familie, unter denen sich der Kopf des gegenwärtigen Königs als Kind, von Sergel, auszeichnet. Eine lange Gallerie und drei andere Zimmer sind mit Gemälden angefüllt, unter welchen bei vielen mittelmäßigen einige gute Stücke von Italienischen und den ersten Niederländischen Meistern vorkommen; in der Gallerie findet man überdies zwei ausgezeichnet schöne Tafeln aus Skajola. Eine andere große Gallerie, die den durch das Feuer verschonten Theil, durch die Plumpheit ihrer Zierrathen und Vergoldungen, auch das frühere Jahrhundert ihrer Entstehung verräth; in jeder Ecke sieht man eine Gruppe in Lebensgröße; wenigstens drei derselben stellen Entführungen vor. Die

ganze Gallerie bedarf der Auffrischung. Das Schloß hat auch ein kleines Theater und eine Kapelle; die letztere nimmt die eine, und der Reichssaal die andere Hälfte des ganzen südlichen Flügels ein. Die Kapelle ist ein großes längliches Viereck mit steinernen Säulen, längs der Mauer. Die Architektur und die Verzierungen sind zu sehr überladen. Das Altarstück besteht in einem Basrelief aus Gyps, welches das Leiden bei Gethsemane vorstellt. Der Reichssaal, in dem vor Zeiten der Reichstag gehalten zu werden pflegte, hat eine Länge von 125 Fuß, und eine verhältnißmäßige Höhe und Breite. Er ist ganz weiß und mit Säulen verziert, die jedoch eine größere Wirkung thun würden, wenn sie nicht durch eine doppelte Gallerie maskirt wären. Da ich in der Folge noch mehr von den Merkwürdigkeiten des Schlosses anführen werde, so will ich hier nur der beiden in demselben befindlichen Kunstsammlungen gedenken. Die erste ist der Maler-, Zeichnen- und Kupferstecherkunst gewidmet. In einem Vorgemache sind die Gemälde der alten Kunst aufgehangen. In dem folgenden Kabinet sieht man einige vortreffliche Arbeiten von großen Meistern, obgleich nicht in bedeutender Anzahl. Der Hauptschatz besteht jedoch in Kupferwerken, Kupfern und Zeichnungen von oder nach den ersten Malern. Die letzteren belaufen sich allein auf 4000 Stück, die Graf Tessin in Frankreich gekauft hat. Die Anzahl der Kupferstiche, die in Portefeuilles nach den Meistern geordnet sind, ist weit größer. Es versteht sich von selbst, daß bei einer solchen Menge nicht alle Stücke vortrefflich sind; man

hat mehr als 40,000 Porträts, die aber noch nicht in Ordnung gebracht sind. Ein Reisender kann diesen ganzen Vorrath kaum übersehen, und eine nähere Kenntniß erfordert lange und wiederholte Besuche. Die ausgezeichnete Antikensammlung, die in einer langen Gallerie, und einem gleich daneben befindlichen, noch breiteren Saale mit Säulen, aufgestellt ist, ist noch bedeutender. Der hochselige König hat alle diese Schätze in Italien zusammen gebracht, und es befindet sich das ganze Piranesische Kabinet darunter. In der Gallerie bewundert man vier prächtige Säulen von Cippolino, eine Menge trefflicher alter Köpfe, (unter allen Büsten sind nur drei modern) Vasen, Leuchter, viereckige Trinkgeschirre, und einige wenige Statuen, worunter der schöne schlafende Endymion die vornehmste; es ist Vieles an demselben wieder hergestellt, aber eben nicht glücklich; das Antike zeugt von der vollendetsten Kunst. Ueberdies sieht man hier den Apoll und die Musen, prächtige Kandelaber, und eine herrliche Vase aus Aegyptischem Granit. Unter Gustav III. war die Sammlung überall zerstreut; der Herzog Regent hat sie aber in diesem ehemals zu einer Orangerie bestimmten Saale zusammen aufstellen lassen. In einer Hintergallerie befinden sich noch einige vaterländische Alterthümer, die jedoch wenig bedeuten.

Die übrigen, zu den schönen Künsten gehörigen Gegenstände, werde ich mit wenigen Worten abfertigen können.

Die Adolph-Friedrichskirche bildet ein Griechisches Kreuz von guter Bauart; das Innere ist ohne Zierde, nur daß die Kanzel weiß mit Gold gemalt ist. Gegen einen der Hauptpfeiler des Kreuzes sieht man das bronzene Monument, das Gustav III. auf Descartes hat errichten lassen, und das nur in Hinsicht der Erfindung einige Beachtung verdient. Ein Genius schlägt einen Schleier zurück, der die Erdkugel bedeckt. Der Altar dieser Kirche enthält ein großes Basrelief von Sergel, das die Auferstehung des Heilands in Gyps darstellt; die Hauptfigur scheint dem Apoll von Belvedere nachgebildet zu seyn. Nicht alle Engelsfiguren machen einen angenehmen Eindruck.

Die Ritterholmskirche ist ein altmodisches Gebäude mit einer darin angebrachten Kapelle von guter Bauart. Man findet hier die sehr einfachen Sarkophage Karl's XI., Ulrika Eleonora's und Friedrich's I. Auch Karl XII. liegt hier begraben, doch ohne Denkmal. In der Mitte des Chores vor dem Altare entdeckt man zwei Gräber mit steinernen Bildern, worin die Gebeine zweier älterer Könige, Magnus Ladulås und Karl's VIII. beigesetzt sind. An der anderen Seite befinden sich in einer ganz unverzierten Kapelle die Grabstellen der letzten Monarchen von Schweden und ihrer Familien; man sieht auch den Marmor, den Gustav III. zu einem Monument für Gustav Adolph (das aber vermuthlich nicht zu Stande kommen wird) hat aus Italien bringen lassen. Kurz, die Ritterholmskirche kommt als

Ruheſtätte der Könige in gar keine Vergleichung mit dem Dom von Roſkild.

Die Klarakirche, ein gutes, heiteres Gebäude, auf einem geräumigen Kirchhofe, enthält außer einigen Denkmälern auf Privatperſonen, ein ziemliches Altarſtück, die Abnahme vom Kreuz, und vor dem Altare zwei anbetende Engel, die alles Lob verdienen. Die übrigen Kirchen enthalten nichts Merkwürdiges, und ſind nicht werth, daß man ſich dabei aufhält.

Die Börſe iſt eines der ſchönſten Gebäude. Die oberen Zimmer werden zu verſchiedenen Zwecken, wie bereits erwähnt iſt, benutzt. Unten, wo ſich die Kaufleute verſammeln, beſteht ſie aus zwei Sälen, die durch einen breiten Quergang mit einander verbunden ſind. In dem erſteren befinden ſich die Büſten eines bedeutenden, und um ſein Vaterland ſehr verdienten Kaufmanns, Alſtrömer, und des bekannten Oberſtatthalters von Stockholm, Sparre's, dem die Stadt ſehr viel zu verdanken hat.

Unter den Privatſammlungen in Stockholm verdienen wenigſtens zwei, einer ausdrücklichen Erwähnung. Die Eine iſt das Gemäldekabinet des Grafen Brahe, das er geerbt und in mehreren Zimmern ſeiner Wohnung zerſtreut hat. Die Gemälde ſollen jedoch ein Stockwerck höher in hellern Gemächern aufgehangen werden. Es befinden ſich eine Menge Stücke von großem Werthe darunter, z. B. ein Davids- und ein Goliathskopf von Guido, eine Kindergruppe

von Rubens, eine Flucht nach Aegypten u. s. w. Die zweite Sammlung besitzt Herr Nescher; sie besteht hauptsächlich aus gestochenen Portraits. Seine Mappen enthalten 6000 Stück, alle von berühmten Schweden oder von Personen, die sich wenigstens eine lange Zeit in Schweden aufgehalten haben. Es giebt im ganzen Reiche weiter kein so vollständiges Kabinet dieser Art. Einzelne Portraits sind gezeichnet oder gemalt. Es läßt sich leicht einsehen, daß die verschiedenen Stücke von sehr ungleicher Beschaffenheit seyn müssen; bei den feinsten Kupferstichen findet man Sudeleien, wie sie Bauernhütten zu verzieren pflegen und Almanachsvignetten. Die Ordnung ist nach den verschiedenen Ständen eingerichtet. Die ganze Sammlung soll dem Könige für eine Summe von 2000 Rthlr., aber vergebens angeboten seyn. Herr Nescher besitzt auch einige Handschriften, Münzen und vaterländische Alterthümer.

Da ich den Vermählungsfeierlichkeiten des Königs mit der Prinzessin von Baden beigewohnt habe, so wird den meisten Lesern eine Nachricht von denselben nicht unangenehm seyn. Der König war seiner Braut bis nach Carlskrona entgegen gereist und etwa eine Woche vorher mit ihr in Drottningholm eingetroffen; während dieser Zeit genoß der König nur einen Theil des Tags ihrer Gesellschaft; sonst hielt er sich in Stockholm auf. Am Vermählungstage versam-

Ruhestätte der Könige in gar keine Vergleichung mit dem Dom von Roskild.

Die Klarakirche, ein gutes, heiteres Gebäude, auf einem geräumigen Kirchhofe, enthält außer einigen Denkmälern auf Privatpersonen, ein ziemliches Altarstück, die Abnahme vom Kreuz, und vor dem Altare zwei anbetende Engel, die alles Lob verdienen. Die übrigen Kirchen enthalten nichts Merkwürdiges, und sind nicht werth, daß man sich dabei aufhält.

Die Börse ist eines der schönsten Gebäude. Die oberen Zimmer werden zu verschiedenen Zwecken, wie bereits erwähnt ist, benutzt. Unten, wo sich die Kaufleute versammeln, besteht sie aus zwei Sälen, die durch einen breiten Quergang mit einander verbunden sind. In dem ersteren befinden sich die Büsten eines bedeutenden, und um sein Vaterland sehr verdienten Kaufmanns, Alströmer, und des bekannten Oberstatthalters von Stockholm, Sparre's, dem die Stadt sehr viel zu verdanken hat.

Unter den Privatsammlungen in Stockholm verdienen wenigstens zwei, einer ausdrücklichen Erwähnung. Die Eine ist das Gemäldekabinet des Grafen Brahe, das er geerbt und in mehreren Zimmern seiner Wohnung zerstreut hat. Die Gemälde sollen jedoch ein Stockwerck höher in hellern Gemächern aufgehangen werden. Es befinden sich eine Menge Stücke von großem Werthe darunter, z. B. ein Davids- und ein Goliathskopf von Guido, eine Kindergruppe

von einem Detaschement Husaren eröffnet und geschlossen, und bestand hauptsächlich aus einem Dutzend, meist ganz gelben Hofkutschen, die mit sechs Pferden bespannt waren; der Wagen, worin die Fürstin selbst nebst ihrer neuen Oberhofmeisterin saß, zeichnete sich durch außerordentliche Pracht aus, ward von acht Schimmeln gezogen und war mit Pagen besetzt; einige Stallmeister ritten voraus. Drittehalb Hundert Kanonenschüsse verkündigten der Stadt die Ankunft ihrer Königin. Ihr künftiger Gemahl empfieng sie unten an der Treppe und führte sie zuerst auf einige Augenblicke nach den Zimmern der Königin Mutter und darauf durch den, mit dem ganzen Adel angefüllten Saal nach einem Seitenzimmer, aus dem sie bald zurückkam; nun wurden ihr alle Anwesende vorgestellt, die verheuratheten Frauen küßten ihre Hand, die unverheuratheten den Saum ihres Kleides. Am Abende versammelten sich die Minister und Fremden; diesmal war auch den Damen der Zutritt erlaubt, abermals in demselben Unterzimmer, und der Zug gieng nach der Schloßkapelle; allein ungeachtet aller Mühe, welche die Soldaten anwandten, war das Gedränge so groß, daß man einen Umweg nehmen mußte. Die Kapelle war bei dieser Gelegenheit mit einer Gallerie für die Zuschauer versehen; an allen Seiten war das Gebäude ungefähr bis zu seiner halben Höhe mit blauem Lacken behangen, das mit gelben darin gestickten Kronen überstet war. Eine große Menge Kerzen erleuchteten das Ganze. Eine Strecke vor dem Altar hatte man auf einer Erhöhung

drei Lehnstühle für den König, seine Mutter und seine Gemahlin, gesetzt; an beiden Seiten standen gewöhnliche Stühle. Etwas näher bei dem Altare befand sich ein Betpult, das wie die Polster zum Knieen mit Silberlacken behangen war; dicht vor demselben war ein Tisch gestellt, auf dem die Bibel und das Formularbuch lagen. Längs beiden Seiten standen Bänke für die vornehmsten Höflinge von beiden Geschlechtern, die Reichsbeamten, Ritter u. s. w. Alle trugen natürlich ihre volle Amts- und Gallakleidung; besonders schön steht die Tracht der Seraphinenritter aus gelblicht weißem Seidenzeuch mit schwarzen Kanten besetzt. Die übrigen Plätze weiter unten waren für die geringern Beamten, Corporationen, Militärpersonen von gewissem Range u. s. w. bestimmt. Etwa gegen acht Uhr erschien der König in Silberstoff, die Braut in einem weißen, mit Gold gesticktem Gewande, mit vielen Juwelen und einer Krone auf dem Haupte; die letztere trug der König nicht, weil sie ihm noch nicht förmlich aufgesetzt war, sondern statt ihrer einen Spanischen Hut mit einer reichen diamantnen Agraffe. Auch die übrigen fürstlichen Personen waren reich gekleidet. Nach der ersten Musik von Pauken und Trompeten stimmte das Chor auf der Orgel einen Gesang an. Der Erzbischof und die Bischöffe von Skara und Linköping hatten den Rücken gegen den Altar gekehrt, und giengen in Meßgewändern und mit der Mitra auf dem Kopfe. Vor ihnen erblickte man etwa ein halb Dutzend Hofprediger. Nach geendigtem Gesange hielt der Erzbischof eine An-

rede von einer guten Viertelstunde; nun nahte sich das Königliche Paar dem Betpult und der Erzbischof vollzog die Trauung nach dem sehr einfachen schwedischen Formular. Als die Neuvermählten ihre Lehnstühle wieder eingenommen hatten, wünschten die übrigen Glieder der Familie Ihnen und der Königin Wittwe mit einer Umarmung Glück. Viele andre Beamte folgten diesem Beispiel und wurden zum Handkuß gelassen; die Gemahlinnen der Reichsräthe erhielten einen Kuß auf die Wange. Ein Gesang beschloß die Feierlichkeit; darauf begaben sich alle durch ein, gleich allen Zugängen vortrefflich erleuchtetes, Portal nach dem benachbarten Reichssaale, der für die Zuschauer, doch ebenfalls nur für diese Ceremonie, mit einer Gallerie versehen war.

In demselben war am Ende nach der Seite des Throns, auf einer Erhöhung von einigen Stufen die Hochzeittafel gedeckt. Längs derselben saßen die drei königlichen Personen ganz allein, und also in einer geräumigen Entfernung von einander, und an den beiden Enden die Prinzen und Prinzessinnen. Die ersten Beamten hatten, wie überall bei solchen Feierlichkeiten, die Aufwartung. Um einen schönen Aufsatz, der einen doppelten Tempel und zwei Obelisken mit einer Gruppe in der Mitte vorstellte, ward zweimal ein Kreis von warmem Essen gesetzt, worunter ich nichts Ausgezeichnetes bemerkte; einige Schüsseln dürfte man bei uns kaum bei weit gewöhnlicheren Mahlzeiten vorsetzen. Das Dessert war jedoch mit allerlei,

selbst den frühsten Sommerfrüchten verziert. Man speiste auf Silber. Während der Malzeit ward einmal die Gesundheit des jungen Paars getrunken. Hierauf folgte der bekannte Fackeltanz, so wie ich ihn bereits einige Jahre früher in Berlin gesehen hatte, nur mit dem Unterschiede, daß abwechselnd der König mit den Damen und die Königin mit den Herren tanzte. Gegen halb zwölf Uhr führte der König seine Braut aus dem Saale; die Entkleidung geschah durch die fürstlichen Personen und einige wenige Hofbeamte, ohne daß die übrigen Anwesenden, selbst nur von weitem, wie in Berlin, dieser Ceremonie beiwohnen durften. Die Letzteren setzten sich jetzt in einigen andern Zimmern an die Hof- und Marschallstafeln, die prächtig und mit Allem wohl versehen waren. Am folgenden Tage statteten der ganze Hof und alle in der Stadt befindliche Korporationen und Kollegien ihre Glückwünsche ab.

Auch das diplomatische Korps und die Fremden begaben sich zuerst nach dem öfter erwähnten Unterzimmer und erschienen darauf, nach eingenommenem Dejeuné, zusammen in der eigentlichen Antichambre. Aus derselben gieng man gleichsam seitwärts durch das folgende Zimmer, wo das königliche Paar saß und verbeugte sich in einiger Entfernung vor demselben. Die Feierlichkeit ward jedoch auf einige Zeit, durch eine Ohnmacht der Königin, unterbrochen; und die Thüren wurden verschlossen. Eine ähnliche Gratulation fand auch bei der Königin Mutter in ihren Zimmern

statt. Hierauf war noch besonders Kour von Herren und Damen, bei'm König in der großen Gallerie, wobei einige Beförderungen bekannt gemacht wurden. Mittags war wieder öffentliche Tafel, woran bloß die Gäste des vorigen Abends, mit Ausnahme der Königin Mutter saßen. Die Herren vom Hofe hatten die Aufwartung und legten vor. Die Gemahlinnen der Reichsräthe saßen, wie auch das erste Mal, in einiger Entfernung auf Tabourets, nach der Weise von Versailles. Während der Mahlzeit sprach der König zuerst mit einigen Herren des Hofs, die hinter ihm standen, und darauf mit den auswärtigen Ministern, einem nach dem andern, und den vorgestellten Fremden; er winkte einem jeden, wie ihn die Reihe traff, sich zu nähern und eine Verbeugung war das Zeichen, zurückzutreten. Die Königin that, soviel die Zeit erlaubte, dasselbe; indem man sich, sobald das Gespräch des Königs zu Ende war, hinter ihren Stuhl stellte. Ferner fragte der König, wenn ein Gang abgetragen werden sollte, indem er bloß aufstand und sich verbeugte, ob es die Gäste erlaubten? Am Abend ward auf Kosten des Hofs, Gustav Wasa mit einem passenden Prolog, gegeben.

Eine Unpäßlichkeit der Königin unterbrach die Feste auf einige Tage. Ein Ball paré im Reichssaal eröffnete sie wieder. Es ward von sechs bis zehn Uhr getanzt; der König eröffnete den Ball durch ein Menuett mit seiner Gemahlin; bei dem ersten französischen Kontretanz, die hernach meistens getanzt

wurden, stellte sich der Graf Brahe (der für den ersten Edelmann des Reichs gilt) mit der Gräfin Wrede zu den fürstlichen Personen. Nach dem Balle soupirten der Hof und die eingeladenen Fremden in den Nebenzimmern an verschiedenen Tafeln. Bei dem Lever, das am folgenden Morgen statt fand, wurden diejenigen, die am Tage nach der Krönung proklamirt waren, zu Rittern geschlagen. Die Ceremonie geschah im Audienzsaale; der König bestieg jedoch nicht den Thron, sondern blieb in der Mitte des Saals vor einem Polster stehen, worauf die Candidaten knieten, den Eid ablegten und den Ritterschlag empfiengen. Die neuen Ritter küßten nachher die Hand des Königs. Am Abende dieses Tags war Stockholm auf vier Stunden erleuchtet. Die meisten Privatleute begnügten sich mit einigen Reihen von Lichtern, oder mit einem Licht oder einer Lampe inwendig vor jeder Fensterscheibe. Andere hatten jedoch auch erleuchtete Gestelle vor den Thüren angebracht; zum Unglücke wehte ein Wind, der das Ganze nicht sehr begünstigte. Mehrere Straßen waren beinahe ganz dunkel; andre hingegen machten einen schönen Effekt; besonders imposant war der Anblick von dem Südermalm auf den Kai und von diesem wieder nach dem Amphitheater hinauf. Auch spiegelte sich die Illumination ganz vortrefflich in den Wellen des Mälars, wenn man auf der Kongsholmer Brücke stand. Die öffentlichen Gebäude, z. B. das mitten im Wasser liegende Badhaus, die Societät, die Häuser auf dem Börsenplatz und dem Nordermarkt waren mit Lampen,

schön und wohlgeordnet, erleuchtet. Auch der Kai für die Kaufleute nahm sich herrlich aus. Hin und wieder zogen Sinnbilder die Aufmerksamkeit an sich; eben nicht sehr erbaulich war eins, worunter I. Cor. 13. V. 13 stand; die hier angedeutete Liebe, war in einen nakten Amor verwandelt, der zwischen der Hoffnung und dem Glauben stand, und sie an der Hand gefaßt, nach dem verschränkten Namenszug des Königs und der Königin zeigte.

Ein Feuerwerk, das einige Tage später auf der östlichen Seite des Schlosses abgebrannt ward, kam dieser Erleuchtung an Schönheit nicht gleich, obgleich es lange genug dauerte und vermuthlich nicht wenig gekostet hatte. Das Beste war ein Tempel mit den Namenszügen des königlichen Paars; das Uebrige bestand aus Schwärmern, Feuerkugeln, Raketen u. s. w.

Den Schluß der Feste machten vier große Bälle, welche die Königin Mutter, die Herzöge und die Prinzessin den Neuvermählten zu Ehren an verschiedenen Tagen gaben. Zu dem ersten waren ungefähr 400 Personen eingeladen; die Königin bewohnte damals noch die eigentlichen Zimmer ihres Sohns, stand aber im Begriffe, sie gegen eine Reihe anderer im untern Geschoß zu vertauschen; durch große Pracht und einen fürstlichen Aufwand zeichnete sich die Fete aus. Die beiden folgenden Bälle wurden ebenfalls auf dem Schlosse in den besondern Zimmern der Herzöge gege-

ben; aus Mangel an Platz waren sie nicht so zahlreich als bei der Königin Wittwe. Die Prinzessin wohnt, wie ich bereits öfter gesagt habe, für sich und ohne Zweifel von allen fürstlichen Personen am besten. Die Granitsäulen unten an der Treppe sind freilich von schlechter Form, besitzen aber eine mustershafte Politur. Das Hauptstockwerk enthält, den viereckigen Tanzsaal mitgerechnet, eine Reihe von sechs schön möblirten Zimmern; auf ihrer Reise hat die Fürstin Gelegenheit gehabt, sie mit allerhand Werken der Italienischen Kunst auszuschmücken. Es fehlt diesem Pallaste bloß eine größere Treppe nach dem zweiten Stockwerke, wo die meisten Tafeln befindlich waren; bloß die Haupttafel stand unten. Man blieb auf keinem dieser Bälle viel länger als bis ein Uhr.

Die Fremden werden dem Könige gewöhnlich bei seinem Lever durch den Minister, mit dem sie am meisten im Verhältniß stehen, vorgestellt. Er ist schlank und von wohl proportionirtem Wuchs; sein Kopf und seine Augen sind groß, die Lippen stehen etwas hervor: beim ersten Anblicke scheint er zurückhaltend; allein während des Gesprächs entwickelt sich in seinen Zügen eine einnehmende Freundlichkeit; der junge Monarch beweist gegen Alle eine Artigkeit, die freilich nach den verschiedenen Verhältnissen eines Jeden modificirt ist, worüber aber Niemand Grund hat sich zu beklagen. So sehr er auch in vielen Hinsichten von seinem Vater verschieden ist, so besitzt er doch, wenn auch nicht alle die glänzenden, doch wenigstens

die soliden Geisteskräfte desselben. Mit der Festigkeit des Charakters, wovon er schon damals Beweise gegeben hatte, vereinigte er nach Zeugnissen, auf die ich mich verlassen zu können glaube, ein redliches und Gerechtigkeit liebendes Herz. Stolz auf sein Vaterland und den Heldenstamm, dem er entsprossen ist, und in Gustavs III. Grundsätzen über die Königlichen Rechte erzogen, wird er gewiß, so lange er es irgend zu verwehren im Stande ist, nicht zugeben, daß Schweden durch fremde Mächte beeinträchtigt oder die Rechte, die sein Vater der Krone erworben hat, geschmälert werden. Das Kriegswesen gehört, wie gewöhnlich bei jungen Fürsten der Fall ist, zu seinen liebsten Beschäftigungen. Andre Leidenschaften, von welcher Art sie auch seyn mögen, hat man ihm nie zugeschrieben; mit den vorfallenden Regierungsangelegenheiten beschäftigt er sich anhaltend und eifrig, und bisweilen begiebt er sich mitten im Winter nach Haga, um zu arbeiten; nur wenn es nöthig ist, z. B. an Lever- oder Kabinetstagen kehrt er nach der Hauptstadt zurück. Bei den Levers werden in der Regel zwanzig Herren abwechselnd zur Tafel gezogen; vor und nach dem Essen spricht er gewöhnlich mit seinen Gästen, doch selten über Tische; er setzt sich, nebst noch einem Herrn, an dem Oberende eines langen Tisches. Bei diesen Mahlzeiten herrscht Ueberfluß, doch eben keine sehr künstliche Zubereitung der Speisen. Auch hier trifft man das Tischchen mit Brod, Liqueur u. s. w. im Vorzimmer, auch hier wird nicht mit der Suppe angefangen, doch wurde nach dem Essen kein

Kaffee umher gegeben; der König wollte nicht selbst ein von ihm gegebenes Gesetz übertreten, denn einst fand ein Verbot dieses ausländischen Produktes Statt; doch folgte diesem Beispiele kein Einziger seiner Unterthanen. In einigen Stunden sind diese Mahlzeiten beendigt.

Die Vorstellungen bei der regierenden Königin, der Königin Wittwe und den übrigen Prinzen und Prinzessinnen, finden in den vorher bestimmten Stunden Statt; sie erscheinen alsdann, größtentheils von etwa vier Herren oder einigen Damen und Herren ihres Gefolgs begleitet, in dem Zimmer, wo man sie erwartet. Alle fürstliche Personen dieses Hofes sind leutselig, zuvorkommend und gesprächig. Die regierende Königin vereinigt Jugend und Schönheit. Die Königin Wittwe, eine Schwester des Königs von Dänemark, eine große und blonde Dame, zeigt noch die deutlichen Spuren ihrer ehemaligen Schönheit, die ihr, wenn sie auch keine Fürstentochter gewesen wäre, gewiß Bewunderung verschafft haben würde; ihr Charakter ist liebenswürdig und vortrefflich, und obgleich sie bis zur Blödigkeit bescheiden ist, so fehlt es ihr nicht an Festigkeit, die sie auf ihren Sohn, der seine Mutter zärtlich liebt, vererbt hat. Leider hat ein gewisser Anstrich von Schwermuth das Leben dieser Fürstin überzogen; sie ist fast beständig allein, und speist beinahe stäts für sich in ihrem Kabinete; ihr Hofstaat sieht sich während des größten Theiles des Tages ihrer Gesellschaft beraubt. Von den sämmtlichen fürstlichen Personen werden bisweilen Di-

größtes Uebel soups's gegeben, doch werden niemals die Zettel; sie n Gesandten dazu eingeladen. Diesen giebt fast alles der Kanzleipräsident (der Minister der aus- Dinge ni Angelegenheiten) etwa alle zwei Wochen eine zuerst offizielle Mahlzeit, wozu denn auch, nebst Frem- zehn Einheimische gebeten werden; wöchentlich hält er gesu ihnen, besonders mit denen, die etwas mit ihm um zumachen haben, an einem bestimmten Tage Konfe- Banzen. In wenig Ländern ist zwischen den Ministern fremder Mächte und dem Hofe ein geringerer Umgang, und nur in wenig Häuser des Schwedischen Adels haben sie einen näheren Zutritt. Bei ihrer ersten Au- dienz am Hofe werden sie in einer Königlichen Staats- karrosse mit acht Pferden und seinem großen Gefolge, durch den Zeremonieenmeister aus ihrer Wohnung abge- holt, und wieder zurück gebracht.

Aus dem, was ich über den Stockholmer Hof bis jetzt angeführt habe, erhellet bereits von selbst, daß hier Alles auf einem weit größeren und kostbarern Fuße als in Dänemark eingerichtet ist, und das Zeremo- niell weit mehr beobachtet wird; noch deutlicher wird es, wenn man einen Blick in den Hofkalender wirft, und alle die zum Hofstaate des Königs und seiner Fa- milie gehörigen Aemter und Würden betrachtet.

Die Reichsinsignien werden auf dem alten Schlosse bewahrt, und bestehen aus einem Paar wohlgearbeiteter Kronen, aus Erich's XIV. Zeit, einer neueren Krone, die für die Großmutter des Königs verfertigt ist, und

woran die Juwelen 10,0 ... nicht selbst
ner, ehemals für Ch ... denn einst
krone, aus der Kron ... tes Statt;
mählung trug, aus ei ... er Unter-
endlich aus zwei Staatssa ... ahlzeiten
Schlüsseln und einem artigen

Eine allgemeine Nachricht von de ...
Regierungsform und den neuesten Modifik ...
sie erlitten hat, findet man in allen Handb ...
Statistik, und es ist daher unnöthig, mich ü ...
kannte Gegenstände weitläuftig zu erklären. Als
mich in Schweden befand, war das Land in voll-
kommenster Ruhe, und auch in der Folge auf dem
Reichstage zu Norköping fand zwischen dem größten
Theile des Adels und dem Könige die beste Harmonie
Statt. Der Geist des Jakobinismus, der sich zu mei-
ner Zeit unter den jungen Leuten, besonders in den
unteren Klassen der Bürgerschaft zu Stockholm,
zeigte, erstreckte sich in der That nur auf einen lüder-
lichen und ungebundenen Haufen. *) Schweden's

*) Herrn Meermann's Angaben über den Zustand der Schwedischen Finanzen sind so unrichtig und unbefriedigend, daß ich es fürs Beste hielt, sie ganz wegzulassen, und bloß seine Beobachtungen mitzutheilen; dagegen werde ich dem zweiten Bande anhangsweise eine aus urkundlichen Quellen gezogene, wahre, kurze und deutliche Darstellung des Schwedischen Finanzwesens beifügen, um die vielen

gröſstes Uebel war der schlechte Kredit der Reichsschuldzettel; sie waren beinahe allein im Umlaufe, hatten fast alles baare Geld verdrängt, und den Preis aller Dinge nicht wenig erhöht. Als ich im Sommer 1797 zuerst nach Schweden kam, verloren sie nur etwa zehn Prozent, allein im folgenden Jahre waren sie so gesunken, daſs die Miethe während meiner Abwesenheit um ein Drittel erhöht, und viele Personen nur in Banko ihre Kontrakte abschlieſsen wollten. Die Ursache dieser Verschlechterung, glaube ich mehr in dem Aufkaufen habsüchtiger Privatpersonen, als in der Vermehrung der Zettel und schlechter Verwaltung suchen zu müssen.

Bei Gelegenheit der Feierlichkeiten sah ich den Sprecher des Bauernstandes, der im J. 1789 und schon früher einmal das Wort geführt hatte; es war ein Mann von einer groſsen, vierschrötigen Figur, und einem groben, aber verständigen Gesichte; er trug eine einfache tuchene Kleidung, und lieſs das Haar, nach der Sitte seines Standes, glatt herunter hängen. Das zahlreiche Korps der Ritterschaft hat einen eigenen Pallast auf dem Platze vor der Ritterholms-

falschen Vorstellungen darüber zu berichtigen. Undemerkt kann ich es nicht lassen, daſs Herr v. M. die Reichsschuld bei Gustavs III. Regierungsantritte nur auf eine Million Rthlr. angiebt, da sie doch notorisch im Auslande auf drittehalb, und im Lande selbst auf neuntehalb Millionen in Spezies-Rthlrn. sich belief.

D. Ueb.

brücke. Das Gebäude steht frei, und macht, obgleich es altmodisch ist, keinen schlechten Eindruck. Das Innere enthält keine besonderen Merkwürdigkeiten. Der große Saal im zweiten Stocke, der mit den Wappen der adelichen Familien geziert, und mit Bänken versehen ist, wird jetzt häufig zu Konzerten benutzt. Unten in dem Zimmer der Kommission sieht man die Bildnisse der Reichstagsmarschälle.

Ungeachtet man keine Bettler auf den Straßen trifft, so klagte man doch sehr über den Mangel an Industrie. Die vielen Lottokomptoirs, die man an allen Orten entdeckt, befördern dieselbe nicht, und sind für die Sitten äußerst nachtheilig. Das Tuch, das in Schweden fabrizirt wird, ist grob und verliert alsbald seinen Glanz; man kleidet die Soldaten darein, und es wird etwa für eine halbe Million Rthlr. verfertigt. Ein gewisser Appelquist hat zu Stockholm auf Kongsholm eine Fabrik angelegt, worin allerlei Zierrathen von Holz und Kupfer gemacht werden. Sie beschäftigt etwa 100 Arbeiter, und man findet gute Maschinen. Große Buden und Läden giebt es in dieser Hauptstadt nicht, und die fremden Luxusartikel, die man noch erhalten kann, muß man mit einem hohen Preise bezahlen.

Das Schwedische Gesetzbuch ist auf dem Reichstage vom J. 1734 bestätigt, und von Gustav III. hernach mit einigen neuen Verordnungen vermehrt worden. Die Untergerichte bestehen in den Städten aus den

Magistraten, auf dem Lande aus umherreisenden Commissarien; von diesen wird an die vier Hofgerichte, worunter alle Provinzen des Reichs vertheilt sind, Schwedische, das Gothische, das Åboische und Wasaische appellirt. Die Oberaufsicht über alle führt der Reichsdrost, der aber nur im Schwedischen Hofgerichte präsidirt. Sie bestehen ferner aus einem Präsidenten, Vizepräsidenten und einer großen Anzahl von Hofgerichtsräthen und Assessoren; die beiden Finnischen sind jedoch lange nicht so zahlreich, als die Schwedischen besetzt. Seit der Aufhebung des Senats wurde für gerichtliche Angelegenheiten ein höchstes Tribunal oder eine Justizrevision errichtet, an dem der König selbst Theil nimmt; es besteht aus sechs adelichen und sechs unadelichen Mitgliedern, die auf eine gewisse Zeit zu diesem Amte berufen werden; der König hat, wie zuvor im Reichsrathe, zwei Stimmen. Der Gehalt, den die Mitglieder des höchsten Gerichts bekommen, ist 1000 Rthlr.; haben sie bereits Stellen, die ihnen eine gleiche Summe einbringen, so wird bloß für die interimistische Verwaltung derselben gesorgt.

Die Städte werden entweder von einem oder zwei Bürgermeistern und einigen Rathsherren verwaltet. Nur Stockholm allein hat außer dem Oberstatthalter, der an der Spitze steht, vier Bürgermeister und zwanzig Rathsherren. Das Stadthaus ist ein schönes Gebäude neben dem Ritterhause, dessen Architektur einen nicht ins Auge fällt. Die meisten Zimmer inwendig sind freilich dunkel, doch verdient der Rathssaal eine

zu werden. Man trifft hier unter einem Baldachin die Büsten des verstorbenen und des gegenwärtigen Königs, so wie des Herzogs Regenten, die der Stadt gleich nach dem Russischen Kriege geschenkt worden sind. Außer einigen Porträts von berühmten Leuten, hängen hier vierzehn Gemälde von mittelmäßiger Größe, die Aussichten von Stockholm vorstellen; das Stück hat 500 Rthlr. gekostet, ein Preis, dem ihr Werth, obgleich sie nicht schlecht gearbeitet sind, gar nicht entspricht. Die Bürgermeister sowohl, als die Rathsherren, werden aus drei Kandidaten vom Könige ernannt; und die Bürgermeister brauchen nicht vorher Rathsherren gewesen zu seyn, wenn sie nur aus der Bürgerschaft gewählt sind. Bei dieser Gelegenheit will ich einer sehr übeln Einrichtung erwähnen, die in Stockholm Statt findet, und zu deren Abschaffung der Magistrat Vorkehrungen treffen sollte, es werden nämlich keine Briefe durch das Postkomptoir bestellt, sondern Jedermann ist verpflichtet, sie abzuholen; was für Leute, die keine große Korrespondenz führen, von sehr nachtheiligen Folgen seyn kann.

Das Arsenal gehört gewiß zu den besonderen Merkwürdigkeiten der Hauptstadt. Aus dem gegenwärtigen dramatischen Theater, nahe beim Schlosse, wird es nach dem Tode der Königin Luise Ulrike, nach ihrem Pallaste Friedrichshof, am äußersten Ende der Stadt und dicht bei der Brücke, die nach dem Thiergarten führt, verlegt. Das Gebäude ist groß, ohne viele Architektur, und scheint unvollendet

geblieben zu seyn. Eine geräumige Treppe führt nach den Oberzimmern. Die Mauern, die sie einschließen, sind mit ziemlich gut gemalten Pferden in natürlicher Größe behangen, für die man gewiß keinen besseren Platz gewußt hat. Im ersten Zimmer findet man die Rüstungen der ehemaligen Schwedischen Regenten und angesehener Männer. Die des Jarls Birger, aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, ist darunter die älteste. Diese geharnischten Männer sitzen auf Rossen, die ebenfalls mit völliger Rüstung angethan sind. Die fürchterliche Schwere einiger alten Sturmhauben, Harnische u. s. w., übersteigt allen Glauben; eine der ersteren wog zwanzig Pfund. In eben diesem Zimmer zeigt man ein sitzendes Wachsbild des verstorbenen Königs, das durch einen Teutschen, aber nur nach einem Porträt verfertigt ist, und in einer besonderen Kiste wird der Anzug aufbewahrt, den der Monarch auf der traurigen Maskerade trug. Die Kleidungen, worin Gustav Adolph und Karl XII. auf dem Schlachtfelde fielen, machen damit einen sonderbaren Kontrast. Der erste muß schwere Wunden erhalten haben, wie das äußerst blutige Hemd und die zerfetzten Kleider beweisen. Man trifft hier auch die Gewänder, die Gustav III. und der Herzog von Südermanland im letzten Russischen Kriege getragen haben, und an den letzteren bemerkt man deutlich, daß er sich dem heftigsten Feuer ausgesetzt hat. Ferner zeigt man dem Fremdling die prächtigen Sättel, Steigbügel u. s. w. welche die letzten Schwedischen Monarchen bei ihrer Krönung gebraucht haben; unter denselben zeichnen sich die

Karl's XII. durch eine große Einfachheit aus. Das Arsenal enthält überall keine Waffen zum Gebrauche und selbst nur Modelle von alten Gewehren, dagegen desto mehr eroberte Fahnen von allen Nationen, mit denen Schweden Krieg geführt hat; unter andern eine heilige Russische Fahne des St. Nikolaus, wofür die Russen 30 bis 40,000 Rubel geboten haben; ferner zum Karousel, zur Krönung, zu Begräbnissen und anderen Feierlichkeiten, bestimmte Sachen; man bewahrt hier auch ein von Peter dem Großen zu Saardam verfertigtes Boot, das auf der Reise nach Rußland von den Schweden genommen worden ist.

Der Schiffs- oder Admiralitätsholm ist durch eine Brücke mit der nördlichen Seite verbunden; dies felsige Eiland enthält nichts als zur Flotte gehörige Gebäude, Magazine, Wohnungen der hier Dienst thuenden Personen und der Garnison, eine natürliche Anhöhe zu Signalen, ein Paar mit Bäumen bepflanzte Fahrwege, und eine Ebene. Das Seearsenal darf nicht ohne besondere Königliche Erlaubniß besehen werden; ich wußte dies nicht, als ich den Schiffsholm besuchte, und habe darüber versäumt, es kennen zu lernen. Die Mannschaft von der Scheerenflotte liegt hier zur Besatzung; ein großer Theil dieser Flotte liegt in Finnländischen Häven; sie besteht aus Galeeren, Kanonenböten und vielen anderen, größeren oder kleineren Fahrzeugen, die mehrere, größtentheils Finnische Namen führen. Nach einer ausführlichen Liste, die mir in Schweden mitgetheilt ward, beläuft sich die ganze

Anzahl dieser Fahrzeuge auf 265, zusammen führen sie 2442 Kanonen von allerlei Kaliber. Bei der Scheerenflotte befindet sich der kommandirende Admiral immer auf einem kleinen unbewaffneten Fahrzeuge, das überall umhersegelt. Auch zur Küche ist ein eigenes Schiff bestimmt, denn auf den offenen Fahrzeugen ist dazu kein Platz; eben so auch für die Pulverkammer.

Mit dem Schiffsholm ist das noch kleinere Eiland Kastellholm ebenfalls durch eine Brücke verbunden. Es besteht auch aus Felsen, und nur aus einzelnen Wohnungen. Auf einer ziemlich beträchtlichen Anhöhe hat man ein achteckiges Gebäude aufgeführt, von dem die Schwedische Flagge wehet, und hinter demselben befindet sich ein Krahn, um Masten in die Schiffe zu setzen und auszuwinden. Die Aussicht ist hier außerordentlich schön.

Es ist mir noch übrig, die Merkwürdigkeiten in der Gegend Stockholm's zu beschreiben. An der Spitze des Thiergartens, wenn man über die vom Arsenale dahin führende Brücke kommt, liegen die Docken für die Galeeren. Der Thiergarten ist ein eingeschlossener, aber zugleich sehr ausgedehnter und hoher Platz, der mit Felsen besäet, und mit Tannen, Eichen und anderen Bäumen bewachsen ist, wodurch Spaziergänge geführt sind. Man hat hier Gärten, Landhäuser und Gasthöfe angelegt. Das Ganze wird durch die Aussicht auf das eigentliche Fahrwasser, das von und nach Stockholm kommende Schiffe passiren müssen, äußerst

angenehm. Im Sommer wird er stark zu Wagen besucht; die daran stoßende Ebene dient zur Revue und zu kleinen Kampements.

Nach dem ehemaligen Schlosse **Karlberg**, das seit 1792 zu einer Land- und See-Kadettenschule eingerichtet ist, kann man leicht in einer halben Stunde kommen. Es führt ein doppelter Weg dahin, der eine durch eine breite und lange Allee von Linden, der andere neben dem **Mälar**; an einem schmalen Arme desselben liegt das Schloß mit dem Garten; von der Façade sieht man über den See nach einem steilen felsigen Ufer und das Gebäude, zu dem vorne eine große Treppe führt, liegt hinten an einer Anhöhe, so daß man gleich in den Garten tritt. Die Architektur des alten Schlosses ist nicht sehr preiswürdig, es ist auch nur klein; allein die nachher hinzugefügten langen Flügel mit den beiden kurzen Querflügeln, in denen sich ein Thorweg zum Durchfahren befindet, machen es jetzt zu einem ziemlich ansehnlichen Gebäude. Das Innere ist dem Aeußeren gleich. Die Säle und Zimmer des Schlosses sind verfallen, und nach einer aus der Mode gekommenen Bauart eingerichtet. Sie werden jetzt zu den Vorlesungen gebraucht, und in dem Hauptsaale tänzen die jungen Leute. In einem der Flügel zeigte man mir die Schlafsäle; in jedem standen etwa zwanzig kleine Betten neben einander; bei einem jeden hieng die Staatsuniform des Kadetten; sie ist blau mit gelben Aufschlägen; gewöhnlich tragen sie graue Fracs. In dem anderen Flügel sah ich einen der drei

Speisesäle, wo aber meine Geruchs- und Gesichtsorgane auf eine unangenehme Art affizirt wurden; man scheint überhaupt bei der ganzen Einrichtung auf die Reinlichkeit eben keine vorzügliche Aufmerksamkeit verwandt zu haben. Die Zahl der Kadetten beläuft sich auf 120, von denen 40 auf Königliche Kosten erhalten werden, und 80 jährlich eine Pension von 200 Rthlrn. bezahlen. Sie werden zwischen dem dreizehnten bis sechszehnten Jahre aufgenommen, und bleiben bis zum achtzehnten Jahre. Adeliche und Unadeliche und Land- und Seekadetten sind unter einander gemischt. Sie theilen sich in vier Klassen, und werden nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten von mehreren Offizieren, Professoren, Lehrern und Meistern in allen, zu ihrer Bildung und ihrem künftigen Stande nöthigen Sprachen, Wissenschaften und Fertigkeiten unterrichtet. Nach vollendeter Erziehung werden sie früh befördert, und wenn sie umsonst aufgenommen sind, genießen sie auch noch eine kleine Summe zur Equipirung. Die Seekadetten werden im Mai gewöhnlich mit einem Kriegsschiffe auf eine Expedition in der Ostsee ausgeschickt, und die Landkadetten üben sich in diesem Monate mit Kanonen u. s. w. auf dem gewöhnlichen Uebungsplatze bei Stockholm. Ohne dem Verdienste der Lehrer oder den Fortschritten der Zöglinge zu nahe zu treten, glaube ich mehrere ähnliche Anstalten gesehen zu haben, die in Hinsicht der Ordnung und äußerlichen Erziehung vor dieser den Vorzug verdienen. In einem Hinterflügel befindet sich eine Sammlung von Modellen, z. B. eines Kriegsschiffes, verschiedener Fahrzeuge, der

einzelnen Theile derselben u. s. w. *) Der Garten ist von mittelmäßiger Größe, und ohne Steifheit, doch regelmäßig angelegt. Schattende Ulmen, Eichen und Erlen machen ihn sehr angenehm. Rechts zeigen sich ein schöner Weiher und Gemüsgärten, links ein gutes Rasenstück und ein Salon, dessen vordere Architektur eben nicht sehr glücklich ist; auf dieser Seite steht der Garten mit einem natürlichen Tannenholze in Verbindung, in dem man auf einer Höhe einen zweiten Salon angelegt hat, der, von unten gesehen, eine bessere Wirkung als der erste macht. Der ganze Ort liegt übrigens auf einem erhöheten Boden, und man trifft hier und da, wie in dieser ganzen Gegend, begrünte Felsen.

Haga, ein in mehr als einer Hinsicht höchst merkwürdiger, und im Herbst und Sommer so bezaubernder Ort, daß man seines Gleichen selbst in südlichen Gegenden nur selten findet, liegt ebenfalls dicht bei der Stadt, und auf dem Wege nach Upsala, ungefähr eine Viertelstunde seitwärts. Gustav III. fand Vergnügen daran, ihn zu verschönern, und der gegenwärtige Monarch scheint die Neigung seines Vaters für diese Gegend geerbt zu haben. Man denke sich in einem ziemlich großen, doch nicht sehr tiefen Thale, einen hügeligen Boden, der auf drei Seiten von den

*) Genaue Nachrichten von diesem Institute, siehe bei Schulz von Schulzenheim, u. a. O. Beilagen, S. 58 D. Ueb.

Finken eines Landsees umgeben wird, der aber an jeder Seite von verschiedener Größe ist; das Ganze mit Rasen bedeckt, mit kunstlosen Spaziergängen durchschnitten, und dem Schmelz aller Blumen und dem Grün aller Bäume, die das Schwedische Klima ertragen können, verziert ist; ferner einige Kunstanlagen, und endlich große und natürliche Promenaden, welche die Halbinsel mit dem Tannenwalde auf der Anhöhe verbinden, und man wird sich kaum einen schwachen Begriff von dem schönen Haga und den reizenden Aussichten, die es darbietet, machen können. Beim ersten Betreten dieser Gegend entdeckt man links die Ställe mit der Wohnung des Aufsehers. Sie stellen zwei Pavillons vor, die das Aussehen haben, als wenn sie mit Kupfer gedeckt wären. In der Mitte ist ein grosses, und am Ende sind noch zwei andere Zelte, durch die man, wie durch ein Thor, geht, und alsdann in einiger Entfernung eine Orangerie erblickt.

Herr Ackermann, der in Teutschland und auch in unserem Vaterlande die Gärtnerkunst erlernt, und durch Gustav III., dessen Güte und Herablassung er nicht genug zu rühmen wußte, hier angestellt war, zeigte mir unter andern eine Ananas von solcher Größe, als ich mich nicht erinnern kann, je gesehen zu haben. Maulbeerbäume standen in Töpfen, brachten aber die süßesten Früchte zur Reife; auch die Feigenbäume mußten des Winters hinein gebracht werden; doch hatte man 700 Früchte von der besten Art für die Königliche Tafel gepflückt. In einem Zimmer

über der Orangerie sieht man das hölzerne Modell des Pallastes, den Gustav III. auf Haga bauen wollte, und wozu das granitne Fundament bereits auf einer Anhöhe, unfern von den Ställen wirklich gelegt ist; allein man scheint der ungeheuren Kosten wegen den Entwurf auf immer aufgegeben zu haben. Es würde nach seiner Vollendung eines der größten Lustschlösser von Europa geworden seyn, aber eben dadurch mit seinen Umgebungen in Widerspruch gestanden haben; nach dem Modelle sollte das Licht in den großen gewölbten Mittelsaal von oben fallen, eine Bauart, die dem Klima durchaus nicht angemessen ist.

Das gegenwärtige Schloß steht mitten im Garten, und ist ein kleines Gebäude, das meistens nur aus einem Stockwerke besteht, die Fenster gehen bis an den Boden; von außen zeichnet es sich nicht sehr aus, allein inwendig herrscht der höchste Grad von Eleganz; um hinein gelassen zu werden, muß man sich einen Erlaubnißschein verschaffen. Die Hauptthüre, die in einer Seitenmauer angebracht ist, führt erst in einen kleinen Vorsaal, und darauf in vier auf einander folgende Zimmer, welche die ganze Länge des Gebäudes einnehmen; das erste ist ein Speisesaal, der mit Papier ausgeschlagen und sehr geschmackvoll in Grau gemalt ist. Man findet hier ein Paar marmorne Büsten vom Apoll, und eine Vestalin von Sergel, auch vortrefflich polirten Granit. Das zweite Zimmer zeigt die meiste Pracht. Die Wände sind ganz mit Arabesken und Gegenständen aus den Bädern des Titus, den

Logen Raphael's u. s. w. bemalt; die Mitte auf weißer Leinwand; die Einfassungen auf Holz. Die Stühle, einige wie Sellae curules gearbeitet, und Tische, verdienen Bewunderung. Zur Verschönerung dieses Saales trägt noch das schöne Porzellan aus Seve, Meißen und Berlin bei. Das folgende Gemach ist einfacher, aber mit einem Indianischen Zeuche möblirt, den die Asiatische Kompagnie dem Könige geschenkt hat. Das letzte Zimmer, das aber noch nicht ganz vollendet war, ist ein prächtiger Speisesaal, die Wände sind weiß mit Gold. Uebrigens sind die Tapeten, Wandleuchter, die Vergoldungen u. s. w. in diesen Zimmern fast alle von Schwedischer Arbeit. Dem größten Tadel möchten die Decken, die ganz weiß sind, und deren Einfachheit zu sehr gegen den Luxus des Uebrigen absticht, ausgesetzt seyn, um so mehr, da sie hin und wieder Risse und schadhafte Stellen zeigen. Das Gebäude ist überhaupt mit zu großer Eile aufgeführt, und soll keine gehörigen Fundamente haben. Hinten ward ich darauf durch ein kleines Schlafkabinet in die Bibliothek geführt, sie steht in einem niedrigen Zimmer mit runden Ecken. Der König hat sie nach dem Tode des Grafen Creuz angenommen, und die Schulden desselben bezahlt. Die Werke sind schön gebunden, und erstrecken sich auf mehrere Zweige der Literatur, die schönen Künste, Geschichte, Naturkunde u. s. w. Die Stühle in diesem Gemache hat der hochselige König selbst gemalt. Wie groß noch damals der Enthusiasmus für Gustav's Andenken war, kann mein Führer beweisen, dem, wenn seines Todes Er-

wähnung geschah, Thränen in die Augen kamen. Eine sehr schmale Treppe führt nach oben, wo nur noch ein kleines Zimmer Aufmerksamkeit verdient. In einem Winkel desselben steht die Büste einer Gräfin Egmont, die den Prinzen zu Paris zuerst als König begrüßte. Auf dem Tische lagen verschiedene militärische Schriften für den gegenwärtigen Monarchen, der dieses Gemach zu seinem Kabinet gewählt hat.

In einer geringen Entfernung von diesem Pavillon erblickt man ein langes und eingebogenes Gebäude, das zur Küche u. s. w. bestimmt ist. Auf einer Anhöhe, etwas weiter im Garten, erhebt sich ein offener ovaler Saal, ganz von Bretern, und etwas näher gegen das Wasser ein unvollendeter kleiner antiker Tempel, dessen Verhältnisse mir fehlerhaft schienen. Ehe dieser Pavillon fertig war, bewohnte Gustav ein hölzernes Gebäude, in einer ziemlichen Entfernung von dem neuen; es liegt nicht viel höher; die unteren Zimmer sind sehr verwohnt und schlecht möblirt, allein drei moderne Gemächer im zweiten Stockwerke enthalten illuminirte Zeichnungen von Römischen Gebäuden und Denkmälern. Hier hat Gustav die ganze Revolution von 1772, und die meisten seiner übrigen Unternehmungen entworfen, und deswegen hat er auch dies Gebäude mit seinem ganzen Aufputze in seiner ursprünglichen Gestalt zu erhalten gewünscht. Dicht dabei befindet sich ein Kiosk mit vier kleinen offenen Kabineten.

Drottningholm, eine Meile westlich von der Hauptstadt, ist eigentlich das vornehmste Lustschloß der Schwedischen Könige, und der gewöhnlichste Sommeraufenthalt des Hofes. Ehemals konnte man nur zu Wasser über den Mälar, oder auf einem weiten Umwege zu Lande, dahin kommen; gegenwärtig ist die Kommunikation mit Stockholm durch eine schöne gerade Kunststraße sehr erleichtert; unterwegs führen drei Zugbrücken zu den verschiedenen Inseln. Die Gegend, durch die sie läuft, ist Schwedisch, und im Ganzen nicht unangenehm; hier und dort sieht man bedeutende Landhäuser. Die beiden Hauptfaçaden des Schlosses nach der Stadt und der Gartenseite sind von guter Architektur, obgleich ohne viele Verzierungen; jeder der beiden Flügel ist mit einem Dom versehen. Es ist indessen Schade, daß man die beste Aussicht nach Süden auf einen, mit Inseln besäten, See und die Tannenreichen Felsen des jenseitigen Ufers dem Hauptgebäude entzogen, und für einen Seitenflügel benutzt hat; vorne sieht das Schloß nur auf einen schmalen Arm des Gewässers und hohe Tannen. Das Ganze ist ein großes Gebäude. Inwendig sind die ersten Zimmer, wenn man durch die Gartenthüre hineintritt, durch ein großes, aber noch unvollendetes Gemälde merkwürdig, das Gustav's III. Krönung in der Schloßkapelle vorstellt, und wo die Anwesenden wirklich nach dem Leben gemalt sind. Ein anderes großes Stück stellt die Aussicht der Hauptstadt von der hohen Mosebacka dar; man trifft ferner verschiedene schöne allegorische Gemälde, Familienporträts u. s. w. Die erst

jüngst neu möblirten Zimmer der Königin zeigten nur eine gewöhnliche Eleganz. Das durch Louise Ulrike gesammelte Naturalienkabinet besteht größtentheils aus schönen Muscheln, Konchylien und anderen Seeprodukten, aus Vögeln, Schlangen, und anderen Thieren in Spiritus. In den unteren Fächern stehen einige zur Naturgeschichte gehörige Bücher. Die folgenden Zimmer enthalten verschiedene Alterthümer und andere Merkwürdigkeiten, die Gustav in Italien gesammelt hat. Die Bibliothek ist prächtig; ein schönes längliches und mit Geschmack verziertes Viereck; die Anzahl der Bücher ist beträchtlich, und sie sind durchgängig vortrefflich gebunden. Es sind viele Kupferwerke darunter. In den übrigen Zimmern findet man schöne Gemälde, unter andern eine vortreffliche Ariadne von Werdmüller; überhaupt verdient Drottningholm wegen der vielen Kostbarkeiten jeder Art, die es enthält, besehen zu werden. Die große Treppe ist schwerfällig, altmodisch, und mit Statuen überladen. Im zweiten Stockwerke befinden sich die sogenannten Konversationszimmer, nebst dem Speisesaale.

Den Anfang des Gartens macht ein großes offenes Rasenstück aus, das durch ein Paar breite Doppelalleen eingefaßt wird; hierauf folgt eine Anpflanzung im alten Geschmacke geschorner Buchsbäume, und einige mittelmäßige Statuen; ein Herkules in einem sehr verfallenen Bassin zeichnet sich vor den übrigen durch bessere Arbeit aus. Diese regelmäßigen Anlagen werden mit einem von Alleen durchschnittenen Gehölz

und zuletzt mit einem Berge, beschlossen, der mit einer Gruppe, die den Narciß und Cupido vorstellt, geschmückt ist. Links führt ein schlängelnder Spazierweg nach einem, mit vielen kleinen Kammern versehenen Badehause, dicht am See. Rechts ist der Garten besonders erweitert und verschönert, und es sind eine Menge Anlagen in einem größeren und freieren Geschmacke hinzugefügt. Oben auf dem Berge steht ein runder, etwa sechszig Fuß hoher Gothischer Thurm aus Backsteinen; auf demselben hat man einen Telegraphen eingerichtet, der mit einem anderen in Stockholm korrespondirt.

Den Mittelpunkt dieses neuen Parks macht ein künstlicher Berg; oben befand sich bereits ein granitnes Piedestal, wie man sagte, für eine Statue Gustav's III.; aber weit schöner als alle diese Werke der Kunst sind einige natürliche Partieen. Ein großes Wasser mit einigen kleinen Inseln, die zum Theil durch Brücken zugänglich sind, wird von einem herrlichen Erlenholze umgeben, das mit den schattigsten Spaziergängen durchschnitten ist. Die Nähe des Hofes hat zur einem Flecken Veranlassung gegeben, der aus recht artigen Häusern besteht. Im Sommer ist der Aufenthalt sehr angenehm, und es begeben sich alsdann viele Leute aus der Hauptstadt auf einige Monate hieher. Die neue Orangerie war damals noch nicht viel mehr als ein geräumiger Saal; es sollten noch zwei neue Flügel angebaut werden, um die Orangenbäume aus Ulricsdal hieher zu bringen; man gedachte sie zu-

gleich zur Kultur von Pfersichen und anderen Früchten und Blumen, die das strenge Klima des Nordens nicht ertragen, zu benutzen.

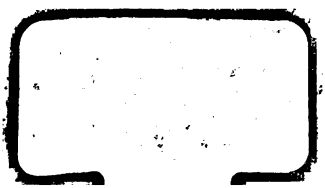
Auch das Schauspielhaus ist ein frei stehendes, nicht sehr großes Gebäude. Der Hof sitzt bei Vorstellungen vorne im Parterre; hinten gehen eine Menge Bänke nach oben. An der Seite der Bühne ist unter demselben Dache ein großer Saal, oben mit einer viereckigen Gallerie, in dem Déjeuners und Soupés gegeben werden. Die Königin Louise Ulrike legte hier einige Fabrikeinrichtungen an, denen sie den Namen Kanton gab; allein sie sind längst eingegangen, und die Wohnungen, die alle frei stehen, hinten mit einem Garten, und vorne mit einer lebendigen Hecke versehen sind, werden von dem Gärtner und den Schauspielern benutzt. Wirklich ganz in Sinesischem Geschmacke ist das von derselben Königin angelegte Lusthaus, alle Zimmer desselben sind mit lakirter Arbeit, Gemälden, größeren und kleineren Bildern, Mobilien, Hausgeräth u. s. w. angefüllt, die alle aus Sina hieher gebracht sind; doch sind die Stühle, Tische und einige Tapeten von Europäischer Arbeit.

Anderthalb Meilen weiter liegt noch ein Lustschloß, Svartsjö genannt, das jetzt verlassen zu seyn scheint. Ungeachtet die Lage des Ortes nicht sehr glücklich gewählt ist, so ist er doch gar nicht unangenehm. Das Schloß, ein gutes Gebäude, ohne viele Verzierungen, hat vorne einen Rasenplatz, und ein schmales unbedeu-

tendes Wasser, weiterhin ist Holz, und links ein dürrer Berg, mit der Aussicht auf einen Thurm und eine Mühle. Der Park ist in Englischem Geschmacke, und mit vielen reizenden Partieen versehen. Eine Nationalgruppe macht eine vortreffliche Wirkung; es ist eine sitzende Statue Gustav Adolph's, der dem Oxenstjerna eine Rolle zeigt; die Beziehung weiß ich nicht. Beide Figuren sind aus Marmor in Lebensgröße, und stehen bloß auf einer marmornen Platte, ohne irgend ein Piedestal, und scheinen daher auf dem Boden selbst zu stehen. Einige Stühle und Bänke umringen die Gruppe. Ein Theil der Anlagen ist höher und wilder, und trotz des felsigen Bodens ist die Kraft der Vegetation sehr groß, und verschiedene weniger gewöhnliche Blumen, von denen ich zu Drottningholm nicht eine einzige entdeckte, sproßten aus dem Grase hervor. Der ganze Platz ist mit einer niedrigen Steinmauer umgeben; die Gemüsegärten und einige Treibkasten liegen besonders zur Seite. Das Innere des Schlosses enthält nichts, das die Aufmerksamkeit verdient.

Ulricsdal liegt eine Schwedische Viertelmeile weiter als Haga von Stockholm, und dient jetzt der Königin Wittwe zum Sommeraufenthalte. Das Schloß wird hinten beinahe auf drei Seiten von einem kleinen, aber lieblichen See umringt; die Aussicht auf denselben ist, von der Nordseite besonders, malerisch, doch hat man auch hier bei der Anlage der Zimmer diese Vorzüge nicht gehörig benutzt. Das Gebäude ist ziemlich groß, kann aber auf keine vorzügliche Architektur Anspruch machen.

Die Zimmer sind zahlreich, aber nur klein, und enthalten eben nichts Merkwürdiges. Der einbrechende Abend hinderte mich, die verschiedenen Sachen, die man mir zeigte, mit gehöriger Aufmerksamkeit zu betrachten. Der Park ist von mittelmäßiger Größe, an der einen Seite ist eine Orangerie, und an der anderen eine schöne Allee. Ein daran stoßendes Gehölz erhöht seinen Reiz nicht wenig; doch nur erst seit Kurzem scheint man es zum Spazierengehen eingerichtet zu haben, und vor Zeiten muß die Promenade auf Ulricsdal sehr beschränkt gewesen seyn.

Ende des ersten Theils.

AUG -7 1928